Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Gesammelte Novellen

von

Julius Bacher.

In drei Bänden.

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1860.

Gesammelte Novellen

von

Julius Bacher.

Zweiter Band.

Inhalts-Verzeichniß:

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1860.

Der Ueberfall der Festung Schweidnitz.

(Die historischen Momente sind aus Friedrichs des Großen Werken entnommen.)

Schon fast fünf Jahre währte der für Preußen so denkwürdige Krieg, in welchem Friedrich der Große seine Rechte gegen das östreichische Kaiserhaus mit jener an ihm so sehr bewunderten Klugheit, Ausdauer und stets ungebeugtem Muth verfolgte. Mit einer nur geringen Truppenzahl hatte er sich beim Beginn des Feldzuges der sehr gefürchteten und bedeutenden kaiserlichen Heeresmacht kühn gegenüber gestellt, blutige Schlachten geschlagen, ruhmvolle Siege erfochten, indem er in das Land seines erbitterten Feindes eindrang und sich daselbst zu behaupten wußte. Trotz der errungenen Vortheile jedoch und trotz der von dem Lande dargebrachten ungeheuern Opfer war es dem Könige dennoch bisher nicht gelungen, seinen Feind zur Anerkenntniß seiner Rechte auf Schlesien zu vermögen, und so stand er demselben im Jahre 1761 noch immer kampfbereit gegenüber. Aber Friedrichs Lage war jetzt eine andere, als im Jahre 1756, beim Beginn dieses Krieges. Damals zog er mit einem

wenn auch nicht bedeutenden, so doch wohlgerüsteten Heer dem Feinde entgegen; erfahrene Generäle standen ihm zur Seite, welche seine Kriegspläne mit ebenso großer Kühnheit als Klugheit auszuführen verstanden, und Siege erfochten, vor welchen die Mitwelt erstaunte und welche die Geschichte für alle Zeiten in ihre eherne Tafeln gezeichnet hat.

Fünf Jahre eines eben so blutigen als erbitterten Krieges hatten das Alles geändert, und nicht nur den besten und erfahrensten Theil seiner Heeresmacht, sondern auch seiner Generäle zum Opfer gefordert, hatten sein Land fast gänzlich erschöpft, das nicht nur unter der Last der fortdauernd zu zahlenden Kriegssteuern, dem gänzlichen Darniederliegen des Handels und der Gewerbe, sondern vorzugsweise durch die in den Provinzen hausenden feindlichen Bundestruppen der Kaiserin außerordentlich litt. Um des Königs Lage noch übler zu machen, hatte ihn sein einziger, ihm noch übrig gebliebener Bundesgenosse, England, nach dem im Jahre 1760 erfolgten Tode des Königs, Georg der Zweite, verlassen, zahlte die versprochenen Hilfsgelder in einer Zeit nicht, in welcher der König ihrer am meisten bedürftig war, und ließ sich von der gegen Friedrich so erbitterten Kaiserin selbst verleiten, allerlei Ränke gegen denselben am russischen Hof zu spinnen, um das Anbahnen eines guten Einvernehmens zwischen Preußen und dem letztern unmöglich zu machen.

So sah sich Friedrich im Jahr 1761 ohne Bun-

desgenossen, ohne Truppen und Mittel zur Kriegsführung den übrigen europäischen Mächten gegenüber gestellt; denn es war dem östreichischen Hof gelungen, sich mit Frankreich, Rußland, Schweden und den deutschen Fürsten zu verbinden, und so glaubte sich die unbeugsame Maria Theresia ihrem Ziel schon ganz nahe, während Europa der gänzlichen Niederlage des großen Königs mit Bestimmtheit entgegen sah. Unter in der That so verzweifelten Verhältnissen schien dieselbe auch nicht mehr lange ausbleiben zu können, und so schmeichelte sich Maria Theresia bereits mit der sicheren Hoffnung, daß der große König sich endlich genöthigt sehen würde, um Frieden zu bitten; dann aber hatte sie ihr Ziel erreicht, den kühnen Nachbar gedemüthigt und sich die ihr so theu'ren Provinzen wieder erobert.

Dieses Ziel sobald als möglich herbei zu führen, war Oestreichs heißer Wunsch; denn die fortdauernden Kriege hatten es gleich Preußen sehr geschwächt, und es fand seine Stützpunkte jetzt nur noch vorzugsweise in seinen Bundesgenossen; fielen dieselben von ihm ab, so konnte seine Lage dem trotz seiner Schwäche dennoch stets gefürchteten Feinde gegenüber sehr leicht gefährlich werden; darum arbeitete es rastlos an der Ausführung seiner Pläne. Um ungestörter die Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges betreiben zu können, bemühte es sich, Friedrich durch das Verlangen nach endlicher Beseitigung der Streitigkeiten zu täuschen, indem es sich darin von Rußland unterstützen ließ,

ohne daß ihm dieß jedoch wirklich gelang, da dem Adlerblick des immer wachen Königs seine eigentliche Absicht nicht entging, und er um so viel mehr auf seiner Huth zu sein für nothwendig erachtete. Zwar war es den Oestreichern nicht gelungen, ihn aus Schlesien zu verdrängen, indessen waren die in den früheren Feldzügen errungenen Vortheile doch nicht so bedeutend, daß er dem erneuten Kampf ohne Besorgniß hätte entgegen sehen dürfen, besonders, da die Oestreicher von den Russen mit einer bedeutenden Heeresmacht unterstützt wurden, so daß er die höchste Vorsicht beobachten mußte, um nicht von der großen vereinten Uebermacht erdrückt zu werden, mit welcher sie ihn im Anfange des bezeichneten Jahres bedrohten. Darum hatte auch Friedrich die ausgedehntesten Vorbereitungen zum Kampf getroffen. Schlesien war noch immer das Augenmerk der Oestreicher und Russen, weßhalb sich auch Friedrich dessen Vertheidigung vorbehalten hatte, während Prinz Heinrich mit einem Heer der Hauptmacht Dauns in Sachsen gegenüber stand. Schon im Monat Mai waren die Truppen in den bestimmten Plätzen versammelt worden, und bald darauf hatten die Feindseligkeiten begonnen. Friedrich war zu Anfange des genannten Monats über die Elbe gegangen und nach sechs Tagen in Löwenberg eingetroffen. Sein Heer bestand nur aus 50,000 Mann. Der östreichische Hof hatte den General Laudon zu einem Belagerungskriege mit einem Heer von 72,000

Mann in Schlesien bestimmt, woselbst ihn die Russen unter Butterlin mit einem Heer von 60,000 Mann unterstützen sollten; der erstere stand dem Könige jetzt gegenüber. Dieser, obwol er die Absicht hatte, den Oestreichern so bald als möglich eine Schlacht zu liefern, sah sich dennoch durch die Umstände veranlaßt, nur vertheidigungsweise zu verfahren, und war hauptsächlich bedacht, die Vereinigung des russischen Heeres mit dem östreichischen zu verhüten, da er einen Angriff dieser vereinten Kräfte vermeiden mußte, seine ursprüngliche Absicht auch nur durch die Vereinzelung der feindlichen Mächte erreichen konnte. Trotz einiger über die letztern errungenen Vortheile und trotz seiner großen Aufmerksamkeit gelang ihm das Letztere dennoch nicht, und die Vereinigung der beiden Heeresmächte fand nach verschiedenen Hin- und Herzügen von beiden Seiten wirklich statt. Butterlin, der eine Stellung bei Liegnitz eingenommen hatte, war ihm zuvorgekommen, obwol Friedrich in den angestrengtesten Märschen die Höhen von Kunzendorf zu erreichen suchte, um die Oestreicher von ihren Magazinen abzuschneiden; er sah sich daher in der Voraussetzung, daß die vereinigten Armeen sich in der Gegend von Schweidnitz zusammen ziehen würden, genöthigt, ein Lager bei Bunzelwitz zu beziehen, theils um sich selbst zu sichern, theils aber auch, um die Festung Schweidnitz zu schützen, woraus er die hauptsächlichsten Kriegsbedürfnisse zog.

Was Friedrich voraus gesehen hatte, traf wirklich

ein; die verbündeten Armeen schlugen ihm gegenüber ein Lager auf, Laudon unweit Schweidnitz, und schlossen ihn ein.

Des Königs Lage war unter so bedrohlichen Umständen eine höchst gefahrvolle; indem er dieß sogleich erkannte und daher jeden Tag einen Angriff des Feindes erwarten mußte, traf er sofort alle Anstalten zu einer starken Vertheidigung, wodurch eine etwaige Ueberrumpelung seines Lagers unmöglich gemacht werden mußte. Eine Schlacht gegen eine solche Uebermacht zu wagen, wäre Verwegenheit gewesen, und selbst ein Sieg gegen dieselbe hätte immer den besten Theil seines kleinen Heeres zum Opfer verlangt und würde bei der Uebermacht des Feindes nur wenig Nutzen gebracht haben. Würde er aber, was zu fürchten war, seinen Feinden erlegen sein, so wäre damit auch seine gänzliche Niederlage bedingt gewesen, daher beschloß er zum erstenmal in seinem Kriegs-Leben eine Schlacht zu vermeiden und sich in seinem Lager zu befestigen und zu behaupten.

Und er leistete mit dem ihm zu Gebot stehenden Mitteln in der That das Ungewöhnliche, und seine damalige muthige Vertheidigung wird noch heute mit Recht von der Welt bewundernd angestaunt.

Was seinem Lager irgend von Nutzen sein konnte, wußte er zu gebrauchen. Die beiden an das Lager grenzenden Dörfer ließ er stark befestigen und mit großen Batterien versehen, um durch ihr Feuer einen

Angriff zu verhindern. Große Redouten deckten die Fronte des Fußvolks zwischen diesen Dörfern, welche noch außerdem mit Feuerschlünden besetzt waren. Einige Hügel in der Nähe dieser Dörfer, vor welchen ein tiefer Graben floß, waren verschanzt und gaben zugleich den trefflichsten Punkt, die ganze Gegend mit Geschütz zu bestreichen. Alle Verschanzungen hatten eine beträchtliche Stärke, waren mit breiten und tiefen Graben versehen, und die Fronte des Lagers mit Pallisaden, deren hervorspringende Werke Minen enthielten. Alle diese Arbeiten waren innerhalb drei Tage und Nächte vollbracht worden. Auf diese Weise hatte Friedrich seinem Lager fast die Stärke einer Festung gegeben, dessen Einnahme der Feind wol kaum zu den Möglichkeiten rechnen durfte; in demselben stand nun der hart bedrängte König mit dem festen Entschluß, eher im Kampfe unterzugehen, als sich dem Feinde zu ergeben.

Der Mittelpunkt des Lagers war ungefähr eine Meile von der Festung Schweidnitz entfernt und dehnte sich über die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zeschen und Peterwitz aus, wodurch Friedrich der ihm in seiner gegenwärtigen Lage so höchst wichtigen Festung Schweidnitz hinreichenden Schutz gewährte.

Während dieser Ereignisse war der Monat August des Jahres 1761 gekommen. Friedrich sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Die verbündeten, ihn so sehr überlegenen Mächte wagten es nicht, ihn

anzugreifen, sondern begnügten sich, ihn eingeschlossen zu halten und zu beobachten, indem sie ihn wahrscheinlich aus dem Lager hervor zu locken hofften, um alsdann ein leichteres Spiel zu haben.

In der von Laudon bedrohten Festung Schweidnitz befehligte der Kommandant von Zastrow, ein in jeder Beziehung trefflicher General, und wir sehen denselben in der oben bezeichneten Zeit mit seiner Tochter Agathe, einem Mädchen in der Blüthe der Jahre und einem entfernten Verwandten, Karl v. Kalkreuth, der als Offizier bei den Festungstruppen stand, etwa um die siebente Stunde Abends am Familientisch sitzen. Die Blicke auf eine so eben aus dem Lager des Königs erhaltene Depesche gerichtet, die vor ihm lag, faltete ein trüber Ernst seine Stirn. Kalkreuth verfolgte mit großer innerer Bewegung und Spannung die Mienen des Kommandanten, der die Depesche zusammenfaltete, indem er bemerkte:

„Die Sachen stehen schlimm. Dieser Depesche zufolge bleibt dem Könige wenige Aussicht auf Hülfe. Nur der Muth eines Helden, wie es unser großer König ist, vermag vielleicht allen diesen Drangsalen zu widerstehen.„

Kalkreuth, der mit hoher Bewunderung und glühender Verehrung an seinem Monarchen hing, schaute betrübt vor sich hin, von dem Vernommenen tief ergriffen, und ein leiser Seufzer aus Agathens Brust ließ deutlich erkennen, wie sehr sie ihres Verwandten Gefühle theilte.

So saßen sie eine kleine Weile stumm bei einander.

„Sollte Ihre Sorge wirklich begründet sein?" fragte Kalkreuth darauf. „Mir scheint es unglaublich. Einem Sieger von Torgau muß selbst das Unmögliche gelingen! Der Monarch, der von seinen Truppen so hoch verehrt wird," fuhr er mit Begeisterung fort, „dem alle willig ihr Leben opfern, der mit Klugheit und Umsicht die tiefste Wissenschaft in der Kriegsführung und einen unbezwinglichen Muth verbindet, muß einst siegreich aus dem Kampfe hervorgehen."

Mit großem Wohlgefallen schaute der Kommandant auf den begeisterten Sprecher und auch Agathens Auge hing voll Interesse an demselben.

„Auch dem Kühnsten entweicht endlich der Muth," entgegnete der Kommandant sorgenvoll, „und selbst unser König hat Augenblicke, in denen er an dem glücklichen Ausgange seiner so gerechten Sache zweifelt. Und überdenke seine Lage, bedenke, daß fast alle Mächte Europas gegen ihn sind. Russen und Schweden, Franzosen, Oestreicher und Reichstruppen haben sich zu seinem Untergange verbündet, und die unbeugsame Kaiserin Maria Theresia wird in dem eifrigen Bemühen nicht aufhören, ihre Verbündeten so lange in lebhafter Bewegung gegen ihn zu erhalten, bis sie sich in dem Besitz der ihr entrissenen Provinzen befindet. Ihr Herz ist zu sehr von Erbitterung gegen ihren Feind erfüllt, um ihn nicht auch gänzlich vernichtet zu sehen. Diese vereinten Heeresmächte nun

stehen einem Häuflein Truppen gegenüber, das aus neuer, des Krieges noch ungewöhnter Mannschaft besteht, und dem überdies die vorzüglichen Heerführer der vorangegangenen Kriege fehlen. So steht Friedrich allein da. Wäre ihm wenigstens einer seiner Bundesgenossen treu geblieben; aber auch selbst der einzige, England, hat ihn verlassen. Was hat er unter so trüben Umständen wol von der zukünftigen Zeit zu erwarten?" — So endete der Kommandant mit einem unterdrückten Seufzer.

„Sie haben von unseres Königs Lage ein niederschlagendes Bild entwickelt," entgegnete Kalkreuth voll Wärme, „und wenngleich ich Ihrem Urtheile entgegenzutreten mir nicht erlaube, so gestehe ich dennoch, daß mich die Ueberzeugung erfüllt, es wird dem Genius unseres Königs trotz so mißlicher Verhältnisse dennoch gelingen, diesen Kampf glücklich zu beenden."

„Gott wolle es geben!" erwiederte der General und fuhr dann fort: „Ein glücklicher Ausgang kann jedoch nur durch eine baldige glückliche Wendung seiner gegenwärtigen Lage hervorgerufen werden. Denn sollte er von den feindlichen Mächten noch härter bedrängt werden, käme es zu einer Schlacht, die ungünstig für ihn ausfiele, so fehlten ihm alle Hülfsmittel, sich für die Folge zu behaupten."

„Noch bleibt ihm Schweidnitz, welches ihm Kriegsmaterial liefert und als Stützpunkt für seine künftigen Kriegsoperationen dient," bemerkte Kalkreuth.

Du schlägst den Werth dieser Festung in dem gegenwärtigen Falle zu hoch an; wie wenig kann ihm dieselbe nützen, wenn so große Mächte ihn bedrohen," — entgegnete der Kommandant. „Möge uns bald der ersehnte Frieden werden!" fügte er seufzend hinzu.

Es trat wiederum eine Pause ein, in welcher die Anwesenden ihren Gedanken nachhingen; darauf entfernte sich der Kommandant, den die Meldung abrief, es wäre so eben ein Trupp Gefangener angelangt, welche in der Festung untergebracht werden sollten.

Kalkreuth und Agathe blieben allein. Der Erstere stützte den Kopf in die Hand, während Agathe sich bemühte, die begonnene Arbeit fortzusetzen. Nach einiger Zeit, in welcher Kalkreuth in seinem trüben Nachsinnen verharrte, unterbrach sie die peinliche Stille mit den Worten:

„Sagen Sie, Karl, ist des Königs Lage wirklich so gefahrvoll?"

„Ich fürchte, Ihr Vater hat nur zu sehr Recht," entgegnete Kalkreuth, ohne aufzublicken.

„O, mein Gott, welche Aussichten für die Zukunft!" seufzte Agathe.

„Beruhigen Sie sich," tröstete Kalkreuth; „Sie sind vor jeder Gefahr geschützt, sollte wirklich eine solche für Sie entstehen, und empfangen Sie zugleich die Versicherung, daß ich für Ihre Wohlfahrt mein Leben freudig opfern würde."

„Wie sehr dankbar bin ich Ihnen für diesen Trost,"

entgegnete Agathe gefühlvoll; „hoffen wir,“ fügte sie hinzu, „daß ein so schrecklicher Fall niemals eintreten wird. — Aber gerade, weil man sich hier in der Festung so sicher däucht, hielt ich mich auch überzeugt, die Lage des Königs sei noch nicht so schlimm, als man sich erzählt. Freilich jetzt bin ich anderer Ansicht geworden, und möchte selbst einem Gerücht Glauben schenken, das mir zu Ohren gekommen ist.“ —

„Welch ein Gerücht!“ — fragte Kalkreuth.

„Es klingt freilich so furchtbar, daß man glauben sollte, dasselbe sei eine schlimme Erfindung der Feinde des Königs,“ — bemerkte Agathe.

„Sie machen mich erwartungsvoll,“ erwiederte Kalkreuth, indem er sie mit Spannung anschaute.

„Ich wagte nicht, den Vater darum zu fragen, er würde mich wahrscheinlich gescholten haben, dergleichen Dinge zu behalten; Ihnen aber, lieber Kalkreuth, darf ich es verträuen, vielleicht können Sie mir darüber etwas Bestimmtes sagen. Man spricht nämlich, unser armer König trage in seiner Bedrängniß ein scharfes Gift bei sich, um seinem Leben, sollte er den Feinden erliegen müssen, rasch ein Ende zu machen.“ —

Kalkreuth zögerte mit der Antwort, während er dieselbe zu überlegen schien, endlich jedoch erwiederte er: „Sie verlangen Wahrheit von mir, und so muß ich Ihnen mittheilen, was ich doch so gern um Ihrer Ruhe willen verschwiegen hätte, nämlich, daß jenes

Gerücht in der That nicht jeder Begründung entbehrt." —

„Schrecklich, schrecklich!" preßte Agathe, tief ergriffen, hervor. „Welche Hoffnungslosigkeit muß die Heldenbrust unseres Monarchen erfüllen, um so finsteren Entschlüssen darin Raum zu geben!" fügte sie nach kurzer Pause theilnehmend hinzu.

„Friedrichs Genius wird ihn vor einem solchen Schicksal bewahren," entgegnete Kalkreuth voll Ueberzeugung. „Fürchten Sie nicht, daß der Muth unseres Königs trotz einer solchen Absicht darum auch schon erschöpft ist. Gewiß nicht. Ich sehe darin nur das ganz natürliche Mittel eines von edelm Stolz beseelten Herzens, das den Tod einer Erniedrigung vorzieht, worauf es, wie Friedrich das nur zu wohl weiß, die gegen ihn erbitterte Kaiserin von Oestreich abgesehen hat." —

„Wie schmerzlich ist es doch, den König und das Vaterland in solcher Bedrängniß zu sehen, ohne die Macht zu besitzen, helfen zu können!" entgegnete Agathe. „Doch wir dürfen nicht murren, bestimmt doch die ewige Vorsehung die Schicksale der Völker und Menschen. Wie es kommen soll, so kommt es auch; darum lassen Sie uns aus diesem Glauben Trost und Hoffnung für die künftige Zeit schöpfen."

So sanft und überzeugungsvoll sprach Agathe diese Worte, daß Kalkreuth sie, davon sichtlich bewegt und erheitert, anschaute und indem sich sein Auge in den

Liebreiz ihres Antlitzes vertiefte, wichen die dunkeln Bilder allmälig aus seiner Seele. Aus seinem glänzenden Blick sprach die innigste Liebe, die Hoffnung einer glücklichen Zukunft. Tief bewegt reichte er ihr die Hand und der warme Druck derselben sprach seine Empfindungen deutlich aus.

Agathe senkte das Auge, während zugleich ein feines Roth ihre Wangen färbte; dennoch zeigte sie nicht jene Befangenheit, welche meistens der Verräther des Geheimnisses der Liebe ist.

Karl von Kalkreuth war durch die verschiedenen Kriegszüge endlich nach Schweidnitz geführt worden, woselbst er sich seit einiger Zeit bei den Festungstruppen befand. Das verwandschaftliche Verhältniß zu dem Kommandanten hatte einen lebhaften Umgang mit diesem und Agathen erzeugt, der eine innige Zuneigung des Generals zu dem jungen Krieger herbeiführte, der muthvoll und von dem Drang nach Thaten erfüllt, ihm in der unheilvollen Zeit ein sehr angenehmer und gewünschter Gesellschafter war. Kalkreuth hing mit voller Verehrung an dem General, und obwol es nicht seine Absicht gewesen, bei den Festungstruppen zu verbleiben, so wurde er doch durch die obigen Momente, noch mehr aber durch die Liebe zu Agathen bestimmt, den Dienst in der Festung fortzusetzen; denn er liebte sie mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe.

Seine angenehme Persönlichkeit und edler Charakter

hatten dagegen auf Agathe gleichfalls keinen gewöhnlichen Eindruck gemacht, und der fast tägliche Umgang erhöhte das gegenseitige Wohlgefallen an einander noch mehr, das endlich ein inniges, jedoch nur freundschaftliches Verhältniß herbeiführte, das sie mit zartem Sinn zu erhalten und zu befestigen verstanden.

Obwol Kalkreuth sich mit der Ueberzeugung schmeichelte, von Agathen geliebt zu sein, wagte er es dennoch nicht, ihr seine Gefühle zu gestehen, da theils seine Stellung noch zu unbedeutend, die gegenwärtigen Verhältnisse auch zu ungünstig waren, um an eine Verbindung mit ihr denken zu können; eben so wenig wurden seine Wünsche durch die Vortheile der Geburt und des Besitzes unterstützt. Er mußte daher eine glücklichere Zeit abwarten, und von der Hoffnung erfüllt, daß es ihm gelingen würde, durch kühne Thaten das ersehnte Ziel endlich zu erringen, fühlte er sich schon in dem täglichen Umgang mit der Geliebten befriedigt, und sah der Zukunft trotz der so verzweifelten Gegenwart mit ruhiger Ergebung in das Unabänderliche entgegen.

Der Kommandant kehrte bald darauf mit der Nachricht zurück, daß die eben angelangten Gefangenen einem östreichischen Streifcorps angehörten, das ein Italiener, Major Rocca, ein Partheigänger des Laudonschen Corps, befehligt hatte, der in einem in der verflossenen Nacht stattgefundenen Gefecht mit mehren Offizieren und ungefähr 200 Soldaten von den königlichen Truppen gefangen genommen worden war,

welche man jetzt in der Festung aufheben ließ. Man hatte ihm eine sehr interessante Schilderung des Muthes und der Tapferkeit gemacht, durch welche sich dieser Partheigänger schon seit längerer Zeit ausgezeichnet, der die kleinen Streifcorps des Königs vielfach zu beunruhigen und ihnen manche Vortheile abzujagen verstanden, und man war daher um so erfreuter, diesen in der That gefährlichen Mann endlich unschädlich gemacht zu haben.

Der Kommandant schloß seine Mittheilung mit dem Bemerken, daß ihm das Wesen und Benehmen des bezeichneten Majors während der kurzen Unterredung, welche er mit ihm gehabt, sehr zugesagt habe, und er auf die nähere Bekanntschaft desselben in der That gespannt sei, und noch lange diente derselbe zu ihrer Unterhaltung, ohne daß der Kommandant sowol als seine Zuhörer ahnten, wie bedeutungsvoll dieser Mann für sie schon in der nächsten Zeit werden sollte.

Die bezeichneten östreichischen Soldaten waren in der Festung untergebracht worden, während der Kommandant dem Major und den Offizieren gestattet hatte, Quartiere bei Leuten in der Stadt zu beziehen, da in der Festung der Raum durch das Unterbringen von andern Gefangenen bereits sehr beschränkt worden war.

Major Rocca hatte das seine bei einer jungen

Wittwe, Bergräthin Bürger, genommen, deren Haus sich in einem entlegenen Stadttheile befand.

Mitternacht war fast vorüber. Die Bewohner der Stadt erfreuten sich schon lange des tiefsten Schlummers, nur die Wachen in den Festungswerken gingen spähend und lauschend auf und ab, und bis auf Major Rocca genossen auch die gefangenen Oestreicher vielleicht nach langer Zeit wieder in sicherer Ruhe den lang entbehrten Schlaf; anders jedoch war es mit dem Major.

Die Brust mit dem bittersten Unmuth erfüllt, durchschritt er gedankenvoll das von dem niedergebrannten Licht nur matt erleuchtete Zimmer.

Oft blieb er stehen, erhob das finstere, gedankenvolle Auge und blickte durch das Fenster in die Ferne, woselbst die östreichische Heeresmacht lagerte, indem er unverständliche Worte vor sich hin sprach. Ihn hatten Stolz und Ruhmsucht aus seinem Vaterlande in den Krieg geführt, und stets bestrebt, sich durch Muth und Entschlossenheit auszuzeichnen, war ihm bald der Rang eines Majors zu Theil geworden. Sein Ehrgeiz fühlte sich dadurch jedoch noch nicht befriedigt, sondern trieb ihn vielmehr an, sich noch höhere Würden zu erwerben. Um so unerträglicher dünkte ihm jetzt seine Gefangenschaft, welche ihn der Mittel, sein Ziel zu erreichen, beraubte.

Zwar hatte er die Aussicht, einst gegen preußische Gefangene ausgewechselt zu werden; indessen wie lange konnte dieser Zeitpunkt noch hinaus geschoben werden! —

Er mußte und mit Recht befürchten, daß dieß nicht bald geschehen würde, da man wahrscheinlich die Absicht hegte, ihn so lange als möglich in der Gefangenschaft zu behalten, um einen unter den obwaltenden Umständen nicht ganz ungefährlichen Feind zu beseitigen. Denn er wußte nur zu wohl, daß seine kühnen Streifzüge die preußischen Truppen schon längst mit dem Verlangen erfüllt hatten, ihn endlich in ihre Macht zu bekommen.

Diese niederschlagenden Betrachtungen hatten den Schlaf von seinem Auge gescheucht und seine Brust mit dem bittersten Unmuth über sein unheilvolles Geschick erfüllt. Er war jedoch nicht gewöhnt, in einer gefahrvollen Lage seine Zeit mit fruchtlosen Betrachtungen auszufüllen, sondern sein energischer Charakter drängte ihn stets zur raschen, muthvollen That hin; wie viel mehr mußte dieß unter den obwaltenden Umständen und in der Ueberzeugung sein, daß die gegenwärtige Lage des Feindes ihm die meiste Gelegenheit zur Erreichung seines Ziels darbot. Wie viele Erfolge, sagte er sich, würde er vielleicht schon in wenigen Tagen errungen haben, wäre er Herr seiner Freiheit und im Besitz seiner, in den verschiedensten Handstreichen erprobten Soldaten geblieben, die ihm blindlings folgten und keine Gefahr scheuten! —

Jetzt sah er eine langdauernde, thatenlose Ruhe voraus, sich selbst von den Mauern einer Festung eingeschlossen, ohne die Hoffnung zu haben, den erlittenen

Schimpf der Gefangenschaft durch eine rasche, kühne That bald wieder auszulöschen.

Unter diesen Betrachtungen war ihm die Nacht dahin gegangen, und erst als die Morgenröthe am Horizont erschien, begab er sich zur Ruhe, jedoch in dem Vornehmen befestigt, kein Mittel unversucht zu lassen, sich sobald als möglich zu befreien.

Er nahm sich vor, falls Laudon seine Auslieferung nicht verlangen sollte, den Kommandanten in der nächsten Zeit um die Uebersendung eines Briefes an denselben, der die Bitte um seine baldige Auslösung enthielt, zu ersuchen, und erwartete, daß ihm der erstere dieses Gesuch bestimmt bewilligen würde. Er rechnete dabei auf die vortheilhafte Wirkung seiner persönlichen Erscheinung und seiner an ihm gerühmten Ueberredungskünste, welche er auch auf den Kommandanten zu erzielen hoffte, da ihm bei seiner Ankunft nicht entgangen war, daß er auf denselben bereits einen für sich vortheilhaften Eindruck gemacht hatte.

Wie wir wissen, täuschte er sich in dieser Annahme nicht, und eine nähere Betrachtung seiner Person nöthigte die Ueberzeugung auf, daß er in der That alle jene Vorzüge besaß, durch welche er die bezeichneten Vortheile zu erreichen hoffte. Seine schöne Gestalt wurde durch ein einnehmendes Wesen noch mehr gehoben; Menschenkenntniß und große Verstellungskunst machten überdies jene Vorzüge um so gefahrvoller für Andere, als er sich dadurch auf die angenehmste

Weise die Herrschaft über seine Umgebung zu verschaffen verstand. Rechnet man hiezu noch eine glänzende Bildung und die in einem vielfach bewegten Leben gesammelten Erfahrungen, so wie die Gabe, diese Vorzüge in interessanter Weise geltend zu machen, so wird es natürlich erscheinen, daß man ihn nicht nur als den geistreichen Gesellschafter suchte, sondern ihm auch als Menschen Achtung und Wohlwollen spendete.

Mehre Tage waren dem Major in der Erwartung, seine Hoffnung erfüllt zu sehen, dahin gegangen, ohne daß dieß geschah, oder der Kommandant, den er während dieser Zeit fast täglich sah und mit welchem er sich alsdann meistens eine kurze Zeit unterhielt, in dieser Beziehung auch nur eine leise Andeutung gemacht hätte. Diesen Tagen des fruchtlosen Harrens folgten noch mehre, ohne Rocca die geringste Aussicht auf seine endliche Erlösung zu bringen, daher zögerte er mit der Ausführung seines Planes nicht länger und entwarf ein Gesuch an Laudon, das er dem Kommandanten noch an demselben Tage mit der Bitte um recht baldige Beförderung überreichte.

Der letztere nahm dasselbe zwar entgegen, jedoch wie es schien, nicht eben gern, indem er zugleich bemerkte, daß ihm die gegenwärtige Kriegslage wenig Aussicht für die Erfüllung desselben gestatte, worin ihm der Major aus den bereits angeführten Gründen mit Ueberzeugung beipflichten mußte. Dennoch be-

harrte der Letztere auf seine Bitte und der Kommandant gab ihm das Versprechen, bei der nächsten passenden Gelegenheit den Brief an Laudon senden zu wollen.

Rocca schied von dem General wenig erfreut, denn es war seinem scharfen Blick nicht entgangen, wie wenig angenehm sein Gesuch demselben zu sein schien und er darnach auch den Erfolg abwog. Er täuschte sich in dieser Voraussetzung durchaus nicht. Der Kommandant war, wie wir erfahren haben, von dem Wesen des Majors sogleich sehr angenehm berührt worden, dieß steigerte sich im Lauf der wiederholten Unterhaltungen noch mehr, in welchen Rocca Gelegenheit fand, seine Vorzüge geltend zu machen. Der Kommandant erkannte, daß das dem Major vorangegangene lobende Gerücht durchaus begründet sei, und so wird es unter den damaligen Verhältnissen natürlich erscheinen, daß sich in ihm der Wunsch regte, einen so ausgezeichneten Offizier, den lediglich der Hang zu Kriegsabenteuern aus seinem Vaterlande gelockt, für die Armee des Königs zu gewinnen. Wir haben oben bemerkt, wie Friedrichs Heer namentlich von erfahrenen Offizieren entblößt war; es konnte also der Gewinn eines so kühnen, unternehmungslustigen Mannes, wie Rocca, nicht klein angeschlagen werden, ganz abgesehen, daß derselbe einen bedeutenden Ruf besaß, der im Kriege bekanntlich sehr geeignet ist, sehr bald eine größere Schaar von Kriegern um den tapfern Heerführer zu versammeln. Daher seine

nicht eben freundliche Annahme von Roccas Gesuch, aus welchem er sehr richtig auf die Ungeduld und das kriegerische Feuer des Majors schloß. Trotz seines Wunsches gedachte er den Brief an Laudon dennoch bestellen zu lassen, obgleich er sich auch vornahm, recht bald die geeigneten Schritte zur Gewinnung dieses Offiziers zu thun. Er konnte sich zur Beruhigung sagen, daß die wegen der Auswechselung der Gefangenen zu treffenden Verhandlungen nicht eben zu sehr übereilt werden würden, namentlich in Bezug auf Rocca, und glaubte daher mit einiger Zuversicht hinreichend Zeit zur Ausführung seines, dem Könige so nützlichen Vorhabens zu gewinnen.

Dieses letztere war auch die Ursache, daß er dem Major nicht nur stets sehr rücksichtsvoll entgegen kam, sondern ihm auch mehr Freiheit und den Umgang mit seinen mitgefangenen Offizieren gestattete, was er unter andern Umständen mit Rücksicht auf die kriegerische Lage gewiß nicht bewilligt hätte. Ihn leitete dabei jedoch die Absicht, dem Major den Aufenthalt in der Festung so angenehm als möglich zu machen, indem er ihn auf diese Weise leichter für sich und seinen Plan zu gewinnen hoffte.

Rocca wurde durch die Güte des Kommandanten auf das Angenehmste überrascht; aber zu sehr Menschenkenner und voll Selbstsucht, um eine solche Rücksicht lediglich als die Folge des Wohlwollens zu betrachten, glaubte er dieselbe vielmehr in eine besondere

Absicht des Kommandanten setzen zu müssen, und, mit den Kriegsgebräuchen damaliger Zeit nur zu wohl vertraut, errieth er bei näherer Untersuchung dieselbe in der That wirklich sehr bald. Einzelne Andeutungen des Kommandanten bestärkten ihn noch mehr in seinen Voraussetzungen, und von diesen geleitet zögerte er nicht, den erstern vorsichtig auszuforschen, um sich in dieser Beziehung vollständige Gewißheit zu verschaffen, und daraus einen Schluß für sein künftiges Geschick zu ziehen, damit, sollte er keine Aussicht auf baldige Befreiung erhalten, er auf andere Mittel diesen Zweck zu erreichen, sinnen könnte.

Seinem schlauen Sinn gelang dieß sehr bald, und so gewann der Gedanke, sich auf irgend eine andere Weise zu befreien, in ihm immer mehr Raum, der überdies durch das Wohlwollen und die Güte, welche der Kommandant ihm im Lauf der nächsten Zeit in verdoppeltem Maaß schenkte, fortdauernd wach erhalten wurde, ohne daß er jedoch zu einem bestimmten Entschluß gelangen konnte.

Eine längere Zeit ging darüber hin. Eine Antwort auf sein Gesuch erfolgte auch jetzt nicht, und so gab er aus den angeführten Gründen jede Hoffnung zu seiner baldigen Befreiung auf; er sah ein, daß dieselbe unter den obwaltenden Verhältnissen thöricht sei, und von diesem Zeitpunkte an verfolgte er den oben bezeichneten Gedanken mit der ihm eigenthümlichen Energie.

Die Umstände kamen ihm darin außerordentlich entgegen. Der Kommandant hatte nämlich unter der Hand die Andeutung erhalten, daß man es nicht ungern sehen würde, wollte der Major sich entschließen, in des Königs Dienste zu treten, und so nahm er daher keinen Anstand, das demselben geschenkte Wohlwollen so weit auszudehnen, daß er ihn zu Tisch einlud, um auf diese Weise die passende Gelegenheit zur Erreichung seines Zweckes herbei zu führen.

Wir brauchen wol kaum zu erwähnen, daß Rocca durch die erhaltene Einladung nicht eben zu sehr überrascht wurde, kannte er doch die eigentliche Veranlassung dazu; dennoch unterließ er nicht, dem General für diesen Beweis seines großen Wohlwollens den wärmsten Dank abzustatten und ihn zu versichern, wie viel dasselbe beitrüge, ihm den thatenlosen Aufenthalt in der Festung weniger unangenehm zu machen, indem er noch manches schmeichelhafte Wort für den Kommandanten daran knüpfte.

Dieser war über die gute Wirkung seines Benehmens gegen Rocca sehr erfreut, und empfing denselben an dem Tage der Einladung mit verdoppelter Herzlichkeit. Außer einem paar, dem General befreundeten Offizieren der Festungstruppen war auch Kalkreuth eingeladen worden, der auf die nähere Bekanntschaft des Majors um so erwartungsvoller war, da ihm der Kommandant bereits öfters Mittheilungen über den letztern gemacht und daran stets lobende

Bemerkungen über denselben geknüpft hatte, ohne ihm jedoch seine eigentliche Absicht mit demselben zu verrathen.

Mit fast nicht minderem Interesse begrüßten die übrigen Offiziere den Major, und bald war eine lebhafte Unterhaltung eingeleitet, in welcher die erlebten Feldzüge besprochen wurden, welche dem Major, der sich dabei vielfach betheiligt hatte, hinreichende Gelegenheit zur Geltendmachung seiner kriegerischen Bildung und Erfahrung gab.

Seine Zuhörer schenkten ihm eine ungetheilte Aufmerksamkeit, die der Major durch die lebendige und spannende Schilderung der erlebten Vorgänge dauernd rege zu erhalten wußte, ohne jedoch des Fehlers geziehen werden zu können, daß ihn etwa Selbstgefälligkeit verleitete, sich zum Gesprächsführer aufzuwerfen. Im Gegentheil wußte er es geschickt einzurichten, daß man ihn vielmehr zur Fortsetzung seiner interessanten Mittheilungen stets aufforderte, sobald er aus feiner Rücksicht auf die Gäste und den Kommandanten nur kurze Andeutungen machte oder schwieg, indem er zugleich bei allen Vorschlägen und Behauptungen stets eine große Bescheidenheit an den Tag legte, namentlich aber dem Kommandanten in feiner Weise zu huldigen wußte.

So ging das Mahl in der heitersten und interessantesten Unterhaltung dahin, und als man sich endlich trennte, legten die Freunde des Generals das

Bekenntniß ab, daß ihre Erwartungen hinsichts des Majors in der That noch übertroffen worden wären.

Der Letztere war mit der Bitte, um Wiederholung seines Besuchs, welche der Kommandant ausgesprochen, geschieden und mit dem Resultat desselben sehr zufrieden. Er hatte Gelegenheit gefunden, den Ersteren näher kennen zu lernen, und glaubte sich mit Ueberzeugung sagen zu können, daß derselbe ihm für die Folge außer einem Wohlwollen vielleicht auch noch mehr Freiheit und Vertrauen schenken würde; das aber däuchte ihm für die Folge höchst nothwendig, sollte er für seine baldige Befreiung wirklich mit Erfolg arbeiten können. Um sich alle Vortheile dafür zu sichern, nahm er sich vor, den Kommandanten durch ein scheinbares Eingehen in seine Vorschläge zu täuschen, ja denselben sogar noch durch entsprechende Andeutungen entgegen zu kommen.

Kalkreuth hatte mit dem Major nur wenige Worte gewechselt, der ihm im Allgemeinen nur geringe Aufmerksamkeit schenkte, dagegen aber zugleich mehr Gelegenheit gefunden, denselben zu beobachten und mußte sich gestehen, einen nicht gewöhnlichen Eindruck von der Erscheinung des Majors empfangen zu haben. Aber, obgleich er ihm eine aufrichtige Werthschätzung seiner Vorzüge nicht versagen konnte, war der empfangene Eindruck in Wahrheit doch kein behaglicher gewesen. Das Wesen des Majors hatte ihn eher abgestoßen, als angezogen, indem er fühlte, daß ihm

jener Vorzug mangele, welcher die Menschen so anziehend zu machen pflegt; Wärme des Gefühls und Unbefangenheit einer aufrichtigen, biedern Gesinnung, welche an dem Norddeutschen so sehr gerühmt werden und welche Eigenschaften einer Person, welcher er sich nähern mochte, nicht fehlen durften.

Nachdem der Kommandant sich mit ihm allein befand, fragte er ihn, wie ihm der Major gefallen habe, und Kalkreuth, der die Wahrheit und Aufrichtigkeit viel zu hoch schätzte, um dieselbe in diesem Fall etwa verläugnen zu wollen, hielt mit seinem Urtheil nicht zurück, indem er zugleich die Gründe dafür anzugeben nicht unterließ.

Der Kommandant lachte über seine Spitzfindigkeiten, wie er Kalkreuth's Auseinandersetzungen nannte, und meinte, daß die nähere Bekanntschaft des Majors seine Skrupel bestimmt zerstören würde. Kalkreuth dagegen versicherte, wie wenig Hoffnung er auf eine wahrhaft freundschaftliche Annäherung an denselben hege, indem er scherzend hinzu fügte, daß dieß nicht eben in einer Ueberschätzung desselben, sondern, wie er sich überzeugt zu haben glaubte, in dem Mangel aller Sympathie, welche zwischen ihnen bestände, seinen Grund hätte.

Der Kommandant, dessen Interesse für den Major durch die verflossene Stunde noch erhöht worden war, gerieth über Kalkreuth's Widerspruch in Eifer und bemühte sich, denselben für seine Ansicht zu stimmen,

und Agathe, die in diesem Augenblick eintrat, war in der That nicht wenig überrascht, ihren Vater in einer so eifrigen Vertheidigung des fremden Gastes zu sehen.

Ihr Erscheinen gab dem General den Anlaß, sich in scherzhafter Weise über Kalkreuth's Widerspruchsgeist zu beklagen, indem er zugleich das Bedauern aussprach, daß Agathe nicht bei der Tafel gegenwärtig gewesen wäre, um auch von ihr ein Urtheil über den Major vernehmen zu können, womit er den starrsinnigen Ungläubigen sicher zu schlagen hoffte.

Diese Bemerkung lockte auf Agathen's Wangen eine flüchtige Röthe hervor, und sie gestand nach Ueberwindung einer vorübergehenden Befangenheit, daß ihr der Major nicht ganz unbekannt sei, und sie ihn sowol gesehen als auch sprechen gehört habe, indem sie zugleich hinzufügte, daß ihr das Wesen und Benehmen desselben Interesse abgenöthigt und wohl gefallen habe.

Voll Freuden nahm der frohgestimmte Kommandant dieses Bekenntniß entgegen und benutzte dasselbe gegen Kalkreuth, der sich dem General zu Liebe endlich für überwunden erklärte, obgleich er versicherte, für die Begründung seiner Ansicht noch die Zukunft benutzen zu wollen.

So war die Nacht gekommen.

Kalkreuth rief der Dienst ab; der Kommandant begab sich zur Ruhe und Agathe blieb allein.

Wir bemerkten früher, daß die letztere nur nach Ueberwindung einer gewissen Befangenheit ihre Mit-

theilung über Rocca gemacht hatte, und wir müssen hinzufügen, daß dieselbe aus dem ungewöhnlichen Eindruck hervorgegangen war, welchen der erstere auf sie erzeugt hatte.

Agathen's Herz war frei, denn sie hegte für Kalkreuth nicht mehr als nur freundschaftliche Zuneigung. Rocca war ein Mann in der Blüthe der Jahre, von einnehmender Persönlichkeit, welcher der südliche Charakter eine besondere Anziehungskraft verlieh; rechnen wir dazu den kühnen, unternehmenden Geist, welcher sich in Worten und Benehmen aussprach, so werden wir die Wirkung seiner Erscheinung auf sie natürlich finden.

So sehen wir sie denn auch in der Stille ihres Gemaches mit der lebhaften Erinnerung an denselben erfüllt, die den Schlaf von ihrem Auge fern hielt, und sein Bild erschien ihr selbst noch in den Träumen, in welche der erstere sie endlich wiegte.

Als sie am Morgen erwachte, war er ihr erster Gedanken, indem sie sich zugleich gestand, mit Ungeduld seinem nächsten Besuch, den er dem Kommandanten zugesagt hatte, entgegen zu sehen.

Wir werden im Leben häufig durch die Beobachtung überrascht, daß sich in gewissen Fällen alle Verhältnisse günstig und ohne besonderes Bemühen nach unsern Wünschen zweckentsprechend gestalten, und uns ein bestimmtes Ziel leicht und rasch erreichen lassen;

wir nennen dieß Glück, oder wenigstens einen glücklichen Zufall, und preisen Denjenigen, der solcher Vortheile theilhaftig wird. Eine weitere Beobachtung ergiebt auch, daß eine solche Begünstigung leider nicht nur bei erlaubten und guten, sondern auch bei übeln Handlungen stattfindet, und gestehen uns denn wol, mit unsern Ansichten in einen gewissen Streit zu gerathen, der oft sehr schwer lösbar wird. Indessen es ist nun einmal so und wir vermögen es nicht zu ändern.

Ein solcher Fall fand auch jetzt in Bezug auf die Pläne des Majors statt und erhob nicht nur seinen Muth, sondern weckte auch eben so gefährliche als verwerfliche Entschlüsse in ihm.

Zu sehr Weltmann, um sich der Höflichkeitspflichten gegen die Dame des Hauses, in welchem er ein sehr bequemes Quartier gefunden, nicht bewußt zu sein, hatte er sich derselben bald nach seiner Ankunft durch einen der Bergräthin gemachten Besuch entledigt. Er fand in der letztern eine noch jugendliche, lebenslustige Frau, von lebhaftem Temperament, welche den Wittwenschleier, den sie bereits längere Zeit duldete, nicht eben gern zu tragen schien. Ihre persönliche Erscheinung war nicht ohne Reiz und natürliche Anmuth und wohl geeignet, einen Mann zu fesseln.

Rocca hatte das sogleich erkannt, und zu wohl vertraut mit dem nicht gewöhnlichen Einfluß, den er auf Frauen auszuüben verstand, wenn dieselben seinen Beifall gewannen, bot sich ihm in der Dame des

Hauses ein willkommenes Mittel dar, die langgedehnten Stunden seiner Gefangenschaft einigermaßen angenehm auszufüllen, indem er zugleich erkannte, daß ihm die bereits seit mehren Jahren in Schweidnitz lebende Bergräthin vielleicht unter gewissen Umständen für seinen Plan von wirklichem Nutzen sein könnte.

Ihr Haus war abgelegen, nicht sehr entfernt von den Festungswerken, zu welchen man, durch eine Hinterpforte begünstigt, die nach einer, nur aus Wirthschaftsgebäuden bestehenden und wenig betretenen Straße führte, leicht und unbemerkt gelangen konnte, indem sie zugleich die Bewohner desselben mehr oder weniger der Beobachtung entzog; ein nicht zu übersehender Vortheil, der unter bestimmten Verhältnissen benutzt werden konnte.

Diese vereinten Gründe nun bewogen den Major, der Dame eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken, die von ihr sehr beifällig aufgenommen wurde, indem es ihrer Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, sich von einem in jeder Hinsicht so ausgezeichneten Offizier also bevorzugt zu sehen. Sie verdoppelte daher ihre wirthliche Sorge um ihn und gab dadurch dem Major die willkommene Gelegenheit, ihr persönlich seinen mit feinen Schmeicheleien erfüllten Dank abzustatten, wodurch scheinbar absichtslos eine vertraulichere Annäherung zwischen ihnen hervorgerufen wurde, die von der Bergräthin mit Lebhaftigkeit gepflegt, in der That zuletzt nur noch in dem Geständniß einer liebevollen Zuneigung ihre Erledigung finden konnte.

Hätte dieses letztere nur von der Bergräthin abgelegt werden dürfen, so glauben wir mit Bestimmtheit sagen zu können, daß dieselbe damit vielleicht nicht länger gezögert hätte; die Sitte erheischt dieß jedoch zuerst von dem Manne. Rocca schien jedoch zur Beobachtung derselben vorläufig keine Lust zu haben, sondern zeigte im Gegentheil bei aller Verehrung, welche er der Bergräthin bewies, dennoch so viele rücksichtsvolle Zurückhaltug, daß die Dame bisweilen sogar an der Aufrichtigkeit seiner Gefühle zu zweifeln sich veranlaßt sah, ohne darum doch ihrem Herzen selbst mehr Zwang anzulegen. Im Gegentheil steigerte dieses zurückhaltende Benehmen ihre Leidenschaft nur noch mehr, die in der Gewißheit seines Besitzes einen festen Stützpunkt zu erhalten sich bemühte.

Dieß muß mit Rücksicht auf Rocca's Verhältnisse natürlich erscheinen.

Der Major gehörte nicht ihrem Vaterlande an, war ein Gefangener, der jeden Tag seine Freiheit erhalten konnte, welche seine Trennung von ihr auf immer bedingte. Trat dieser Fall wirklich ein, so war auch ihr neues Glück für alle Zeit zerstört, wenn sie nicht durch eine Erklärung des Majors die gewisse Aussicht erlangte, daß er unter günstigen Verhältnissen wieder zu ihr zurückkehren würde.

Obwol sie sich bemühte, ein Mittel zur Erlangung ihres Zweckes zu ersinnen, gelang ihr dieses dennoch nicht, und sie sah sich endlich genöthigt, mit Geduld

der Entwicklung dieses Verhältnisses entgegen zu sehen, indem sie sich mit der Hoffnung schmeichelte, es sei ihr bereits gelungen, Rocca dauernd an sich zu fesseln, und darum würde auch ihr Verlangen früher oder später bestimmt erfüllt werden.

Dem Major war dies Alles nicht entgangen; aber weit entfernt, die leidenschaftlichen Wünsche der Bergräthin zu theilen, war sein kalt berechnender Verstand nur darauf bedacht, die Verhältnisse und Personen lediglich in seinem Interesse auszubeuten, ohne zu bedenken, welche Leiden er dadurch vielleicht früher oder später für sie begründen könnte. Wie fern lag seinem ehrgeizigen Geist ein gewöhnliches, das ganze Leben hindurch dauerndes Eheverhältniß, das mit seinen Plänen von Ruhm und Ehre, welche er sich im Kriege zu erwerben hoffte, durchaus nicht übereinstimmte. Ebenso wenig würde ihm eine Dame von so gewöhnlicher Abkunft, wie die Bergräthin, in dem Fall zugesagt haben, wenn er sich zu einer Vermählung wirklich hätte entschließen wollen. Er hoffte seine künftige Gemahlin in viel höheren Sphären der Gesellschaft zu finden, und darum hütete er sich wohl, der Bergräthin mehr als nur den Verehrer zu zeigen.

Wichtiger war ihm der bei dem Kommandanten errungene Vortheil, und er säumte daher nicht, demselben, sobald es die Verhältnisse gestatteten, den versprochenen Besuch zu machen.

Dieses mal fand er Agathe anwesend und ihr An-

blick, der Reiz ihrer Jugend und Schönheit setzten sein Herz in Flammen.

Er war etwa um die sechste Stunde Abends gekommen, und wollte sich bereits nach kurzer Zeit, freilich nicht eben gern, empfehlen, da er dieß für nothwendig erachtete; um so bereitwilliger folgte er daher der Bitte zum Verweilen des über seinen Besuch sehr erfreuten Generals, die seinen Wünschen so sehr entgegen kam, da sie ihm die Gelegenheit verschaffte, Agathen's Gegenwart noch länger zu genießen.

So verging der Abend in der angenehmsten Unterhaltung, deren Kosten der Major um so lieber übernahm, als er die Aufgabe fühlte, Agathe für sich zu gewinnen. Wie es schien, von einem höheren Feuer belebt, spann er den Faden des Gesprächs fort und fort, indem er die überraschendsten Erzählungen aus seinem Vaterlande, geistreiche Anekdoten und interessante Vorfälle aus seinem Kriegsleben mittheilte, und seine Zuhörer auch jetzt an sein Wort und seine Person dauernd zu fesseln wußte.

Namentlich war es Agathe, welche mit ungetheilter Aufmerksamkeit, ohne sich selbst an der Unterhaltung zu betheiligen, stumm und gedankenvoll an seinem Munde hing, und mit einer ihr bis jetzt noch unbekannten Lust den Wohllaut seiner Worte begierig aufsog, indem sie bisweilen das Auge erhob, um es flüchtig über das schöne, männliche Antlitz des beredten Krie-

gers streifen zu lassen, und es rasch und erröthend zu senken, wenn der Feuerblick desselben dem ihrigen begegnete.

Aber so viele Vorsicht sie dabei auch zu beobachten, so sehr sie auch ihre Empfindungen zu beherrschen sich bemühte, so entging dennoch dem Major nicht die leiseste Regung ihrer Brust, und indem er den so schnell errungenen Vortheil über sie sogleich erkannte, verdoppelte er zugleich sein Bemühen, ihr zu gefallen.

Es bedurfte dessen kaum; denn die Liebe entsteht wie die Blüthe. Treffen ihre Lebensbedingungen zusammen, so keimt sie hervor und entfaltet sich im Sonnenschein des Lenzes schön und duftig: so auch die Liebe in der Menschenbrust. Der Blick voll Liebe ist der Sonnenstrahl, der ihr Leben weckt; einmal erschlossen keimt sie rasch und zeitigt an ihm zur herrlichsten Vollkommenheit.

Wir haben erfahren, wie tief der Eindruck war, den Agathe schon beim ersten Erblicken des Majors empfangen hatte, und werden es daher natürlich finden, wenn derselbe sich unter den angegebenen Umständen verdoppelte.

Niemand wurde davon mehr überzeugt, als Kalkreuth, der ungefähr eine Stunde nach dem Major erschien und im Lauf des Abends sehr bald Gelegenheit fand, die ganze Bedeutung von Agathens früherem Urtheil über Rocca zu erkennen. Es mußte ihm bald klar werden, daß dasselbe nicht der Beifall und das

Wohlgefallen, sondern ein tieferes und bedeutsameres Gefühl gelenkt hatte; Agathen's Erröthen jetzt, ihre sonst nie bemerkte Unsicherheit im Benehmen, ihr scheuer, sinnender Blick überzeugten ihn zuletzt von der schmerzvollen Gewißheit, daß Rocca ihr Herz gewonnen, und er in einer unheilvollen Täuschung gelebt habe.

Mit dieser Erkenntniß stellten sich auch alle jene Leiden ein, welche die treuen Begleiter eines so betrübten Zustandes zu sein pflegen, und auch Kalkreuth wäre von der gegenwärtigen Lage überwunden worden, wenn er seine Gefühle nicht mit aller Kraft zu beherrschen sich sogleich bemüht hätte, und glücklicherweise durch den Major selbst darin unterstützt worden wäre, der ihm, nachdem ihm Kalkreuth als ein Verwandter des Hauses vorgestellt worden war, eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken sich gedrungen fühlte.

Agathe und der Kommandant, zu sehr von dem Major beschäftigt, ahnten von dem schmerzvollen Seelenzustand ihres Verwandten nicht das Geringste und ebenso wenig, welchen Kampf dessen Herz in diesem Augenblick bestand.

Kalkreuth athmete etwas leichter, als die späte Stunde den Major endlich zum Aufbruch mahnte und ihn selbst die so ersehnte Gelegenheit zum Entfernen gewährte. Leider mußte er beim Abschiede noch vernehmen, mit welcher Herzlichkeit Rocca von dem Kommandanten zur baldigen Wiederholung seines Besuchs aufgefordert wurde, und in dem zustimmenden Blick

Agathen's erkennen, wie sehr diese Bitte ihrem eigenen Verlangen entgegen kam.

Der Major betheuerte, von so vielem Wohlwollen auf das Angenehmste beglückt worden zu sein, indem er zugleich das Geständniß ablegte, wie ihm dadurch seine so wenig tröstliche Lage zu einer in der That sehr erwünschten gemacht würde, und fügte im Interesse seines Planes noch hinzu, daß ihn die aufrichtige Schätzung so großer, liebevoller Rücksicht auf ihn, den Fremden und Feind, zu der naheliegenden Verehrung einer ganzen Nation nöthige, die in einer so edeln und herrlichen Weise durch den Kommandanten und sein Haus repräsentirt würde. Der Letztere nahm dieses Kompliment sehr beifällig auf, indem er darin zugleich einen Grund zu der Hoffnung fand, daß ihm seine Absicht mit dem Major nun bestimmt gelingen würde.

So waren, wie es schien, ganz absichtslos die Fäden zu einem Gewebe gelegt, an welchem die beiden Männer in ihrem besonderen Interesse arbeiteten, und so schied man von einander in der Ueberzeugung sehr befriedigt, daß es einem Jeden von ihnen gelingen würde, dasselbe nach seinem Plan zu beenden.

Der so plötzlich und auf so ungeahnte Weise enttäuschte Kalkreuth verlebte eine üble Nacht. Er kämpfte mit seinen Gefühlen, mit Entschlüssen, welche er für die Zukunft zu fassen unter den obwaltenden Umstän-

den sich genöthigt sah, wollte er nicht als müßiger Zuschauer unter der vermehrten Erkenntniß seines Unglücks zu Grunde gehen. Er erkannte die Nothwendigkeit, einen Ort zu verlassen, der ihm keinen Trost in seinen Leiden, keine Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft gestattete.

Bange Stunden brachte er in dem Ueberlegen hin; endlich jedoch tauchte aus der dunklen Nacht seiner Gedanken die Frage auf, ob Agathen's Interesse für Rocca auch wirklich Liebe sei, und ob, falls dieß der Fall sein sollte, Rocca dieselbe auch erwiedern würde. — Ein weiteres Ueberlegen ließ ihn noch zu einer anderen Frage gelangen, nämlich, ob eine Vermählung das Resultat dieser Zuneigung unter den obwaltenden Umständen sein könnte. — Rocca war ein Italiener und ein Feind des Vaterlandes, Agathe ein viel zu edelsinniges und charaktervolles Wesen, um dieß selbst in ihrer Liebe zu vergessen. — Wenn er sich täuschte, wenn er ein augenblickliches Interesse für Liebe nahm, das mit dem Entfernen des Majors, vielleicht auch schon ohne dieß im Lauf der Zeit von selbst verschwand, oder sich doch wenigstens nur als ein solches herausstellte. — Sein Herz beruhigte sich allmälig bei diesen Betrachtungen; er machte sich den Vorwurf, zu rasch in seinem Urtheil und in seiner Besorgniß gewesen zu sein, wälzte auf die in seinem Herzen entstandene Eifersucht den größeren Theil der Schuld, und befestigte sich endlich in dem Entschluß, in der

Festung zu bleiben und die weitere Entwickelung dieses Verhältnisses abzuwarten.

Er war recht von Herzen froh, als er zu diesem Vornehmen gelangt war, und erkannte zugleich die Pflicht, in Agathen's Nähe zu bleiben, um ihr in dem übelsten Fall als Freund beistehen zu können; denn es waren nicht nur die Gefahren des Krieges, sondern vielmehr die viel größeren, welchen Agathe durch die Hingabe an Rocca seiner Ansicht nach entgegen ging. Wie wir erfahren haben, hatte er in dem letztern trotz der glänzenden und einnehmenden Außenseite einen Mangel jener Vorzüge gefunden, welche dem Menschen die eigentliche Bedeutung zu verleihen pflegen; daher seine Besorgniß.

Zwar hoffte er, Agathe würde diesen Mangel mit der Zeit vielleicht auch entdecken; indessen däuchte es ihm doch besser, sie, wenn es die Umstände etwa erfordern sollten, zur rechten Zeit darauf aufmerksam zu machen, indem er erwog, daß die Liebe die Mängel des Geliebten leicht übersehen läßt.

Mit diesen Vorsätzen erwachte er am nächsten Morgen nach einem sehr kurzen und unruhigen Schlummer, und die ersteren veranlaßten ihn, des Majors Benehmen seitdem mit geschärftem Auge zu verfolgen.

Es bedurfte zu seinem Schmerz leider nur vierzehn Tage, um ihn mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß seine Besorgniß sich in jeder Hinsicht bestätigen sollte.

Nicht nur wiederholte der Major seine Besuche bei dem Kommandanten in immer kürzeren Zwischenräumen, sondern das Verhältniß zu demselben und Agathen wurde auch immer vertraulicher und freundschaftlicher, und zu seiner großen Bestürzung mußte er überdieß sehr bald erkennen, daß Rocca Agathens Zuneigung mit großer Leidenschaft zu erwiedern schien.

So war es in der That, wenigstens verfolgte Rocca seinen Plan mit großem Nachdruck, und nachdem er sich vollständig von Agathens Zuneigung überzeugt hatte, entfaltete er mit großer Berechnung alle ihm zu Gebot stehenden Mittel, um sich dieses Sieges über ihr Herz ganz und gar zu vergewissern.

Dies gelang ihm nur zu wohl; denn seinen verführerischen Fallstricken wäre selbst ein erfahreneres Mädchen, als Agathe, erlegen, wenn er dieselbe für sich zu gewinnen die Absicht hegte.

Der Kommandant schien seine Bemühungen um Agathens Gunst nicht nur zu billigen, sondern sogar sehr beifällig aufzunehmen, und unterstützte daher den Major noch in seinem Unternehmen.

Des letzteren Bemühen um Agathen erfüllte ihn nämlich mit der Ueberzeugung, Rocca jetzt bestimmt für die Königliche Armee gewonnen zu haben.

Auch war es bereits zwischen ihm und Rocca zu einer Unterredung über diesen Punkt gekommen, in welcher der Letztere unverholen den Wunsch ausge-

sprochen hatte, unter annehmbaren Bedingungen eine Stelle in dem königlichen Heere anzutreten, und es bedurfte jetzt in der That nur noch eines ausdrücklich geäußerten Verlangens, um den Kommandanten zu den erforderlichen Verhandlungen zu veranlassen.

Da sich indessen der Plan des Letzteren bereits in der bezeichneten Weise verwirklicht hatte, so glaubte er diesen Zeitpunkt ruhig abwarten zu können; drohte ihm doch unter den obwaltenden Umständen kein Fehlschlag in dieser Beziehung. Auch war es das für den Major gehegte persönliche Interesse, welches ihn sich in dieser Beziehung nicht zu übereilen veranlaßte, denn es konnte für ihn keinem Zweifel unterliegen, daß derselbe mit dem Antritt seiner neuen Stellung auch aus seiner Nähe entfernt und vielleicht selbst nach einer entfernten Provinz geschickt werden würde.

Das wäre ihm gerade jetzt nicht angenehm gewesen.

Der Kommandant war ein Freund der Tafelfreuden, liebte heitere, gesprächige Gäste, und so mußte ihm ein Mann wie Rocca in den gegenwärtigen Verhältnissen doppelt willkommen sein; daher sein Verhalten betreffs des Letztern.

Agathen hatten Rocca's Besuche eine neue Welt erschlossen, sie fand in seinem Umgang jene Befriedigung, welche das liebende Herz verlangt, und folgte mit um so größerer Unbefangenheit dem Zuge desselben, da sie sich keine Rücksichten gegen Kalkreuth bewußt war, und in dem Vertrauen und in der Ach-

tung, welche ihr Vater dem Major schenkte, zugleich eine Berechtigung für ihre Liebe fand.

Sie sagte sich, daß diese ihrem Vater kein Geheimniß sein könnte, und fühlte sich in der Ueberzeugung beglückt, daß derselbe ihre Zuneigung aufrichtig billigte, vielleicht sogar recht erfreut darüber war. So geschah es denn, daß sie manche Stunde in Roccas Gesellschaft verlebte, wenn der Kommandant durch Geschäfte abgehalten wurde, anwesend zu sein, und der erstere gewann allmälig immer mehr Raum, seine unlauteren Pläne zu verfolgen.

Agathe ahnte in der Reinheit ihres Herzens nicht, daß sie dem selbstsüchtigen Manne in der That nichts mehr sein sollte, als was dem Major die Bergräthin war: ein Mittel zum Zweck, das er von sich warf, wenn er es in seinem Sinn benutzt hatte, und ließ sich von der künstlichen Maske, welche er ihr gegenüber zu behaupten wußte, vollständig täuschen.

Wie wäre auch die Erkenntniß seines wahren Charakters bei einem Mädchen möglich gewesen, welche unbekannt mit Trug und Falschheit, die Menschen nur nach sich selbst beurtheilte, und überdies zum ersten Male mit der ganzen Seele liebte, die täglich neue Vorzüge an dem Geliebten sieht und findet. —

Daher genoß sie unbefangen ihr neues Glück, das für sie vollkommen gewesen wäre, wenn sie nicht aus dem stillen veränderten Wesen Kalkreuths, aus

seinem gedankenvollen, trüben Auge und seinem jetzt so befangenen Benehmen die Ahnung geschöpft hätte, daß er unter dem Schein von Freundschaft eine warme, zärtliche Neigung zu ihr gehegt, und vielleicht Hoffnnngen Raum gegeben habe, die sie jetzt zerstört hatte.

Ihr gefühlvolles Herz litt aufrichtig bei dieser Betrachtung, und sie wünschte von Herzen, sich in ihren Vermuthungen zu täuschen, da ihr der Gedanken zu schmerzlich war, ihrem von ihr so geschätzten Freunde ohne ihre Schuld vielleicht trübe Stunden verursacht zu haben. War ihr ed'ler Sinn doch stets darauf gerichtet, die Menschen glücklich und zufrieden zu wissen; wie viel mehr wünschte sie dem Gefährten ihrer Kindheit ein solches Loos; denn sie hatte mit Kalkreuth früher mehre Jahre in dem Hause eines gemeinschaftlichen Verwandten verlebt, und er war ihr daher doppelt werth und theuer. Sie bemühte sich durch vermehrte Aufmerksamkeit und Theilnahme das stille Leid in seiner Brust zu besänftigen, aber wie wenig konnte ihr das bei der tiefen Neigung, welche Kalkreuth für sie hegte, gelingen. Sie erkannte das und um so tiefer war ihr Schmerz. Kalkreuth kam seltener, war wenig gesprächig und schien die Absicht zu hegen, sich allmälig von ihrem Umgange zu entwöhnen; denn er widmete seine Besuche vorzugsweise dem Kommandanten. Dem Major begegnete er mit jener, den Verhältnissen schuldenden Rücksicht, und hatte dessen Wesen ihn schon bei der ersten Begegnung nichts

weniger als angezogen, so mußte unter den obwaltenden Umständen um so weniger eine freundschaftliche Annäherung zwischen ihnen stattfinden, weil derselbe nicht nur der begünstigte Nebenbuhler war, sondern auch keine neue anziehende Seiten in seinem Charakter offenbart hatte, die etwa ein vertraulicheres Verhältniß zwischen ihnen zu begründen geeignet wären. Daher war er bedacht, den Major mehr zu meiden, als aufzusuchen.

Dieser hatte sehr bald Kalkreuths Leiden erkannt, jedoch auch nicht übersehen, daß ihn derselbe mit einem durch ungünstige Beurtheilung geschärften Blick beobachtete; er erwog ferner, daß ein Nebenbuhler für ihn unter allen Umständen gefährlich werden könnte, und mußte daher auf dessen Entfernung bedacht sein.

In dem gegenwärtigen Augenblick war derselbe freilich noch ohne alle Bedeutung, da jedoch die Ausführung seines Planes mehr oder weniger von dem günstigen und zufälligen Zeitpunkte abhing, so mußte er für alle Fälle und so zeitig als möglich vorbereitet sein. Er war daher bedacht, Kalkreuth durch ein bei allen Gelegenheiten offen zur Schau getragenes freundschaftliches Entgegenkommen für sich zu gewinnen, um auf diese Weise dessen Gedanken kennen zu lernen, damit er ein erschöpfendes Urtheil über ihn und seine Gesinnungen gegen ihn selbst erhielt. Er glaubte dieses Resultat im Hinblick auf den offe-

nen Charakter des jungen Offiziers leicht erreichen zu können, mußte jedoch bald erkennen, wie sehr er sich in dieser Voraussetzung getäuscht hatte; denn Kalkreuth setzte seinen Bemühungen Einsilbigkeit und Verschlossenheit entgegen, und ließ sich selbst zu der kleinsten vertraulichen Annäherung nicht bewegen. So blieb denn dem Major nach fruchtlosen Mühen nichts anderes übrig, als davon abzulassen und an andere Mittel zu denken, wodurch er etwa seinen Zweck zu erreichen vermochte.

Der Kommandant und namentlich Agathe dankten dem Major in der Stille ihres Herzens für sein so liebevolles Bemühen um Kalkreuth, und der erstere machte diesem öfters scherzhafte Vorwürfe über seine vorgefaßte Meinung betreffs Roccas und ermahnte ihn, sich gegen denselben durch ein freundschaftliches Entgegenkommen für seine Bemühungen dankbar zu bezeigen.

Kalkreuth bat, ihn nicht unrichtig zu beurtheilen, aber auch nicht etwas zu fordern, was einmal gegen seine innerste Naturanlage wäre, und so mußte sich der Kommandant beruhigen.

Es wird natürlich erscheinen, wenn der letztere in der festen Ueberzeugung, den Major für das königliche Heer gewonnen zu haben, denselben auch nicht mehr als Feind betrachtete, sondern ihm jetzt eine gewisse Freiheit, sich in der Festung umzuschauen, gestattete.

Diese Begünstigung wußte der Major nun vortrefflich zu benutzen. Nicht nur besuchte er seine gefangenen Kameraden, sondern wirkte für dieselben auch die Erlaubniß aus, ihn beliebig zu besuchen und Ausgänge zu machen.

Auf diese Weise wurde ihm und ihnen die Gelegenheit zu Theil, Ansichten und Wünsche betreffs ihrer Lage auszutauschen, zugleich aber auch ihre Bemerkungen über das Verhalten der Festungstruppen und etwa vorkommende Nachlässigkeiten im Dienst und Aehnliches entgegen zu nehmen.

Zu seiner Befriedigung erfuhr Rocca dabei, daß seine Kameraden von dem Wunsch nach baldiger Freiheit erfüllt wären.

Die meisten von ihnen waren junge, thatkräftige Männer, welche gleich Rocca sich durch kühne Unternehmungen auszuzeichnen heißes Verlangen hegten, und daher nur mit großer Ungeduld ihre Gefangenschaft ertrugen. Diese letztere wurde überdieß noch durch die Aussicht, daß früher oder später eine größere Schlacht gegen die königliche Armee stattfinden würde, bedeutend vermehrt, da sie hierin die willkommene Gelegenheit zur Erfüllung ihrer kühnen Wünsche sahen. Rocca, dem sie, wie wir wissen, blindlings ergeben waren, war bedacht, ihre Ungeduld noch mehr durch klug berechnete Bemerkungen zu steigern, ja er veranlaßte Einen und den Andern von ihnen sogar zu dem Vor-

schlage, ob es nicht vielleicht möglich sei, heimlich aus der Festung zu entkommen und ob man nicht für dieses Unternehmen irgend etwas vorbereiten könnte.

Dieser Vorschlag wurde von Rocca mit vielem Beifall aufgenommen, denn er gestand, sich schon lange mit einem solchen Plan beschäftigt zu haben; er billigte denselben daher nicht nur, sondern legte es auch einem jeden der Offiziere dringend an's Herz, die ihnen verschaffte Freiheit zur genauen und unabläßigen Beobachtung aller derjenigen Momente, welche für ihren Plan von Wichtigkeit sein könnten, zu benutzen. Er selbst versicherte, in seinen Bemühungen nicht hinter ihnen zurückbleiben zu wollen, und glaubte ihnen mit Rücksicht auf seinen Einfluß, den er auf den Kommandanten ausübte, ein baldiges und hoffentlich gutes Resultat mittheilen zu können.

Es wurde die Verabredung getroffen, daß ihm jede irgend wichtige Entdeckung sogleich mitgetheilt, zugleich aber auch die Vorsicht beobachtet werden sollte, durch ein öfteres öffentliches Zusammenkommen bei Rocca nicht etwa Grund zum Argwohn zu geben, und daher rieth er, daß man ihn nur in später Stunde besuchen und sich alsdann der abgelegenen Pforte bedienen sollte, und übernahm es, seine Wirthin darauf vorzubereiten.

Es wurde überdies bestimmt, einen Zeitraum von ein bis zwei Wochen hingehen zu lassen, weil man

in dieser Zeit mit Bestimmtheit eine entscheidende Schlacht und von dieser auch das Aufhören ihrer Gefangenschaft erwartete.

Fast wäre diese letztere Voraussetzung im Lauf der bezeichneten Zeit in Erfüllung gegangen.

Die feindlichen Armeen standen noch immer ruhig in ihren Verschanzungen, ohne Lust zum Kampfe zu zeigen, was namentlich betreffs des königlichen Heeres der Fall war, und so erwartete man daher mit Spannung den Augenblick, ob vielleicht eins der Heere sich endlich zu einem Angriff veranlaßt sehen, oder, was man vermuthete, der Sommer in dieser beobachtenden Stellung von den Feinden zugebracht werden würde.

Um so überraschender traf die Bewohner der Festung eine, dem Kommandanten aus dem Lager des Königs zugegangene Nachricht, in welcher ihm mitgetheilt wurde, daß ein in der Nacht von den königlichen Vorposten gefangener russischer Offizier ausgesagt hätte, General Butturlin wäre durch Laudon endlich bestimmt worden, am nächsten Tage einen allgemeinen Angriff auf das königliche Lager zu machen, die Verschanzungen an drei verschiedenen Punkten zugleich zu stürmen, und auf diese Weise den Feind zu überrumpeln.

Wir bemerken, daß der König etwas Aehnliches schon lange besorgte, und können daher ermessen, daß

daß diese Nachricht bei dem Kommandanten und den Festungsbewohnern den vollsten Glauben fand und man daher auf den nächsten Tag sehr gespannt war; denn wir haben früher erfahren, daß von dem Schutz des königlichen Lagers auch die Sicherheit der Festung abhing. Wäre dieser durch eine unglückliche Schlacht für den König etwa verloren gegangen, so war eine Belagerung der letztern die nächste Folge, und welche Aussichten blieben alsdann den bereits schon schwer genug heimgesuchten Bewohnern der Stadt! — Viele der letztern brachten ihre Habe in Sicherheit, manche verließen sogar aus Besorgniß die Stadt, und in der Festung selbst verdoppelte man die Vorsichtsmaßregeln.

Rocca war nicht wenig erfreut, von dem Kommandanten die Bestätigung des bezeichneten Gerüchtes zu vernehmen, das sich sehr schnell verbreitet hatte, und vermochte seine Freude kaum zu verbergen, als derselbe ihm unverholen seine Besorgniß darüber zu erkennen gab. Denn er frohlockte im Innern, seinem Ziele vielleicht bald entgegen zu gehen, da auch er einen glücklichen Ausgang dieses kühnen und übermächtigen Angriffs voraus sah.

Dennoch bemühte er sich, den Kommandanten von dem Gegentheil zu überzeugen und wußte mit der ihm eigenen Geschicklichkeit denselben fast für seine Ansicht zu gewinnen, wenigstens schien er ihn in etwas zu beruhigen.

Kalkreuth wurde durch die Kriegs-Nachricht zu der Bitte veranlaßt, ihn nach dem Lager des Königs ziehen zu lassen, da sein tief verletztes Herz sich nach dem Tumult der Schlacht sehnte. Dieselbe konnte ihm jedoch nicht gewährt werden, und so sah er sich veranlaßt, einen späteren, für seine Wünsche günstigeren Zeitpunkt abzuwarten, auf welchen ihn der Kommandant hingewiesen hatte.

Ueber diese Vorgänge ging die Nacht dahin und der so bedeutungsvolle Morgen erschien.

Schon war die Sonne mehre Stunden am Himmel, ohne daß sich irgend etwas von Bedeutung bemerken ließ; plötzlich jedoch tönte aus der Gegend des königlichen Lagers Kanonendonner, der sich rasch verstärkte und den so gefürchteten Angriff also wirklich zu bestätigen schien.

Der Kommandant befand sich mit Kalkreuth in den Festungswerken, und da der Kanonendonner auf etwas sehr Ernstliches hindeutete, so ließ der erstere die Besatzung versammeln und traf alle Vorbereitungen zur Vertheidigung.

Rocca stand am Fenster und lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf die ihm so willkommenen Zeichen einer Schlacht, indem er mit erfahrenem Sinn aus der Vermehrung und Ausdehnung der Kanonade auf die Bedeutsamkeit des Kampfes schloß und erwog, ob er daraus die Bestätigung des vernommenen Gerüchtes schöpfen dürfte.

Fast schien es, als sollte ihm dieser Wunsch erfüllt werden, denn der Kanonendonner verstärkte sich im Verlauf der Zeit bedeutend, hielt über eine Stunde an, wurde alsdann jedoch schwächer und schwieg endlich ganz. Jetzt mußte, wenn ein Angriff in der bezeichneten Weise wirklich stattfand, Gewehrfeuer gehört werden können, das den erweiterten Kampf angedeutet hätte; indessen so sehr Rocca auch seinen Gehörsinn anstrengte, vermochte er nichts dergleichen zu vernehmen. Vergeblich lauschte er noch eine Stunde und begab sich sodann, von Ungeduld getrieben, zu dem Kommandanten, von welchem er Aufschluß über dieses in der That ganz ungewöhnliche Ereigniß zu erhalten hoffte.

Er traf denselben in fast nicht minderer Unruhe und Ungewißheit, als er selbst war, denn es lief nicht die geringste Nachricht über das Geschehene ein, und man sah sich unter diesen Umständen genöthigt, mit Vermuthungen zu begnügen. Die übrige Zeit des Tages verging ruhig, ohne daß die Bewohner der Festung durch irgend welche Mittheilung aus der peinigenden Ungewißheit ihrer Lage befreit wurden; ebenso verging die Nacht, welche man in ängstlichen Erwartungen hinbrachte, doch wurde die Ruhe nicht gestört, noch auch liefen welche Nachrichten ein.

Erst der nächste Morgen sollte den ersehnten Aufschluß und die beruhigende Gewißheit bringen, wie

wenig begründet Angst und Sorge gewesen waren. Die Ursache des Kanonendonners und des Gerüchtes von einem allgemeinen Angriff war folgender.

Allerdings war von Laudon im Verein mit seinem Verbündeten eine Schlacht beabsichtigt worden; die Besonnenheit Butterlin's vereitelte dieselbe jedoch.

Der erstere hatte bei einer fröhlichen Mahlzeit, bei welcher dem Wein tüchtig zugesprochen worden war, den russischen Feldherrn zu einem gemeinschaftlichen Angriff des königlichen Lagers zu bestimmen gesucht, worin derselbe in der fröhlichen Weinlaune gern willigte und auf die von Laudon gemachten Vorschläge einging. Dieselben waren aber der Art, daß Butterlin den gefahrvollen Angriff mit seinen Truppen machen sollte, während Laudon ihn in dem geeigneten Zeitpunkte mit seiner Armee nachdrücklich zu unterstützen versprach. Denn es war des letztern höchster Wunsch, sich durch einen so entscheidenden Sieg über die königliche Armee das Wohlwollen seiner Kaiserin zu verschaffen. Butterlin hatte sich bisher mit Rücksicht auf die feste Stellung des Königs zu einer Schlacht nicht bewegen lassen, so sehr auch Laudon ihn dafür zu gewinnen sich bemüht hatte, da er dieselbe für zu gefahrvoll erachtete, und selbst von den erfahrensten Generälen die Möglichkeit eines guten Ausganges bezweifelt wurde, indem man überzeugt war, daß, kam es dazu, der Kampf einer der schrecklichsten und blutigsten werden müßte. Um so erfreuter war Laudon

daher, seinen Verbündeten endlich für seine Wünsche gestimmt zu haben.

Indessen sollte seine Freude vergeblich sein; denn Butterlin erkannte, nachdem ein ruhiger Schlaf die Kampfeslust in ihm gedämpft und die Ueberlegung seines so gefahrvollen Unternehmens wieder Raum gewonnen hatte, daß er ein voreiliges Versprechen gegeben, und bemühte sich, demselben statt eines Angriffs durch das Werfen einiger Bomben in das Lager des Königs nachzukommen; da er es thöricht fand, sich und seine Armee für den Ruhm der Oestreicher zu opfern, worauf es Laudon in diesem Fall abgesehen zu haben schien.

Wie sehr unangenehm der letztere durch dieses veränderte Verhalten seines Verbündeten berührt wurde, darf wol kaum erwähnt werden, da wir erfahren haben, welche Hoffnungen er von demselben hegte und welche Pläne er verfolgte.

Es trat in Folge dessen eine offen zur Schau getragene Mißstimmung zwischen den beiden Heerführern ein, welche noch weitere und bedeutsame Resultate, die sogar auf den weitern Feldzug von Wichtigkeit waren, hervor rufen sollte.

Der Major mußte sich zu seinem Verdruß bald überzeugen, wie wenig seine Erwartungen bestätigt worden waren, und erkannte die Nothwendigkeit, seinen Plan nicht aufzugeben. Treu demselben theilte er daher scheinbar nicht nur die Freude des Komman-

danten über das vereitelte Unternehmen der Oestreicher, sondern ließ bei dieser Gelegenheit zugleich das Verlangen laut werden, einem Könige seine Dienste zu weihen, der in einer so wenig günstigen Lage dennoch dem übermächtigen Feinde so große Achtung und Besorgniß zu verursachen verstand.

Gerne vernahm der Kommandant das Lob seines von ihm so hoch verehrten Königs, dessen Genius jeder kriegserfahrene General huldigte, und fand sich dadurch zugleich veranlaßt, dem Major den Vorschlag zu machen, für die Erfüllung seines Wunsches gelegentlich die erforderlichen Schritte zu thun.

Rocca, obwol davon ein wenig überrascht, weil das nicht in seiner Absicht lag, sah sich doch unter diesen Umständen genöthigt, mit anscheinend aufrichtiger Freude darauf einzugehen, zugleich aber auch, um die Angelegenheit noch soviel als möglich zu verzögern, auf seine Neigung zu Agathen und den großen Verlust hinzudeuten, der ihm eine baldige Trennung von Schweidnitz bereiten würde.

Wir wissen, wie der Kommandant in dieser Beziehung dachte und werden daher nicht überrascht sein zu erfahren, daß er dem Major offen gestand, seinen Wünschen aus den bereits angeführten Gründen entgegen zu kommen.

Der Letztere wurde dadurch ganz zufrieden gestellt, indem er erkannte, daß er seinen Plänen ungestört

würde nachgehen können, was er in der That auch ausführte.

Da ihm, wie wir wissen, Kalkreuths Anwesenheit sehr unbequem war, so bemühte er sich durch seine, Agathen dargebrachte Huldigungen denselben zum Verlassen der Festung zu nöthigen, nachdem er zufällig erfahren, daß der erstere ein solches Verlangen ausgesprochen hatte. Ihm gelang dies rascher, als er vermuthete.

Kalkreuth hatte sich im Lauf der Zeit nicht nur vollständig von der Fruchtlosichkeit seiner Hoffnungen überzeugt, sondern wurde auch zufällig mit Roccas geheuchelter Absicht, seine Fahne zu verlassen, bekannt. Dies nahm ihm den letzten Zweifel an dem Zustandekommen einer Verbindung Agathens mit demselben: wollte Rocca nicht ehrlos erscheinen, so konnte er von einer solchen nicht gut zurück treten, es wäre denn gewesen, daß Agathe selbst ihren Sinn geändert hätte, oder vielleicht andere triftige Gründe dazu bekannt geworden wären. Das war jedoch nicht zu besorgen, und so sah er denn jenen Zeitpunkt gekommen, in welchem er seine Versetzung zu den Kriegstruppen mit Ernst betreiben mußte. Unter den obwaltenden Umständen blieb ihm nichts mehr zu thun übrig.

Sein Gesuch kam dem Kommandanten nicht unerwartet, hatte ihn Kalkreuth doch schon durch seine neuliche Bitte darauf vorbereitet und es war ihm

nicht entgangen, wie sehr der junge Mann unter seiner hoffnungslosen Liebe litt. So war es ihm in der That angenehm, daß Kalkreuth selbst den ersten Schritt zur Entziehung eines so unglücklichen Verhältnißes that, das der rücksichtsvolle General, der Kalkreuth aufrichtig schätzte, nicht mächtig war, zu ändern, und darum mit innigem Bedauern den Trübsinn seines Verwandten beobachtete.

Ueberdies däuchte ihm auch ein bewegtes Kriegsleben zur Minderung eines so gefühlvollen Zustandes sehr geeignet, und er kam Kalkreuths Wunsch daher mit vieler Bereitwilligkeit entgegen.

In wenigen Tagen waren die nöthigen Verhandlungen dieserhalb getroffen worden; Kalkreuth hatte sich bereits zur Abreise in das Lager des Königs gerüstet, wohin er sich zu begeben wünschte, und so die schmerzliche Stunde des Lebewohls genaht.

Es war sein inniger Wunsch, Agathe noch einmal und ohne Zeugen zu sprechen. Er konnte und wollte nicht von der Geliebten scheiden, ohne ihr seine innersten Gedanken mitgetheilt, und den treuen, für ihr Lebensglück stets besorgten Freund gezeigt zu haben.

Ihn veranlaßte dazu besonders das Resultat seiner Beobachtungen Rocca's, welche ihm die traurige Ueberzeugung verschafft hatten, sich in seinem ursprünglichen Urtheil über denselben leider nicht getäuscht zu haben.

Der Abend nahte, als er sich zu Agathen begab, die er nach seinem Wunsch allein traf.

Mit seiner Abreise bekannt, empfing sie ihn mit dem aufrichtigen Bedauern, unter so bedrohlichen Verhältnissen sich nicht mehr seiner Nähe erfreuen zu dürfen, und sprach zugleich die Besorgniß aus, welchen großen Gefahren er entgegen gehe.

„Wie sehr danke ich ihnen für diese Theilnahme,“ entgegnete Kalkreuth weich; „und gestehe ihnen, daß mir dieselbe in den übeln Tagen des bewegten Kriegslebens gewiß eine tröstliche Erinnerung sein wird. Nehmen Sie dafür die Versicherung entgegen, daß ich mich von Schweidnitz nicht getrennt hätte, wenn mir nicht die Ueberzeugung geworden wäre, daß ein Ihnen wertherer Beschützer, als ich, meine Stelle eingenommen hat.

Agathe senkte erröthend das Auge und schwieg.

Sie hatte seine Andeutung nur zu wohl verstanden und glaubte aus den früher angegebenen Gründen eine gewisse Bitterkeit darin zu finden, obwol dieß in der That nicht der Fall war.

Kalkreuth erkannte aus ihrem Benehmen die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung seiner Bemerkung, um sich vor der Gefahr, mißverstanden zu werden, zu sichern, daher fuhr er nach kurzer Pause fort: „Erlauben Sie mir, theure Agathe, daß ich offen gegen Sie bin und Ihnen den Beschützer bezeichne: ich meine darunter den Major Rocca“. —

Er ließ wieder einige Augenblicke vergehen, ehe er weiter sprach, und bemerkte alsdann:

„Wir sind uns stets mit Offenheit entgegen gekommen, Agathe, und so werden Sie es mir glauben, daß, wenn ich mich heute in das Geheimniß ihres Herzens zu drängen erlaube, dieß nur eine Folge meiner aufrichten Freundschaft, ja, warum soll ich es Ihnen nicht gestehen, was Sie gewiß schon lange wissen müssen, eines zärtlicheren Gefühls ist". —

Agathe seufzte leise, indem sie einen flüchtigen Blick auf Kalkreuth warf, in welchem sich der Schmerz über dieses Bewußtsein zu erkennen gab.

Er bemerkte das und es that ihm dieser zarte Beweis ihres edelen Herzens wohl, darum trat er ihr näher, ergriff ihre Hand und blickte sie mit der ganzen Innigkeit seiner Liebe an, ohne daß sie das Auge zu ihm erhob.

„Ihr feuchtes Auge erfüllt mich mit der Ueberzeugung, wie glücklich ich unter günstigeren Umständen geworden wäre; doch von mir soll in dieser für mich so bedeutsamen Stunde nicht die Rede sein, sondern ich bemühte mich, Sie allein zu sprechen, weil mir Ihr Glück das Höchste des Lebens ist, und mich das heiße Verlangen, Sie ganz glücklich zu sehen, die Pflicht auferlegt, Ihnen ein Freundeswort über jenen Mann zu sagen, der so glücklich war, ihr Herz zu gewinnen.

Diese Bemerkung veranlaßte Agathe, rasch aufzu-

blicken; fragend und mit Spannung schaute sie ihren Jugendfreund an, dessen Worte sie auf etwas sehr Wichtiges vorzubereiten schienen.

Kalkreuth wurde von ihrem Blick tief berührt; er fühlte es, wie schmerzlich die Nothwendigkeit sei, ein so edles Herz mit der Bitterkeit des Argwohns erfüllen zu müssen. Ihn ergriff plötzlich der peinigende Gedanken, daß er nichts Geringeres auszuführen die Absicht habe, als die ihm so theure Geliebte aller Hoffnungen auf ein künftiges Lebensglück zu berauben. Er erkannte, welch einer schweren Verantwortlichkeit er sich preis gab, daß, wenn er sich in seinem Urtheil über Rocca täuschte, er Agathen's Herz tief verletzte, und diese Handlung mit dem Verlust ihrer Freundschaft und Achtung würde bezahlen müssen.

Aber seine Ueberzeugung war größer, als seine Selbstliebe, und daher der Kampf, den er in der Erwägung bestanden, ob er seine Absicht trotz dieser Bedenken ausführen sollte, ein nur kurzer. Ihn erfüllte die Ueberzeugung, daß Rocca Agathe nicht glücklich machen würde, und sie, von der schönen und anziehenden Persönlichkeit getäuscht, den Mangel jener Vorzüge nicht entdeckt habe, den er dem Major zum Vorwurf machte. Sein in der That trotz der erfahrenen Zurücksetzung vorurtheilsloser Sinn hatte im Lauf der Zeit zwar den wahren Charakter des Majors nicht vollständig erkannt, aber doch eine bestimmte Ahnung von demselben erhalten, welche er trotz aller Bemü-

hungen nicht von sich zu weisen vermochte, sondern die sich vielmehr im Lauf der Zeit in Verbindung mit den Resultaten seiner Beobachtung nur noch gesteigert hatte. Daß der Kommandant seine Ansicht nicht theilte, konnte ihn nicht beirren, da er dessen Vorliebe für den Major kannte, welche nur zu geeignet ist, von der Ergründung eines Charakters abzulenken.

So folgte er denn auch in diesem für ihn so wichtigen Augenblick seiner Ueberzeugung und fuhr in zwar sanften, aber nachdrucksvollem Ton fort:

„Sie werden von meinem Wort nicht angenehm berührt werden, theure Agathe, und daher bitte ich Sie, wie Sie dasselbe auch immerhin aufzunehmen für gut finden sollten, doch keine übele Absicht bei mir voraus zu setzen; denn ich wiederhole es, nur Ihr Glück und meine Ueberzeugung veranlassen mich dazu."

„Ihre Worte und Ihr Benehmen beunruhigen mich, darum bitte ich, sprechen Sie," entgegnete Agathe mit gesteigerter Erwartung.

„Sie haben dem Major Ihre Liebe geschenkt und es beglückt Sie, sich mit Leidenschaft wieder geliebt zu sehen; Sie sind von Ihrem neuen Glück berauscht und Ihr argloses Herz ist weit entfernt, in dem Geliebten auch den Menschen prüfen zu wollen" — bemerkte Kalkreuth.

„Was sollte mich dazu nöthigen?" fragte Agathe rasch.

„Diese Frage habe ich erwartet, sie überrascht mich

nicht," entgegnete Kalkreuth mild; „ich erwiedere Ihnen darauf, daß mich die nicht zu verscheuchende Besorgniß erfüllt, Rocca's Benehmen, ja seine Liebe zu Ihnen ist mehr die Folge einer gewissen feinen Kunst, als der natürliche Ausdruck seines wirklichen Wesens." —

„O mein Gott, Karl, was konnte Sie zu einem so übeln Argwohn verleiten?!" rief Agathe schmerzvoll aus und wandte sich von ihm.

„Verzeihe mir der Allmächtige, wenn ich dem Major irgendwie zu nahe treten sollte!" fiel Kalkreuth mit tiefer Empfindung ein. „Doch auch er weiß es, daß ich mich selbst streng geprüft habe, ehe ich dieses Wort vor Ihnen auszusprechen wagte, um mich nicht von Selbstsucht oder einer eben so niedern Leidenschaft zu diesem Ausspruch verleitet zu wissen. Frei von allen Ansprüchen auf Ihre Liebe stehe ich vor Ihnen; nur der Jugendfreund spricht zu Ihnen; denn ich habe alle süßen Wünsche begraben; lassen Sie mich daher meine Aufrichtigkeit und Freundschaft nicht mit dem Verlust Ihrer Achtung büßen!" —

„Sie sehen mich von Ihren Worten tief ergriffen," entgegnete Agathe nach einer kleinen Pause; „noch vermag ich die ganze Bedeutung derselben nicht zu fassen, obwol ich ahne, was dieselben bezwecken sollen. Sie sollen mich vor dem Major warnen, sollen mein Herz mit dem Zweifel an dem bessern Selbst erfüllen, um zu einer Prüfung seines Charakters herausgefordert zu werden. Wie schrecklich ist Ihre Forde-

rung, Karl! Ich soll einem Manne mit Mißtrauen entgegen kommen, der mir seine Liebe geschenkt hat und sich täglich bemüht, mir Angenehmes zu bereiten, der mir einst Alles im Leben sein soll! Und das Wesen dieses Mannes erscheint einfach und gut und erweckt in meiner Seele nicht den geringsten Zweifel daran, indem er aus Liebe zu mir seinem Vaterlande fern bleiben und selbst in des Königs Heer Dienste nehmen will, nur um seinem Herzen zu genügen! — Hat Ihr beobachtender Geist dieß auch Alles erwogen? Gewiß haben Sie das übersehen, indem Ihr Vorurtheil Sie veranlaßte, den Charakter des Majors einer Prüfung zu unterwerfen. Und sollte ich mich allein nur täuschen können, sollten nicht auch Sie einer ähnlichen Schwäche unterliegen? — Darum nehmen Sie Ihr Wort zurück und erwägen Sie, daß mir dasselbe niemals so gleichgültig sein kann, um nicht im entgegengesetzten Fall eine Bitterkeit zurück zu lassen, die ich am wenigsten für Sie in meinem Herzen hegen möchte!" —

Agathe hatte mit Erregung gesprochen und schwieg zuletzt erschöpft, indem sie Kalkreuth bittend anblickte und die Erreichung Ihres Wunsches zu erwarten schien.

In großer Bewegung ruhte sein Auge auf ihr, während er sich zugleich für die Erwiederung zu sammeln schien.

„Verlangen Sie nicht, daß ich meiner Ueberzeugung untreu werde," entgegnete er nach kurzer Pause; „und

würde mein Lebensglück davon abhängen, so könnte ich dennoch das Gesagte nicht widerrufen. Zwar fühle ich nur zu sehr, wie wenig Berechtigung mein Wort Ihren Erörterungen gegenüber finden kann; da ich dieselben nicht durch Thatsachen zu widerlegen vermag; aber erwägen Sie zu meiner Rechtfertigung selbst, daß uns die Natur in mancher Beziehung einen Instinkt geschenkt hat, der uns warnt und die Nähe einer Person meiden läßt. In diesem Fall befinde ich mich betreffs des Majors. Warum sollte ich dieser Stimme in meinem Innern nicht Gehör schenken, da sie mich mahnt, daß Ihr Glück und die Ruhe Ihres Herzens bedroht sind? — Daher wiederhole ich meine Bitte, verwerfen Sie meinen Rath nicht.“ —

„Nein, Karl, nein, so wollen wir nicht von einander scheiden!“ rief Agathe schmerzvoll aus. „Bedenken Sie, daß, wie ich auch wähle, mir in jedem Fall ein unverdienter Kummer zu Theil werden muß!“

„Lassen Sie eine Zeit darüber hingehen, so werden Sie meine Worte mit mehr Ruhe betrachten und ihnen vielleicht jene Bedeutung abgewinnen können, welche ich ihnen so sehr wünsche. Und finden Sie dieselben zuletzt Ihrer Beachtung nicht werth, indem Sie Beweise von ihrer Grundlosigkeit erhalten, so möge Sie der Gedanke mit mir aussöhnen, daß meine Absicht gut war,“ entgegnete Kalkreuth im Ton der reinsten Aufrichtigkeit.

Agathe antwortete nicht, sondern schüttelte verneinend das gesenkte Haupt.

„Wie schwer scheint es Ihnen zu werden, einem, Ihrem Herzen so entgegen gesetzten, Gefühl Raum zu geben; ich erkenne zu meinem Bedauern, wie wenig Macht mein Wort über Sie hat. Doch folgen Sie mir und lassen Sie die Zeit darauf wirken, und so reichen Sie mir zum Zeichen, daß Sie keinen Groll gegen mich hegen wollen, die Hand" — fuhr Kalkreuth fort, indem er ihr seine Hand darbot.

Sie zögerte ihm die ihrige zu reichen.

„Wir scheiden vielleicht für immer" — sprach Kalkreuth, von ihrem Widerstreben schmerzvoll berührt; „soll ich mit der traurigen Gewißheit von Ihnen scheiden, Ihre Freundschaft und Achtung durch meine Aufrichtigkeit eingebüßt zu haben?" —

Einige Augenblicke noch zögerte Agathe, dann aber überwand ihre Herzensgüte den Zwiespalt der Gefühle, und indem sie Kalkreuth mit feuchtem Auge voll und unbefangen anschaute, durfte er darin auch ihr edles Herz erkennen, das lieber selbst leiden, als den theuren Jugendfreund mit einem quälenden Schmerz in die gefahrvolle Ferne eilen sehen wollte.

Sie reichte ihm freundlich die Hand, die er voll Wärme an die Brust drückte.

„Mögen die Engel stets über Sie wachen!" sprach er tief gerührt, „und Dank, tausend Dank für Ihre Güte!"

Von seinen Gefühlen übermannt, schloß er sie flüchtig an die Brust, und entfernte sich alsdann rasch. Weinend schaute Agathe ihm nach; sie fühlte es, wie sehr theuer ihr der Jugendfreund war, und ein stilles Gebet, das ihr Herz sprach, begleitete ihn auf dem blutigen Wege, auf den ihn der Schmerz hoffnungsloser Liebe führte.

Kalkreuth war am folgenden Morgen, nachdem er dem Kommandanten und Rocca ein kurzes Lebewohl gesagt hatte, abgereist. Wie schwer es ihm wurde, dem Letztern gegenüber zu treten, darf wol kaum erwähnt werden, da wir seine Abneigung gegen den Major zur Genüge kennen gelernt haben; dennoch mußte er bei der Lage der Verhältnisse demselben eine solche Rücksicht schenken, wenn er sich nicht die Mißbilligung des Kommandanten zuziehen wollte. Auch war es der Stolz, der ihn dazu nöthigte; er wollte nicht als Schwächling erscheinen und dem Major zugleich die eigentliche Ursache seiner Trennung von Schweidnitz verhehlen. Er ahnte freilich nicht, wie fruchtlos sein Bemühen sei und Rocca seine Liebe sogleich erkannt hätte; und eben so fern blieb ihm die Ahnung, daß Rocca's Benehmen gegen Agathe die Folge der besonderen Absicht war, seine baldige Entfernung herbeizuführen. Daher ließ er sich beim Abschiede von des Majors herzlichen Worten täuschen,

und erachtete das in dem freundschaftlichsten Ton ausgesprochene Bedauern, ihn aus seiner Nähe verlieren zu müssen, für aufrichtige Wahrheit. Freilich glaubte er darin auch den Beweis zu finden, daß dem Major der eigentliche Grund seiner Abreise verborgen geblieben wäre. Wie sehr erfreut derselbe darüber war, fiel ihm nicht von fern ein.

Bald sollte Rocca erfahren, daß Kalkreuth's Abreise zur rechten Zeit für sein Interesse erfolgt sei, denn es traten bei den Kriegsheeren bald darauf sehr wichtige Veränderungen ein, welche er zu benutzen sich rasch entschließen mußte, wollte er die gewünschten, ja sogar noch wichtigere Vortheile daraus ziehen.

Wir haben nämlich erfahren, daß Butturlin's Verhalten einen Zwiespalt zwischen den beiden Heerführern herbeigeführt hatte, ohne daß derselbe etwa durch den von Laudon so sehr gewünschten Angriff des königlichen Lagers ausgeglichen worden wäre. Im Gegentheil. Denn nachdem man einige Wochen hindurch sich vergeblich bemüht hatte, Pläne zu einem neuen Angriff zu entwerfen, und selbst die vereinten Heere sogar zu zwei verschiedenen malen zu einer Schlacht am frühen Morgen ausgerückt waren, ohne daß es jedoch zum Kampf kam, wurden endlich alle weiteren Entwürfe dazu aufgegeben, und Butturlin fand sich aus Mangel an Proviant sehr bald veranlaßt, sich von dem Laudon'schen Heer zu trennen.

Vielleicht führte nicht nur Proviantmangel, sondern

hauptsächlich das geringe Einverständniß beider Heerführer diese Trennung herbei.

Der Abzug des Butturlin'schen Heeres, das über die Oder ging, erfolgte bald darauf, während Czernischeff mit 20,000 Mann bei den Oestreichern blieb.

Diese Nachricht wurde in dem Lager des Königs mit großer Freude aufgenommen, denn, obgleich Laudon's Heer in Verbindung mit dem russischen noch fast doppelt so stark, als das Königliche war, so machte die Verminderung der feindlichen Truppen die so lange von dem Könige befohlenen, höchst ermüdenden Vertheidigungsmaßregeln nicht mehr nothwendig, und die über die Maßen Tag und Nacht fortdauernd angestrengten Truppen konnten sich wieder einiger Ruhe hingeben. Zugleich konnte auch nach dem Abzug der Russen die Verbindung mit dem platten Lande wieder hergestellt werden und das preußische Heer sich mit allen nothwendigen Bedürfnissen versehen.

Friedrich blieb trotz dieser Vortheile jedoch nur noch vierzehn Tage in dieser Stellung, da er den Feldzug noch nicht als beendet betrachtete, sondern denselben vielmehr noch durch glänzende Thaten zu bezeichnen wünschte.

Laudon stand in einem festen Lager und zeigte keine Lust zu einem Kampf, und so entschloß sich Friedrich, denselben daraus durch drohende Märsche zu entfernen und nach Böhmen zu treiben, oder eine vortheil-

hafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Die Vorräthe in Schweidnitz waren überdies fast erschöpft, und er fand die Hauptbedürfnisse in Neiße in großem Ueberfluß.

Dieß bestimmte ihn, sein Lager zu verlassen und nach Münsterberg, zwei Tagemärsche von Schweidnitz entfernt, zu ziehen.

Allerdings blieb dieser Platz jetzt ohne des Königs unmittelbaren Schutz, war auch, wie die meisten preußischen Festungen weder stark besetzt, noch befestigt, der größere Theil der Besatzung bestand überdies aus Ueberläufern und unzuverläßigen Truppen; indessen vertraute Friedrich der Erfahrung, Klugheit und Umsicht des Kommandanten. Eine Belagerung dieser Festung war wegen der Nähe des königlichen Heeres nicht zu besorgen, auch gedachte der König eine nicht unbedeutende Anzahl Festungstruppen in nächster Zeit nach Schweidnitz zu senden, und so schien keine Gefahr für dieselbe durch den Abzug des Königs zu erwachsen.

Trotzdem hegte der Kommandant Besorgniß über seine Lage und theilte dieselbe dem Major mit. Ohne zu ahnen, welche Entschlüsse diese Aenderung in der Stellung des königlichen Heeres und seine vertrauensvoll ausgesprochenen Worte in dem Letztern hervorrufen sollten, schenkte er den beruhigenden Worten desselben den vollsten Glauben. Denn der Major bemühte sich, ihm jede Sorge betreffs der Sicherheit

der Festung durch scheinbar sehr triftige Gründe zu nehmen, obwol er erkannte, daß dieß in der That nicht der Fall sei, denn er hatte das ihm geschenkte Vertrauen bisher zu dem Zweck benutzt, sich über den Zustand der Festung und die Stärke der Besatzungstruppen hinreichenden Aufschluß zu verschaffen, und daraus ein Urtheil auf deren Festigkeit in der gegenwärtigen Lage geschöpft.

Dieses Zusammentreffen so günstiger Umstände entflammte seinen ganzen Ehrgeiz; er glaubte endlich die günstige Gelegenheit gefunden zu haben, sich nicht allein die Freiheit zu verschaffen, sondern auch durch eine kühne, ruhmvolle That den durch die Gefangenschaft erlittenen Schimpf auszulöschen und sich Ehre und Beförderung zu erwerben. Hatte er daher früher einen nur unbestimmten Plan zu seiner und seiner Kameraden Befreiung gehegt, so erhob sich jetzt ein anderer, viel bedeutsamerer mit völliger Klarheit und Bestimmtheit in ihm.

Derselbe erfüllte ihn so sehr, daß er selbst die gewöhnliche Dauer seines Besuchs bei dem Kommandanten abkürzte und nach Hause eilte, um hier in der Stille seines Gemachs seine kühnen Gedanken ungestört zu erwägen. Ihn überraschte dabei die Nacht, und Josepho, sein Diener, fand ihn, als er zur Dienstleistung bei ihm eintrat, noch in tiefes Brüten versunken. Das Erscheinen des Dieners erweckte ihn daraus. Er erhob das Auge und betrachtete denselben

prüfend, darauf rief er ihn zu sich und fragte in bedeutsamem Ton:

„Josepho, ich kenne Dich als einen beherzten Menschen, der etwas wagt, wenn es Vortheile zu gewinnen gilt, hast Du wol den Muth, einen Brief an den General Laudon zu besorgen, und glaubst Du, daß es Dir gelingen würde, mir eine Antwort von demselben wieder hierher zu bringen?"

Josepho sah seinen Herrn mit großer Ueberraschung an, ohne jedoch Muthlosigkeit zu verrathen, und erwiderte nach kurzer Pause: „Das ist allerdings eine kitzliche Arbeit, indessen, wie ich glaube, nicht unmöglich auszuführen. Lassen Sie mir darum einige Tage Zeit, mir einen Plan dazu auszusinnen und den Weg aufzufinden, auf welchem ich ohne allzugroße Gefahr für meinen Kopf bis zu den Unsrigen gelangen kann. Zwar bin ich hier in der Festung nicht ganz unbekannt mehr, und habe Ihren Befehl, mich darin ein wenig umzuschauen, befolgt; indessen gehört zu einem solchen Spaziergang in der Nacht doch noch mehr Erfahrung, namentlich an welcher Stelle der Festung derselbe am besten anzutreten wäre, und diese will ich bald zu machen suchen."

„Gut, Josepho, ich vertraue Deinem Muth und Deiner Schlauheit," entgegnete Rocca wohlgefällig, „und zweifle nicht, daß es Dir gelingen wird, meinen Auftrag sicher und schnell auszuführen. Du erhältst von mir hundert Ducaten, wenn es Dir gelingt, ja

ich sichere Dir noch andere Vortheile zu. Du darfst jedoch nicht säumen, und je früher Du einen Brief des Generals in meine Hände lieferst, um so größer soll Deine Belohnung sein."

„Verlassen Sie sich auf mich, Herr. Sie kennen mich und wissen daher, daß ich für ein gutes Stück Geld schon etwas wage," betheuerte der Diener.

Dadurch, wie es schien, vollständig befriedigt, begab sich Rocca endlich zur Ruhe, ohne daß ihm diese in der That wirklich zu Theil wurde; denn seine Seele beschäftigten die darin lebenden Gedanken viel zu lebhaft, um das Bedürfniß des Schlafs zu fühlen.

Der Besitz dieses Dieners war ihm unter den gegenwärtigen Umständen von der höchsten Wichtigkeit; denn er konnte demselben volles Vertrauen schenken. Josepho war wie er ein Italiener, der ihm aus treuer Anhänglichkeit selbst in den Krieg folgte und mit ihm die Gefahren desselben theilte. Dieß war der Grund, daß er sich in der Festung und unter den Gefangenen befand.

Der Major hatte ihn sich später von dem Kommandanten zu seiner Bedienung erbeten, und so theilte er Rocca's Wohnung.

Nach zwei Tagen schon erfreute Josepho den Letztern mit der Nachricht, daß er wirklich einen geheimen Weg entdeckt habe, auf welchem er aus der Festung unbemerkt zu entkommen hoffte, und ersuchte ihn,

seinen Gang zu Laudon schon in der nächsten Nacht antreten zu dürfen.

Wir wissen, wie viel Rocca die Beschleunigung dieser Sendung galt, und so zögerte er denn auch nicht, den Brief bereit zu halten, mit welchem der schlaue Josepho beim Anbruch der Nacht sich heimlich aus der Festung zu stehlen wußte. Dies gelang ihm nicht nur über alle Erwartung leicht und glücklich, sondern eben so glücklich auch der viel schwierigere Rückweg.

Mit zitternder Hast empfing Rocca Laudon's Antwort, und kaum hatte er dieselbe überflogen, so leuchtete sein Auge, während ein Lächeln des stolzen Triumphs seinen Mund umspielte.

Nachdem er den Brief wiederholt gelesen hatte, rief er Josepho und trug ihm auf, im Verlauf des Tages die mit ihm gefangenen Offiziere zu einem Abendessen bei sich einzuladen, ihnen aber zugleich anzudeuten, ohne alles Geräusch und erst mit Anbruch der Nacht zu ihm zu kommen. Dieß geschah, und der Major empfing seine Gäste mit jener gewinnenden Sicherheit, welche meistens die Folge eines hoffnungsvollen Bewußtseins zu sein pflegt.

Es wurden sehr bald die in der Festung gemachten Beobachtungen, so wie die Veränderung in der Stellung des königlichen Heeres vertraulich besprochen und darüber die Ansichten ausgetauscht. Indem dabei die dadurch für den schon früher bezeichneten Plan her-

vorgerufenen Vortheile erwogen wurden, glaubte die thatenlustigere Zahl der Offiziere auch, daß jetzt vielleicht der geeignetste Zeitpunkt zur Ausführung desselben gekommen sein dürfte, und ersuchten Rocca, als ihren Anführer, sein Urtheil darüber abzugeben.

Der Major stimmte ihnen vollkommen bei, richtete jedoch auch zugleich die Frage an sie, ob es nicht ihr Wunsch sei, sich durch eine kühne That, deren glücklicher Erfolg von bedeutsamen Folgen für das östreichische Kriegsheer sein müßte, nicht nur die Freiheit, sondern auch Ehre und Beförderung zu verschaffen.

Wie er erwartet hatte, erfolgte darauf eine allgemeine und begeisterte Zustimmung, indem die Offiziere zugleich in gespannter Erwartung an Rocca's Munde hingen, um dessen Vorschlag zu vernehmen.

„Mit aufrichtiger Freude," fuhr Rocca darauf fort, „habe ich Ihre Zustimmung zu meinem Vorschlage vernommen, und gestehe Ihnen, davon schon im voraus überzeugt gewesen zu sein. Denn mit Ihrem muthigen Beistande haben wir manche kühne That ausgeführt; ein Jeder von Ihnen hat vor meinen Augen Beweise des höchsten Muthes und der Tapferkeit abgelegt. Aber ich verhehle es Ihnen auch nicht, daß die glückliche Ausführung meines Ihnen sogleich mitzutheilenden Planes auch den Muth solcher Männer, wie Sie, erfordert; doch bin ich auch überzeugt, daß Sie vor einem Unternehmen nicht zurückbeben werden, das allerdings mit großen Gefahren verbunden ist.

So hören Sie mich denn an und lassen Sie uns alsdann gemeinschaftlich meinen Vorschlag erwägen."

Man rückte näher zusammen, und nachdem Josepho den Auftrag erhalten hatte, vor der Eingangsthür zu wachen, um einer möglichen Ueberraschung vorzubeugen, begann Rocca in gedämpftem Ton:

„Ihre und meine Beobachtungen hier haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß, nachdem sich das königliche Heer aus der Nähe dieser Festung entfernt hat und derselben jetzt nur im Verlauf einer längeren Zeit erst Beistand werden kann, dieselbe in eine gefahrvolle Lage gerathen ist, die obenein durch die Schwäche und Unzuverlässigkeit der Besatzungstruppen, so wie durch die geringe Stärke der Befestigung noch vermehrt wird. Ich habe die mir von dem Kommandanten gewährte Freiheit benutzt, mir über diese Dinge die sicherste Gewißheit zu verschaffen, und gestehe Ihnen, daß ich die erstere durch den offen ausgesprochenen Wunsch, zu den Preußen überzugehen, erlangte. Sie werden nach dieser Mittheilung nicht überrascht sein zu erfahren, daß der Kommandant daher auch nicht den mindesten Argwohn gegen mich hegt, sondern mir um so vertrauensvoller manchen Blick in die Festungswerke gestattete, wodurch ich endlich in meinem Plan vollkommen befestigt wurde. Ich habe den Entwurf dazu in dieser Nacht an General Laudon gesandt und eine bestimmte Antwort darauf erhalten. Hier überzeugen Sie sich!" schloß

Rocca seine Mittheilung, indem er zugleich einen Brief hervorzog und denselben dem zunächst sitzenden Offizier überreichte.

Mit gesteigerter Theilnahme war man seiner Mittheilung gefolgt, und als er endete, vernahm man laute Worte der höchsten Ueberraschung, welche in offenes Erstaunen überging, als Rocca Laudon's Brief zur Begründung seiner Worte überreichte.

Der letztere ging rasch von Hand zu Hand und schien auf die Anwesenden einen außerordentlichen Eindruck zu erzeugen.

„Ein kühner Plan!" bemerkte einer der Offiziere gedankenvoll, indem er den Brief weiter reichte.

„Kühn aber groß in seinen Folgen," fügte ein Zweiter hinzu, dessen Auge von Unternehmungslust glänzte.

„Der für die Unternehmer ein Spiel um Leben und Tod ist," sprach ein weniger Muthiger bedenklich.

„Wir sollen die Festung in Laudon's Hände liefern?!" rief jetzt derjenige, der den Brief so eben gelesen hatte, mit Ueberraschung aus, während er zugleich Rocca fragend anschaute.

„Ja, Kameraden, das wollen wir, diesen Plan habe ich dem General mitgetheilt, und ich hoffe, ein glücklicher Erfolg soll unser kühnes Unternehmen krönen," fiel Rocca ruhig und überzeugungsvoll ein.

Diese Worte riefen eine allgemeine Bewegung unter den Offizieren hervor; auf so etwas waren sie

in der That nicht im Geringsten vorbereitet gewesen, auch mußte Rocca's Entschluß trotz der vorhandenen günstigen Verhältnisse mehr als kühn genannt werden.

Endlich beruhigte man sich, und ein älterer Offizier nahm das Wort.

„Ihr Plan dürfte sich,“ hob er an, „mit Rücksicht, wie viele Mittel uns fehlen, denselben mit wirklichem Nachdruck verfolgen zu können, nicht so leicht ausführen lassen. Zwar halte ich mich von der Möglichkeit überzeugt, daß, wenn wir Waffen besitzen und durch Mannschaft hier in der Festung unterstützt würden, und so in dem entscheidenden Augenblick unsern Truppen, wenn es ihnen wirklich gelingen sollte, im Schutz der Nacht sich der Festung unbemerkt zu nähern und durch einen mehrfachen Angriff die allerdings nicht starke Besatzung zu zerstreuen und zu verwirren, zu Hilfe kommen könnten; um diese so nothwendigen Resultate jedoch wirklich zu erreichen, fehlen uns sowol alle Mittel als auch ein Zusammentreffen von Umständen erfordert würde, wie das kaum zu erwarten sein dürfte.“ —

„Ihr Bedenken ist vollkommen gerechtfertigt,“ fiel Rocca ohne Empfindlichkeit ein, „und ich gestehe, in demselben nur meinen tapfern Kameraden wieder zu finden, dessen ruhige und scharfe Erwägung der Verhältnisse uns früher manchen glänzenden Erfolg gesichert hat. Sind Sie mir auch, meine Kameraden, ergeben, so weiß ich doch auch, daß Sie meinen Vor-

schlägen nicht blindlings folgen werden. Darum erlauben Sie, Ihnen meinen Plan, den ich Laudon zugesandt habe, auseinander zu setzen. Derselbe enthielt den Vorschlag, eine hinreichende Anzahl Truppen sollte sich, von der Dunkelheit begünstigt, der Festung nähern und, ohne einen Schuß zu thun, die Werke an verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit angreifen. Entsprechende Zeichen sollen uns auf ihren Anmarsch vorbereiten. Wir dagegen würden die Aufmerksamkeit der Offiziere der Festungstruppen an dem Abend der Ausführung durch einen ihnen zu Ehren veranstalteten Ball zu zerstreuen suchen, und ihnen zugleich durch dieses Fest die Möglichkeit nehmen, beim Angriff gerüstet zu sein und den bedrohten Punkten rasch zu Hilfe eilen zu können. Denn ich erwarte mit Bestimmtheit, daß der Kommandant den Ball besuchen wird, den ich selbst mit Ihrer Unterstützung zu veranstalten gedenke, um des letztern Erfolges gewiß zu sein. Die Freundlichkeit, mit welcher man uns hier entgegen gekommen ist, läßt die Festlichkeit als den natürlichen Tribut des Dankes für die erstere erscheinen und setzt uns daher keiner Gefahr aus. Ist es den Unsrigen nun wirklich gelungen, bis in die innern Wälle und zu den Thoren zu dringen, so nehmen wir die Waffen in die Hand, befreien die mit uns Gefangenen, und von ihnen unterstützt, öffnen wir unsern Truppen die Thore, und so wird die Einnahme der Festung rasch und sicher ausgeführt

werden können, da die überlegene Anzahl unserer Truppen eine Vertheidigung fast unmöglich macht, sobald sich dieselben in den Werken befinden. Ich werde in dieser Voraussetzung noch mehr durch die Unzuverlässigkeit der Festungstruppen bestärkt und hoffe, Sie werden nach reiflicher Erwägung aller angeführten Punkte meinen Vorschlag nicht als unausführbar bezeichnen, besonders wenn Sie der Zustimmung des Generals Laudon Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen." —

Ein allgemeiner Zuruf des Beifalls belohnte den Major für die Mittheilung seines in der That kühnen Entwurfs, und mehre Augenblicke hindurch sprach man ihm unverholen die Bewunderung in anerkennender Weise aus. Selbst jener Offizier, welcher vorher die begründeten Zweifel geäußert, gestand, daß der Entwurf seinen vollen Beifall habe, wandte jedoch nach einer kleinen Pause des Nachdenkens ein, daß Rocca einen wichtigen Moment übersehen habe; nämlich den, auf welche Weise man die erforderlichen Waffen sich würde verschaffen können, so auch, in welcher Art die weiteren Mittheilungen zwischen ihm und Laudon bewerkstelligt werden könnten.

„Sie sollen sich sogleich überzeugen," entgegnete Rocca mit selbstbewußtem Lächeln, „daß ich die Zeit und die mir dargebotene Gelegenheit für meinen Plan so viel als möglich auszubeuten verstanden habe. Dieser Brief, der sich in Ihrer Hand befindet, ist mir von meinem mir seit vielen Jahren ergebenen Diener über-

bracht worden, den ich auch für die Folge für den angegebenen Zweck benutzen will. Er hat sich, wie Ihnen bekannt ist, in manchem Gefecht durch Muth und Entschlossenheit ausgezeichnet, und seiner List und Schlauheit kann ich durchaus vertrauen. Mit seiner Hilfe werde ich uns auch die Waffen zu verschaffen wissen; Sie können daher auch in dieser Beziehung außer Sorge sein.“ —

„Ich bewundere Sie, Major,“ entgegnete der Offizier, indem er ihn die Hand reichte; „und nachdem ich erkannt, wie sicher Ihr Plan angelegt ist, zweifle ich auch nicht mehr an dem Gelingen desselben. Daher,“ wandte er sich an die übrigen Offiziere, „Ehre unserm tapfern und klugen Heerführer, und Schande dem, der sein Blut nicht einer so herrlichen That opfern will!“

Ein einstimmiger Zuruf der Angeredeten versicherte den Major von ihrer Bereitwilligkeit, und davon auf das Freudigste bewegt, ergriff er auf's Neue das Wort und sprach, während er ihnen die Hände schüttelte: „Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Bereitwilligkeit und das mir geschenkte Vertrauen; ich hoffe, dasselbe soll Ihnen gute Früchte tragen, denn ich werde an Laudon die Forderung stellen, daß Alle, welche mir ihren Beistand bei diesem Unternehmen geleistet, durch Beförderungen ausgezeichnet werden sollen.

Jetzt, meine Kameraden, bitte ich sie, alles Weitere in dieser Sache mir zu überlassen, und sich mit Vorsicht zu benehmen, damit uns nicht ein unbedacht

entschlüpftes Wort Gefahr bringt. Nutzen sie jeden sich darbietenden Vortheil für unsern Zweck, ich dagegen will ihnen sogleich Mittheilung machen, sobald ich etwas von Wichtigkeit erfahre. Wir wollen unsern Umgang sogar beschränken, um jedem Argwohn vorzubeugen. Mein Diener wird jedem von ihnen einen Wink geben, sobald ich ihrer bedarf. Wenn wir uns wiedersehen, hoffe ich, wird auch schon der Zeitpunkt nahe sein, in welchem wir die Fesseln der Gefangenschaft abwerfen und uns wieder neue Ehre in kühnen Thaten werden erwerben können!"

Es war schon spät in der Nacht, als sich die Offiziere trennten, und während die Bewohner der Stadt im ruhigem Schlummer lagen, störte denselben nicht die Ahnung, daß zu derselben Zeit die Pläne zu ihrem Verderben geschmiedet worden waren, am wenigsten wol der Kommandant und Agathe, die dem Urheber derselben mit so vieler Liebe und Vertrauen entgegen gekommen waren.

Seit dem Augenblick, in welchem Rocca die im lobendsten Sinn abgefaßte Zustimmung zu seinem Plan von Laudon erhalten hatte, entwickelte er eine ungewöhnliche Thätigkeit im Interesse seines Vorhabens.

Sein Vorschlag war dem nach Ehren und dem kaiserlichen Wohlwollen begierigen Laudon hoch willkommen, da er nach einer so langen, thatenlosen Ruhe,

über welche der Herbst schon genaht war, das Verlangen hegte, sich auf irgend eine Weise auszuzeichnen und die oben bemerkten Vortheile zu erringen, indem er dadurch nicht allein sein Ansehen zu vermehren, sondern auch vielleicht eine für seine Kriegsoperationen günstige Wendung herbei zu führen hoffte.

Die Ueberrumpelung der Festung war keine leichte Aufgabe; dieselbe erforderte die ganze Kriegslist eines Generals, den Muth erprobter Truppen und einen, den glücklichen Erfolg sichernden Anschlag, der Klugheit, Erfahrung und eine scharfe Kombinationsgabe des Heerführers bedingte.

Gelang ihm daher derselbe, so mußte ihm nicht nur dieses Lob, sondern auch die Befriedigung zu Theil werden, seinen Ruhm als kühner, unternehmender General noch vermehren zu können. Der mit großer Umsicht gemachte Entwurf Roccas ließ ihn ein Mißlingen kaum bezweifeln; denn ihm war der Major nicht nur persönlich bekannt, sondern er schätzte denselben auch wegen seiner kühnen Unternehmungen, und konnte mit Bestimmtheit erwarten, daß derselbe sein ihm gegebenes Versprechen in jeder Beziehung halten würde. Ein solcher Beistand war aber unter den so gefahrvollen Umständen von der höchsten Bedeutung, indem derselbe den glücklichen Erfolg sicherte. Ueberdies hatte ihm Rocca die in der Festung gemachten Beobachtungen in ausführlicher Weise mitgetheilt und dadurch seinen Vorschlag zu begründen gewußt.

Bei so sichern Aussichten und mit Rücksicht auf die obschwebenden Verhältnisse konnte Laudons sofortige Zustimmung kaum überraschen.

In seiner Mittheilung hatte Rocca auch die Nothwendigkeit hervorgehoben, in den Besitz von Waffen zu gelangen, und eine ländliche Besitzung der Bergräthin bezeichnet, in deren Nähe dieselben verborgen werden konnten, indem er zugleich versicherte, daß es ihm mit Hilfe vertrauter Personen gelingen würde, dieselben zur geeigneten Zeit in die Festung zu schaffen.

Laudon hatte ihm dagegen das Versprechen gegeben, die Waffen nach dem bezeichneten Ort senden und daselbst verbergen zu lassen, so wie er auch zugleich in schmeichelhafter Weise die Versicherung aussprach, den weitern Vorschlägen des Majors mit Bereitwilligkeit zu folgen, indem er ihm in dieser Angelegenheit das vollste Vertrauen schenke.

Es kam Rocca also jetzt darauf an, ein Mittel zu ersinnen, wodurch er dieses Resultat sicher zu erreichen vermochte. Nicht ohne Absicht hatte er das Landgut der Bergräthin für seinen Zweck bezeichnet; er baute nämlich auf deren Hilfe in diesem Fall, da dieselbe öfter die Besitzung besuchte, und sich eine solche Gelegenheit wol in seinem Interesse benutzen ließ, besonders wenn er sie zu täuschen verstand. Als Bewohnerin der Stadt war sie auch kaum der Beobachtung ausgesetzt, noch weniger konnte sie Argwohn erwecken, da ihre Ausfahrten bereits eine sich häufig

wiederholende Erscheinung waren. Es entstand daher die Frage, ob es ihm gelingen würde, sie in so weit zu täuschen, daß sie sich entschloß, seinen Diener zur Begleitung mitzunehmen, durch welchen Rocca seinen weiteren Zweck zu erreichen hoffte.

Er glaubte sie durch die ihm geschenkte Zuneigung für seine Absicht gewinnen zu können.

Wir haben erfahren, bis zu welchem Grade dieselbe gediehen war, und fügen hinzu, daß sie sich im Verlauf der Zeit bis zu einer Vertraulichkeit gesteigert hatte, welche dem Major eine fast unumschränkte Gewalt über die Bergräthin verschaffte.

Darauf baute derselbe seinen Plan, und indem er seine Zärtlichkeit für sie von diesem Zeitpunkt an verdoppelte, ließ er darin auch zugleich einen gedankenvollen Trübsinn blicken, der, wie er bestimmt wußte, von der Bergräthin sogleich bemerkt werden würde.

Er täuschte sich in dieser Voraussetzung nicht, denn in einer der nächsten vertraulichen Stunden, welche sie ihm fast täglich gewährte, sprach sie ihm ihre Besorgniß über sein verändertes Wesen aus, das sie als die Folge irgend einer üblen Nachricht, welche Rocca erhalten haben müßte, bezeichnete.

Er stellte sich über ihre in der That so wohl gemeinte Bemerkung überrascht, bedauerte, sie dadurch beunruhigt zu haben und sprach die Versicherung aus, daß dieß für die Folge nicht mehr geschehen sollte.

Eine solche ausweichende Antwort mußte, wie er wohl überlegt hatte, die Neugier der Bergräthin nur noch mehr anregen, und statt sie zu beruhigen, veranlassen, in ihm mit der Bitte um sein Vertrauen zu dringen, wodurch er den Vortheil gewann, daß seine ihr zu machende Mittheilung ihm durch ihr Verlangen abgenöthigt und nicht vorher berechnet erschien. Was er erwartet hatte, geschah ganz nach seinem Wunsch, und so erwiderte er denn auf ihre wiederholte Bitte um Aufschluß nach einigem Zögern.

„Fast sollte Ihnen, theure Emilie, der Grund dazu nicht mehr fremd sein, da Sie mein Schicksal kennen und wissen, daß durch meine Gefangenschaft, die, wie ich fürchte, wahrscheinlich noch sehr lange dauern wird, alle meine Pläne für die Zukunft zerstört sind. Mein Namen, der früher bei dem Heer der Kaiserin einen guten Klang hatte, wird vergessen sein, wenn ich endlich zu demselben zurückkehren darf, und, von der Gewißheit erfüllt, daß keine günstigen Ereignisse zu meiner Erlösung früher eintreten werden, als mit dem Zustandekommen des Friedens, werden Sie es erklärlich finden, wenn mein Sinn getrübt ist!“ —

Die Bergräthin wurde durch dieses Bekenntniß unangenehm überrascht; denn wir wissen, daß sie sich mit der Ueberzeugung schmeichelte, Rocca durch ihre Reize bereits so sehr an sich gefesselt zu haben, daß er den Wunsch, auf's Neue Kriegsdienste zu thun, aufgegeben hätte, und nur das Verlangen fühlte, stets

in ihrer Nähe zu bleiben und dieses Glück durch eine Verbindung mit ihr zu befestigen.

Sie war jung, schön, reich und unabhängig und eine vielgesuchte Partie, es bedurfte also nicht des Reichthums bei ihrem künftigen Gatten. Derselbe wurde überdies bei dem Major hinreichend durch seinen Rang ersetzt. Seine Klage däuchte ihr daher durchaus unhaltbar, und durch alle diese Gründe bestimmt, entgegnete sie in etwas gereiztem Ton: „In der That, lieber Major, ich hatte eine ganz andere Ursache Ihres Trübsinns zu hören erwartet, und muß nun fürchten, wie wenig befriedigt Sie sich in Ihrer jetzigen Lage fühlen!"

„Mißverstehen Sie mich nicht, theure Emilie," fiel Rocca warm ein, der diesen Ausspruch erwartet hatte; „und hegen Sie die Ueberzeugung, daß Sie keinen Undankbaren mit Ihrer Gunst beglückt haben. Wer könnte dieselbe mehr würdigen als ich und sich dadurch reich beglückt fühlen! Dürfte ich nur meinem Herzen folgen, so würden Sie weder den geringsten Trübsinn in meinem Antlitz entdecken, noch eine solche Klage von mir vernommen haben."

„Was aber kann Sie daran hindern?!" fragte die durch Rocca's Zärtlichkeit wieder beruhigte Bergräthin.

„Ihre Frage läßt mich erkennen, wie fern Ihnen die Betrachtung liegt, daß mein Beruf der Kriegsdienst ist, und mir als Mann die Pflicht obliegt, demselben durch Handlungen nachzukommen," entgegnete Rocca.

„Welche Eitelkeit!" rief die Bergräthin und fuhr alsdann in scherzend = verweisendem Ton fort: „Die stolzen, undankbaren Männer! Wie wenig wissen sie doch das wahre Glück zu schätzen, und sind ganz gegen ihren Vortheil nur darauf bedacht, dasselbe, wenn es sich ihnen darbietet, so rasch als möglich wieder zu zerstören! Wer erklärt uns einen solchen Widerspruch in ihrer Natur. Sie versichern uns mit tausend Schwüren, von dem neuen Glück ganz erfüllt zu sein und langweilen sich doch schon im nächsten Augenblick. Und wenn wir ihnen darüber gerechte Vorwürfe machen, so entschuldigen sie sich mit der Ehre und der Pflicht und der unabweisbaren Nothwendigkeit, sich im Umsehen todtschießen zu lassen. Und das soll man ihnen glauben. O, Major, Major, Ihr Geschlecht ist aus Eitelkeit, Selbstsucht und Charakterlosigkeit zusammen gesetzt!"

Sie endete diesen Vorwurf mit einem Fächerschlag, womit sie den Major strafte.

Er ging auf ihren Ton ein, und entgegnete: „Wie soll ich Sie nur überzeugen, um Sie mir wieder geneigt zu machen, damit mir der Aufenthalt in meiner Gefangenschaft durch den Verlust Ihrer Gunst nicht zur Hölle wird! — Doch," fuhr er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, erregt fort, „vielleicht gelingt es mir durch das Geständniß, daß meine Klage gerade durch das mir von Ihnen geschenkte Glück hervor gerufen worden ist." —

„Wie sollte das sein?!“ fragte die Bergräthin überrascht und mit gesteigerter Theilnahme.

„Ihr Zartgefühl wird mir eine Erklärung erlassen; indessen erwägen Sie, daß es in der Natur des Mannes liegt, sich demjenigen Weibe, das ihn ihrer Zuneigung würdigt, durch kühne, seinen Namen verherrlichende Thaten dankbar zu bezeigen, indem er ihr seinen Ruhm und seine Ehre alsdann huldigend zu Füßen legt.“ —

„Was Sie doch für poetische Grillen hegen!“ entgegnete die Bergräthin, durch sein Bekenntniß außerordentlich geschmeichelt. „Doch,“ fuhr sie in leichtem Tone fort, „angenommen, daß ich dieselben auch billigen wollte, so müssen Sie wenigstens erklären, wie lange Sie diese Grillen zu verfolgen gedenken, denn sonst stirbt wol die Dame Ihres Herzens früher, ehe ihr das Glück zu Theil wird, den thatenlustigen Ritter zu ihren Füßen zu sehen.“

„Sie vergessen, daß dieser Ritter ein fühlendes Herz besitzt, dessen sehnsüchtiges Verlangen den Zeitpunkt herbei wünscht, den Krieg beendet zu sehen, um wieder an die Brust seiner Dame zu eilen, um sich alsdann nie mehr von ihr zu trennen,“ fiel Rocca mit zärtlichem Ton ein.

„Nun, das ließe sich allerdings hören, darin liegt ein möglichst vernünftiger Plan, und ich will hoffen, daß Ihre Sehnsucht nach der Dame im Lauf der Zeit durch das Kriegsleben nicht verloren gegangen oder

gar von einer andern Dame erobert sein wird," bemerkte die Bergräthin kokett, indem sie ihn zugleich zärtlich anschaute.

„Sie scherzen; doch wer könnte dieß mit größerer Sicherheit, als eben Sie, da Sie die Macht Ihrer Reize nur zu gut kennen," entgegnete Rocca mit Galanterie.

„Schmeichler!" lächelte die Bergräthin und fuhr darauf in ernsterem Tone fort: „Sei es denn; ich will Ihnen einen solchen Urlaub zugestehen; doch scheint mir unter den obwaltenden Umständen Ihre baldige Entfernung von hier nicht nothwendig. Sie dürften zur Erreichung Ihrer Absicht noch hinreichend Zeit und Gelegenheit finden. Der Krieg wird wahrscheinlich leider noch lange währen."

„Sie irren, theure Emilie, ich glaube sogar, daß er schon in diesem Winter sein Ende erreicht," entgegnete Rocca überzeugungsvoll und fuhr alsdann fort: „Bedenken Sie die unglückliche Lage, in welcher sich Ihr König befindet, die im Hinblick der ihn bedrohenden großen Uebermacht mit Sicherheit erwarten läßt, daß die nächste große Schlacht, seine gänzliche Niederlage herbeiführt, wodurch der Krieg beendet sein wird, da der König durch den hartnäckigen und unaufhörlichen Kampf seine Provinzen gewiß gänzlich erschöpft hat und ihm unter so ungünstigen Verhältnissen irgend welche Macht noch ihren Beistand gewähren wird. Darum muß ich die Zeit benutzen, will ich

wirklich noch etwas für meinen Zweck thun und mir eine glänzende Zukunft bei meinem Heer sichern. Der geeignetste Zeitpunkt dazu ist gerade jetzt vorhanden; bin ich gezwungen, denselben thatenlos vorübergehen zu lassen, so werden sich alle meine übeln Befürchtungen im vollsten Maaß bestätigen, wenn ich nicht eine fernere Zeit abwarten will." —

„Nein, nein, das sollen Sie nicht!" fiel die Bergräthin voll Eifer ein. „Sie vermögen," fuhr sie alsdann ruhiger fort, „die Kriegszustände viel richtiger zu beurtheilen, als ich; denn wir Frauen verstehen ja von dergleichen schrecklichen Angelegenheiten nichts, und so will ich Ihnen glauben. — Unter diesen Umständen däucht es mir alsdann auch nothwendig, daß Sie sobald als möglich etwas für Ihre Absicht thun. Haben Sie sich in dieser Beziehung etwa schon mit einer Bitte an den Kommandanten gewandt?" fragte sie, da sie wußte, daß derselbe dem Major gewogen war, ohne doch zu ahnen, in Agathen eine sehr gefährliche Rivalin zu besitzen.

„Ich that es, jedoch ohne Erfolg," entgegnete Rocca und fügte erörternd hinzu: „Er hütet sich wahrscheinlich, mehr zu thun, als eben seine Pflicht ist, auch weiß er nur zu wohl, daß man erprobte Offiziere so lange als irgend möglich unschädlich zu machen beliebt. Von ihm habe ich keine Unterstützung zu erwarten, obgleich er mir mit Wohlwollen entgegen gekommen ist und dasselbe auch gegenwärtig noch schenkt,

das vielleicht nur eine Folge des Eigennutzes ist, da ich ihm ein nicht unwillkommener Gesellschafter bin, mit dessen Hilfe er sich die wenig angenehmen Stunden zu verkürzen sucht."

„An welchen sich wahrscheinlich doch auch seine schöne Tochter erfreuen wird," bemerkte die Bergräthin mit Eifersucht.

„Ein unbedeutendes Mädchen," warf Rocca leicht hin, bemüht, die Bergräthin von diesem wenig erbaulichen Gespräch auf sein Interesse zu lenken.

Dieß gelang ihm, denn anscheinend beruhigt fragte sie: „Was aber ließe sich für die Erfüllung Ihres Wunsches thun?" —

„Alles oder nichts," entgegnete Rocca bestimmt. „Könnte ich Laudon eine Bitte, sich für meine Befreiung mit Nachdruck zu verwenden, zugehen lassen, so zweifle ich nicht, daß mein Wunsch bald erfüllt werden würde; so aber muß ich auf Alles verzichten."

„Sollte sich eine Gelegenheit dazu nicht auffinden lassen? Mir scheint das eben nicht schwierig zu sein," entgegnete die Bergräthin.

„Schwieriger vielleicht, als sie glauben, theure Emilie," bemerkte Rocca, erfreut, daß endlich dieser Punkt von ihr berührt wurde. „Ich darf meinen Brief Laudon nur heimlich zugehen lassen, damit der Kommandant nichts davon erfährt und dagegen sogleich die nöthigen Schritte thut."

„Da haben Sie freilich Recht," entgegnete die

Bergräthin, und fügte alsdann nach kurzem Nachdenken hinzu: „Laudon's Lager ist so nahe, könnte man nur einen sichern Boten auffinden, so müßte die Uebersendung nicht unmöglich sein.“ —

„Gewiß, gewiß,“ fiel Rocca nachdenkend ein, „auch wäre mein eigener Diener dazu wohl geeignet, vorausgesetzt, daß es mir gelingt, ihn etwa in einer Verkleidung aus der Festung zu schaffen.“

„Vortrefflich, vortrefflich!“ schaltete die Bergräthin ein.

„Vielleicht als Ihr Diener,“ — bemerkte Rocca.

„Als der meinige?“ fragte sie überrascht.

„Der Sie auf der Fahrt nach Ihrem Landsitz begleitet“ — erörterte Rocca ruhig.

„Wäre das ganz gefahrlos?“ fragte die Bergräthin etwas ängstlich.

„Durchaus,“ beruhigte Rocca, „denn Sie pflegen ja stets einen Diener bei sich zu haben; in der Livree des Ihrigen wird man Josepho nicht erkennen.“

„Glauben Sie?“ fragte die Bergräthin noch immer zweifelnd.

„Würde ich Ihnen einen solchen Vorschlag thun, wenn derselbe die mindeste Gefahr mit sich führte?“ — entgegnete Rocca voll Zärtlichkeit, indem er zugleich ihre Hand ergriff und küßte.

Von ihrer Liebe zu Rocca und dem Verlangen erfüllt, ihn durch ihre Bereitwilligkeit noch mehr zu verpflichten, um sich seines Besitzes ganz zu sichern,

überwand die Bergräthin die so natürliche Bedenklichkeit und versicherte, seinen Wunsch erfüllen zu wollen, indem sie ihn zugleich bat, alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen.

Rocca beruhigte sie zuletzt mit dem Versprechen, von dem Kommandanten die Erlaubniß auszuwirken, daß sein Diener in Stelle des ihrigen sie begleiten dürfte, indem er vorgeben wollte, daß der ihrige erkrankt sei.

Bei dem Vertrauen, das ihm der Kommandant schenkte, mußte das als nichts Besonderes erscheinen, so wie auch des Ersteren Zustimmung dazu mit Gewißheit erwartet werden durfte.

So war der Bergräthin denn jede Sorge genommen, und sie hatte jetzt nur noch den Wunsch, daß ihr Bemühen auch durch einen guten Erfolg gekrönt würde.

Rocca dagegen war durch das gewonnene Resultat in die freudigste Stimmung versetzt worden, und, von der Hoffnung erfüllt, seinen Zweck jetzt sicher zu erreichen, überschüttete er die Bergräthin mit Zärtlichkeiten, und indem die Getäuschte daraus die sichern Beweise seiner Liebe und die Hoffnung eines künftigen Glückes schöpfte, ahnte sie nicht, daß sie ein Opfer seiner finstern Pläne war.

Er hatte mit ihr verabredet, daß sie schon am nächsten Tage eine Ausfahrt machen sollte, und bereitete daher Josepho auf seinen Auftrag vor, indem er ihm zugleich die nöthigen Mittheilungen machte,

in welcher Weise er einen Theil der bereit gehaltenen Waffen in die Festung schaffen sollte.

Der schlaue und habsüchtige Charakter dieses Mannes fand in diesem neuen Unternehmen eine willkommene Gelegenheit zur Befriedigung seiner Wünsche, und er erklärte sich zur Ausführung desselben sogleich bereit.

Der nächste Tag erschien und Josepho passirte als Diener der Bergräthin das Thor glücklich, und ebenso glücklich kehrte derselbe am Abend zurück. Der Betrug war unentdeckt geblieben.

Rocca's Freude darüber war groß, und er empfing die Bergräthin mit einem Strom von zärtlichen und dankbaren Worten.

Er hatte dazu noch einen andern Grund.

Josepho hatte ihm nämlich bereits zugeflüstert, daß Alles wohl gelungen sei und er in dem Wagen etwas verborgen habe.

So war es in der That.

Die Arglosigkeit der Bergräthin hatte Josepho über den Wagen nach seinem Belieben zu verfügen gestattet, da sie vermuthete, er wolle denselben im Sinn des von Rocca erhaltenen Auftrags benutzen, und so war es dem verschmitzten Diener gelungen, einen Theil der bereit gehaltenen Waffen in dem Wagen zu verbergen. Die Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit, mit welcher dieser erste Versuch ausgeführt worden war, gestatteten in kurzer Zeit die Wiederholung einer ähnlichen Reise, wobei weitere Resultate erzielt werden konnten,

auch glaubte Rocca diese Gelegenheit zugleich zu dem Zweck benutzen zu können, Laudon Mittheilungen zugehen zu lassen, und seine Befehle zu empfangen. Die Ausführung dieser Pläne gelang ihm vollständig mit Hilfe der Bergräthin, und nach Verlauf weniger Tage befanden sich die erforderlichen Waffen bereits in seiner Wohnung, und die weitern Entwürfe zu dem Ueberfall der Festung waren mit Laudon vollkommen besprochen worden. Es kam nun darauf an, den richtigsten Zeitpunkt dazu zu erwählen.

Die gefangenen östreichischen Offiziere wurden von Rocca mit Allem bekannt gemacht und auf das Unternehmen genügend vorbereitet und erwarteten nun mit Ungeduld den Zeitpunkt, in welchem die Ausführung desselben endlich stattfinden könnte.

In einer entgegengesetzten Stimmung und mit betrübtem Herzen sah die Bergräthin einen Tag nach dem andern in der Besorgniß rasch dahin gehen, durch Rocca's Befreiung ihres Glückes beraubt zu werden, und schenkte ihm daher eine vermehrte Zärtlichkeit.

Dieselbe war dem Major jedoch, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, jetzt weniger angenehm, besonders da er durch seine Leidenschaft für Agathe gefesselt wurde und derselben wegen der, wie er hoffte, nur noch geringen Dauer seines Aufenthaltes eine vermehrte Aufmerksamkeit zollte, und darüber die Bergräthin vernachlässigte. Er entzog sich ihrer Einladung jetzt viel häufiger als früher durch die Entschuldigung,

von dem Kommandanten vielfach in Anspruch genommen zu werden, dem er jede nur mögliche Rücksicht zu schenken gezwungen sei, um sich nicht etwa dessen Wohlwollen in einem so bedenklichen Zeitpunkt zu verscherzen. Anfangs ließ sich die Bergräthin täuschen; mit der Zeit jedoch wurde ihre Geduld erschöpft, zugleich auch erregte ein dunkles Gerücht von Agathen's dem Major geschenkten Interesses ihre Eifersucht, und nachdem sie dem letztern ihre Befürchtungen darüber zu erkennen gegeben hatte, ohne daß es ihm gelungen war, dieselben durch seine Worte und Benehmen zu zerstören, erfüllte sie das einmal in ihr erwachte Mißtrauen mit dem heftigen Verlangen, sich auf jede Weise Gewißheit darüber zu verschaffen.

Rocca, der den Charakter der Bergräthin für schwach und energielos hielt, wurde durch die obigen Momente nicht zur Beobachtung einer größeren Vorsicht veranlaßt, und vergaß, wie gefährlich eine von Eifersucht erregte Frau unter Umständen werden könnte.

Agathen's Sittenreinheit, ihre jungfräuliche Zurückhaltung, welche sie ihm gegenüber trotz ihrer warmen Zuneigung für ihn doch stets beobachtete, erschwerten die von ihm so sehr ersehnte Vertraulichkeit, durch welche er den Sieg über ihre Unerfahrenheit zu erringen hoffte. Er konnte sich trotz der Anwendung seiner Verführungskünste nicht mit dem Bewußtsein schmeicheln, mehr Gunstbezeigungen von ihr erlangt zu haben, als es eben die Verhältnisse gestatteten;

und an ihrer Unschuld scheiterten alle seine Bemühungen. Alle diese Momente steigerten daher seine Leidenschaft und das Verlangen, ihre ganze Gunst zu besitzen, und daher beobachtete er Agathen gegenüber nicht diejenige Vorsicht, welche erforderlich war, um seine Liebe zu ihr der Beobachtung zu entziehen. So konnte denn das Gerücht davon nicht ausbleiben, und die Kleinheit der Stadt begünstigte dessen Verbreitung, und Rocca, der in der angenehmen Hoffnung lebte, sein finsterer Plan würde ohne besondere Gefahren glücklich ausgeführt werden, sollte nur zu bald erkennen, wie bedenklich es ist, selbst seine kleinsten Feinde zu verachten.

Außerdem hatte es das Geschick bestimmt, daß diejenige Person, welche er im Interesse seines Planes aus der Festung zu entfernen bemüht gewesen, gerade in einem Zeitpunkt zurückkehren sollte, in welchem sie ihm doppelt gefährlich werden konnte.

Die Lage des Königs hatte sich nicht im Geringsten geändert.

Die Oestreicher wagten nicht, seinen Marsch zu beunruhigen, noch auch waren Anzeichen vorhanden, daß sie es zu einer Schlacht kommen lassen wollten, und so erreichte Friedrich mit seinem Heer die Neiße. Ueberdies gelang es ihm, nach dem Abzug Butturlin's den Russen einen empfindlichen Verlust zuzufügen.

Nachdem derselbe erfolgt war, ließ er nämlich das Corps des General's v. Platen in angestrengten Märschen über die Oder gehen, um den Russen in den Rücken zu fallen.

Unter dem Schein, einen Transport von Kriegsbedürfnissen von Breslau nach der Armee zu geleiten, gelang es demselben, in Polen einzudringen. Bei Gostin stießen sie auf eine große und wohl verschanzte Wagenburg, welche 4000 Mann Russen beschützten. Ohne einen Schuß zu thun, gelang es den tapfern preußischen Truppen, die Verschanzungen im Sturm nur mit dem Bajonett zu nehmen und sich der mit reichen Vorräthen angefüllten ungeheuern Wagenmenge zu bemächtigen. Die Zahl derselben betrug 5000. Von der Bedeckung wurden 1900 Mann, darunter mehre Offiziere, gefangen genommen und die erbeuteten Vorräthe und Wagen verbrannt. Darauf dehnte dieses kühne Corps seinen Streifzug bis nach Posen aus, und zerstörte daselbst drei der größten russischen Magazine. Obwol diese Vortheile für die Lage des Königs von keiner großen Bedeutung sein konnten, so bewirkten sie doch, daß sich das russische Heer unter Butturlin so schnell als möglich nach den auf eine solche Weise bedrohten Punkten zog, um die Magazine daselbst zu schützen.

Kalkreuth war dem Truppenkorps des General's Platen zugetheilt worden, und fand in diesem kühnen Streifzug eine seinen Wünschen entsprechende Gelegen-

heit zur Unterdrückung seines Kummers. Er hatte sich bei allen Unternehmungen durch einen seltenen Muth und stete Ausdauer ausgezeichnet, und so wurde ihm nicht nur das Wohlwollen seiner Vorgesetzten zu Theil, sondern er auch noch überdies durch Rangerhöhung geehrt.

Unter glücklichern Verhältnissen würden ihm diese Erfolge von großem Werth gewesen sein; jetzt ließen ihn dieselben gleichgiltig; konnte er doch die für immer verlorene Geliebte nicht wieder erwerben.

Als er aus Schweidnitz schied, war es sein Vornehmen, Agathe nur nach Verlauf einiger Jahre wieder aufzusuchen, und überzeugt, daß dies auch in der That geschehen würde, überraschte ihn jedoch eines Tages der Befehl, dem Kommandanten eine Abtheilung Truppen zuzuführen, welche bis auf weitern Befehl daselbst verbleiben sollten.

Obwol er sich dieses Auftrages zu entziehen bemüht war, gelang ihm das doch nicht, und so trat er den Marsch nach Schweidnitz in nicht eben angenehmer Stimmung an. Er wurde von dem Kommandanten und Agathen mit Ueberraschung empfangen, die ihm mit herzlicher Theilnahme entgegen kamen und ihre Freude über seine Rangerhöhung zu erkennen gaben.

Rocca, dem Kalkreuth, wie wir wissen, ein sehr unbequemer Beobachter war, wurde durch dessen durchaus unvorhergesehene Ankunft sehr unangenehm über-

rascht. Denn nicht nur mußte er jetzt fürchten, daß derselbe seinen Absichten in Bezug auf Agathen hinderlich sein, sondern sich auch dessen, durch die Eifersucht geschärfte, Aufmerksamkeit auf sein Benehmen richten würde, und Kalkreuth vielleicht Entdeckungen machen könnte, die seinem Unternehmen Gefahr brächten. Denn er hatte früher nur zu wohl bemerkt, wie wenig der letztere mit der Freiheit einverstanden war, welche der Kommandant ihm und den übrigen Offizieren schenkte, und so besorgte er, daß der jetzt mit größerer Gewalt betraute Offizier die Nachsicht des Kommandanten durch vermehrte Strenge auszugleichen bemüht sein würde.

Zwar sah er der baldigen Ausführung des Ueberfalls mit Sicherheit entgegen, da in wenigen Tagen dunkle Nächte eintreten mußten, auch waren überdies alle Vorbereitungen von seiner Seite getroffen; indessen wäre es ihm trotz alledem doch wünschenswerther gewesen, Kalkreuth nicht in der Festung zu wissen.

So muthig und kühn der Major sich auch bei allen Unternehmungen gezeigt, und so wenig Grund er im Allgemeinen zur Besorgniß in diesem Fall hatte, so konnte er sich dennoch mit Rücksicht auf Kalkreuth dieses mal einer gewissen Besorgniß, daß ihm von demselben Gefahr drohe, nicht entschlagen. Diese vereinten Momente nöthigten ihn zu dem Bemühen, sich durch eine verdoppelte Freundlichkeit das Ver-

trauen Kalkreuth's zu sichern, und er begrüßte ihn daher außerordentlich herzlich, indem er ihm zugleich seine Freude über die ihm zu Theil gewordenen Ehren zu erkennen gab.

Kalkreuth ahnte nicht, mit welcher Aufmerksamkeit der Major die Wirkungen seines zuvorkommenden Benehmens gegen ihn beobachtete, um daraus einen sichern Schluß, in wie weit ihm seine Täuschung gelungen sei, zu ziehen, und legte sich keinen Zwang an, und so mußte Rocca sogleich erkennen, wie schwer ein verdrängter Liebhaber wieder zu versöhnen sei. Denn Kalkreuth beobachtete trotz alledem ihm gegenüber eine kalte Gelassenheit, ohne durch des Majors Schmeicheleien und freundschaftliche Bemerkungen zu einer vertraulichern Annäherung veranlaßt zu werden. Dennoch gab Rocca seine Bemühungen nicht auf und war bedacht, ihm unter allen Umständen stets den theilnehmendsten Freund zu zeigen.

Ueber diese Vorgänge war das Ende des Monats September gekommen, mit demselben hatten sich auch die von Rocca so sehr gewünschten dunkeln Nächte eingestellt, und er beeilte sich daher, Laudon die Nachricht zugehen zu lassen, daß jetzt wol der geeignetste Zeitpunkt zur Ausführung seines Vorhabens gekommen sein dürfte, indem er dazu zugleich die Nacht des letzten September bezeichnete.

Laudon, der, wie wir wissen, selbst mit Ungeduld auf diesen Zeitpunkt gewartet hatte, billigte Rocca's

Vorschlag, indem er demselben zugleich die Zeichen angab, welche ihm die Annäherung der Truppen anzeigen sollten.

Rocca's Auge leuchtete vor Freude über diesen Bescheid; denn nur zwei Tage noch lagen zwischen der Nacht, in welcher der Ueberfall erfolgen sollte.

Er war daher sogleich bedacht, die nöthigen Vorbereitungen zu dem besprochenen Ball zu treffen, und unterzog sich der Mühe der Einladungen bei mehren Offizieren selbst, um sich ihrer Theilnahme zu sichern, indem er nicht unterließ, als Grund der Festlichkeit die Pflicht der Dankbarkeit zu bezeichnen.

Von seinen Kameraden hierin unterstützt, gelang ihm seine Absicht durchaus, da der Kommandant seinen Wünschen sogleich entgegen gekommen war und seine Theilnahme an dem Ball zugesichert hatte. Auch war eine derartige Zerstreuung unter den obwaltenden, so gedrückten Verhältnissen sowol den Offizieren der Festung als den Bewohnern der Stadt sehr willkommen.

So schien sich denn Alles nach Rocca's Wünschen zu gestalten, und er frohlockte, ohne zu ahnen, welche Gefahren während dessen bereits für ihn herauf beschworen worden waren.

Die Bergräthin hatte nämlich in ihrem Interesse durch eine vertraute Dienerin über das Verhältniß Rocca's zu Agathen unter der Hand Erkundigungen einziehen lassen und in Folge dessen Mittheilungen darüber erhalten, welche das frühere Gerücht bestä-

tigten und zugleich die Annahme aufnöthigten, daß Rocca sich mit Agathen verbinden und bei dem preußischen Heer Dienste nehmen würde.

Von der Erkenntniß empört, von dem Manne, dem sie mit so vieler Liebe entgegen gekommen war, auf diese Weise betrogen worden zu sein, erwachte ihr ganzer Zorn, der das Verlangen in ihr anfachte, sich an dem Major dafür zu rächen. Der Zufall wollte es, daß sie, mit diesen Mittheilungen bereits vertraut, den Major zufällig mit Agathen lustwandelnd in einem Garten erblickte und Zeugin von der Zärtlichkeit wurde, mit welcher der Erstere das arglose Mädchen zu umstricken sich bemühte.

Jetzt konnte von einer Täuschung nicht mehr die Rede sein, und von der Gewißheit ihrer unglücklichen Lage niedergedrückt, gab sie sich ihrem Kummer rücksichtslos hin.

Der Major überraschte sie darüber, denn sie hatte ihn absichtlich einige Tage gemieden, wodurch er veranlaßt wurde, sie aufzusuchen.

„Mein Gott, theure Emilie,“ rief er, bei ihr eintretend und ihren Zustand bemerkend, „was ist geschehen?!“

Sie antwortete nicht, sondern wandte das trübgeweinte Auge voll Unwillen von ihm ab.

Voll Zärtlichkeit trat er ihr näher und wiederholte seine Frage, in welche er die höchste Theilnahme zu legen bemüht war; indessen ohne glücklichen Erfolg, denn die Bergräthin blieb verschlossen.

Jetzt wurde es Rocca klar, daß es sich in diesem Fall wahrscheinlich um ein von ihm begangenes Versehen handeln müsse, wodurch dieses so ungewöhnliche Benehmen der Bergräthin gegen ihn hervorgerufen worden wäre, und indem er sogleich den eigentlichen Grund dazu ahnte, erkannte er auch die ihm von seiner Lage bezeichnete Nothwendigkeit, rasch und sicher zu handeln, um jeder Gefahr vorzubeugen.

Er zeigte ihr daher das größte Erstaunen über ihr, ihm durchaus, wie er versicherte, räthselhaftes Benehmen und bat, ihn durch ein aufklärendes Wort zu beruhigen, da er durch die Ungewißheit, in welche ihn dasselbe versetzt habe, tief leide.

Zwar tönten seine Worte Vertrauen erweckend an Emilien's Ohr, indessen vermochten dieselben dennoch nicht, sie milder zu stimmen, und sie erwiederte daher rasch und unwillig:

„Den Grund meines Leidens werden Sie sich selbst sagen können, und ich bitte Sie nur, mich so schnell als möglich zu verlassen, da mir Ihre Gegenwart peinlich ist!“ —

„Ihre Worte sind in der That sehr hart, ich will Sie nicht gehört haben und muß Sie erinnern, daß, wenn Sie Grund haben, mir so viele Abneigung zu zeigen, ich dagegen das Recht besitze, eine Erklärung darüber von Ihnen zu verlangen. Denn, meines Wissens gestattet man dies jedem Angeklagten, um wie viel mehr einem Manne, der sich einst Ihrer

Liebe rühmen durfte!" — entgegnete Rocca, ohne seine Ruhe zu verlieren.

„Nun denn, so vernehmen Sie, daß ich Ihr falsches Spiel erkannt habe! Mein argloses Herz schenkte Ihnen Vertrauen, um betrogen zu werden!" preßte die Bergräthin weinend und leidenschaftlich hervor.

„Betrogen und womit?!" fragte Rocca anscheinend überrascht und ergriffen.

„In der That, Major, Sie zeigen eine Sicherheit und Ruhe in Ihrem Benehmen, als ob Sie sich keines Vergehens gegen mich bewußt wären, und so will ich Ihnen dieselben durch die Versicherung nehmen, daß ich Ihre Liebe und Ihre Absichten hinsichts Agathen nicht allein kenne, sondern auch ein Zeuge Ihrer Zärtlichkeit gewesen bin," entgegnete die Bergräthin, indem sie die Wirkung ihrer Worte auf ihn mit Spannung beobachtete.

Sie hatte gehofft, ihn dadurch zu verwirren und ihm das Geständniß seiner Schuld zu entlocken, und ahnte nicht, daß sie einem Meister in der Kunst der Verstellung gegenüber stand. Sie war daher nicht wenig überrascht, Rocca ruhig bleiben nnd ein Lächeln seinen Mund umspielen zu sehen, indem er sich zugleich an ihrer Seite niederließ.

Sein Benehmen verwirrte die Bergräthin, und sie schaute ihn, auf seine Antwort jetzt doppelt gespannt, fragend an.

„Also Eifersucht!" entgegnete Rocca endlich lä-

chelnd und gedankenvoll. „Ich gestehe Ihnen, theuerste Emilie,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „es schmeichelt dieser Beweis Ihrer Zuneigung meiner Eitelkeit; ich hoffte nicht, dieselbe wäre so groß, um Ihr gütiges Herz sogar zur Ungerechtigkeit gegen mich zu verleiten.“ —

Er schwieg auf's Neue, während er vor sich hinblickte und ein Lächeln der Befriedigung seinen Mund fortdauernd umspielte.

Die Bergräthin wußte nicht, wie sie sich das Alles deuten sollte, da sie von seiner Verstellungskunst keine Ahnung hatte; dennoch war sie viel zu tief verletzt worden, um sich damit etwa schon zufrieden zu geben, und daher entgegnete sie mit Erregung:

„Sie irren in der Annahme, mich durch Ihr Benehmen zu täuschen, und müßten mich für sehr schwach halten, sollte ich meinen Sinnen nicht trauen wollen, nur um Sie zu entschuldigen!“ —

„Nein, nein, meine theure Emilie, das sollen Sie auch nicht,“ fiel Rocca betheuernd ein, „und ich gestehe, ein großes Unrecht gegen Sie begangen zu haben, indem ich Ihnen verhehlte, welche Rolle ich der Tochter des Kommandanten gegenüber zu spielen gezwungen worden bin, um mir das Vertrauen des Letztern zu erwerben.“ —

„Wie, Ihr Benehmen war eine Täuschung?!“ fragte die Bergräthin überrascht.

Rocca bejahte lächelnd.

„In der That, Major, so scheinen Sie sich nicht des unangenehmsten Mittels zu Ihrem Zweck bedient zu haben, überdies däucht mir dasselbe in diesem Fall wol kaum nothwendig gewesen zu sein, und ich gestehe Ihnen, Ihre Erklärung mit Spannung zu erwarten,“ entgegnete Emilie gereizt.

„Mich überrascht dieses Bekenntniß nicht, denn Sie können ja die Stellung, welche ich dem Kommandanten gegenüber einnehme, nicht beurtheilen, da Sie mit den Verhältnissen nicht vertraut genug sind; doch versichere ich Sie, daß ich ihn nur dadurch, daß ich seiner Tochter scheinbar meine Huldigung darbrachte, abhielt, mich nach einer entlegenen Festung zu schicken, weil er dadurch auf den Gedanken geleitet wurde, ich könnte zu dem Heer des Königs übergehen. Nur allein dieser Täuschung verdanke ich den verlängerten Aufenthalt hier, den ich durch Ihre Liebe verschönt, so lange als möglich auszudehnen bemüht war. Ich verschwieg Ihnen das, um Sie nicht zu beunruhigen; wie sehr muß ich das jetzt bedauern, da ich erkenne, wie wenig Sie mir vertrauen und mein Benehmen gänzlich mißverstanden haben.“ — Mit dieser in betrübtem Ton gesprochenen Versicherung schloß Rocca seine schlau berechnete Rede.

Er hatte ohne alle Aufregung gesprochen, die Beweise seiner Schuldlosigkeit waren so einfach, seinen Verhältnissen durchaus entsprechend, enthielten zugleich die Begründung seiner Liebe, daß die Bergräthin sei-

nen schlau berechneten Worten Glauben schenkte, wenngleich sie dem Major nicht verschwieg, daß er zu weit gegangen wäre und darum Tadel verdiene.

Er dagegen erinnerte sie, wie ein von der Eifersucht erfülltes Auge sich nur zu leicht täuschen lasse und mehr zu sehen pflege, als in der That vorhanden, und fragte sie endlich mit zärtlichem Ton, ob es ihm gelungen sei, sie von ihrer ungegründeten Ansicht vollständig zu überzeugen.

Dieß war in der Wirklichkeit nicht der Fall; denn zu lebhaft stand noch das Bild des belauschten Zusammenseins zwischen Agathen und Rocca vor ihrer Seite, um jeden Argwohn sogleich aufzugeben.

Agathe war jung und schön, wie nahe lag daher die Besorgniß für die Bergräthin, durch ein Mädchen mit solchen Vorzügen aus Roccas Herzen verdrängt zu werden. Daher gestand sie ihm den Zustand ihrer Seele und erklärte, erst sein ferneres Benehmen abwarten und prüfen zu wollen, bevor sie seinen Worten vollen Glauben schenken könnte.

„So hätte ich mich dennoch nicht getäuscht,“ bemerkte Rocca mit einiger Schärfe im Ton. „Ich las bei meinem Eintreten in Ihrem Auge nicht nur Mißtrauen, sondern sogar die schreckliche Absicht, sich an mir zu rächen.“ —

Die Bergräthin wurde durch diese Behauptung so sehr verwirrt, daß sie dadurch seine Vermuthung bestätigte, und nachdem Rocca dieß mit der Schärfe

seines fortwährend beobachtenden Auges erkannt hatte, fuhr er in einem fast strengen Ton fort:

„Emilie, ich warne Sie, dergleichen Gedanken Raum zu geben, und muß Sie erinnern, daß, sollte es Ihnen je einfallen, gegen mich feindlich aufzutreten, ein einziges Wort von mir hinreicht, Sie als die Mitwisserin einer strafbaren Handlung zu bezeichnen, welche man unter den obwaltenden Umständen vielleicht sehr streng ahnden würde. Denn Ihr Benehmen zwingt mir das Bekenntniß ab, daß der Kommandant von der Sendung meines Dieners an Laudon nichts erfahren hat und das auch nicht durfte, weil dieß seinen Argwohn gegen mich erregen konnte. Ueberdies würde er auch die Begleitung Josephos niemals gebilligt haben, und ich gestehe Ihnen, ich mußte Sie zur Erreichung meines Zwecks täuschen, und erwarte Ihre Vorwürfe darüber. Dennoch ist es jetzt nicht mehr zu ändern. Daher lassen Sie sich nicht von einer unüberlegten Leidenschaft fortreißen und erinnern Sie sich stets, daß unser Wohl und Wehe von nun an eng verknüpft ist.“ —

Die Bergräthin hatte ihm mit gesteigertem Erstaunen zugehört, das bei seiner Drohung zuletzt in Furcht und Besorgniß überging, indem sie das Gefahrvolle ihrer Lage erkannte, von der sie so lange keine Ahnung gehabt hatte.

Ihr Blick ruhte vorwurfsvoll auf dem Major, während zugleich ein unbestimmtes Gefühl, daß der-

selbe nur in selbstsüchtiger Absicht gehandelt haben könnte, sich in ihr erhob. Diese Besorgniß mischte sich mit dem schon vorhandenen Mißtrauen und weckte die dem Weibe eigenthümliche Fähigkeit, ihre Gedanken und Gefühle zu verschließen und den Major durch ein anscheinend duldendes Nachgeben zu täuschen, um ihn vielleicht auf diese Weise zu einem völligen Aussprechen seiner innersten Gedanken zu verleiten. Denn sie sagte sich, daß ein Mann, der sie einer solchen Gefahr aussetzte, sie unmöglich aufrichtig lieben und daher auch in Bezug auf Agathe täuschen könnte. Dieses Bedenken überwog zugleich auch ihre Zuneigung zu Rocca und schmälerte dieselbe so sehr, daß sie ihre Lage richtig zu beurtheilen vermochte, um sich zu erinnern, welche Aufgabe ihr von derselben im gegenwärtigen Augenblick gestellt wurde, wollte sie nicht vielleicht ein Opfer der Selbstsucht werden.

Daher war sie bemüht, in dem bereits bezeichneten Zustande zu verharren und Rocca überhaupt eine fast sklavische Unterwürfigkeit zu zeigen.

Diese List sollte in der That das von ihr vorausgesetzte Resultat herbei führen. Denn Rocca, dadurch getäuscht, überlegte, daß ihm die Bergräthin, obwol jetzt scheinbar machtlos und folgsam, doch vielleicht in dem Moment, in welchem sie seinen Betrug erkannte, sich trotz seiner Drohungen von ihrer Leidenschaft fortreißen lassen, und ihm alsdann verderblich werden könnte. Daher erachtete er es für nothwendig, sie

aus der Festung zu entfernen, um sie unschädlich zu machen und später von ihren Ansprüchen nicht belästigt zu werden. Bei der Kürze der Zeit, welche dazu blieb, war ein solches Resultat nur mit großen Schwierigkeiten zu erreichen. Dennoch mußte er das Aeußerste wagen; denn je mehr er seine Lage erwog, um so gefährlicher däuchte ihm die Bergräthin. Ihr Benehmen und aufrichtiges Geständniß hatten ihm verrathen, daß ihr anscheinend nachgiebiger Character unter Umständen in den Gegensatz übergehen könnte, und darum mußte er auf der Huth sein.

Rasch war sein Entschluß gefaßt.

Indem er ein wärmeres, herzlicheres Wesen wieder zu behaupten sich bemühte, ergriff er die Hand der Bergräthin, drückte dieselbe mit Zärtlichkeit und bemerkte:

„Vergeben Sie mir, Emilie, wenn meine vielleicht etwas harten Worte und mein Geständniß Sie unangenehm berührt haben. Der Krieg verhärtet den Mann und läßt ihn sich von den zarten Rücksichten entwöhnen. Möge mich meine unglückliche Lage bei Ihnen entschuldigen, wenn ich Sie zu täuschen wagte; indessen was blieb mir übrig, wollte ich nicht auf eine glücklichere Zukunft verzichten. Daß ich dabei Ihrer gedacht habe, mögen Sie jetzt auch in einem Vorschlag erkennen, den zu machen mich meine Zuneigung zu Ihnen veranlaßt."

Die Bergräthin hing in großer Erwartung an

seinem Munde, denn es schien, als ob sich ihre Voraussetzung wirklich erfüllen sollte.

Nach kurzer Pause fuhr Rocca in mildem Ton fort:

„Nach meiner Ansicht befinden Sie sich seit dem Abzug des Königs hier nicht mehr sicher; Ihnen das mitzutheilen und meinen Rath zu geben, war der Anlaß meines Besuchs. Denn so eben kam ich von dem Kommandanten, der mir vertraute, wie er täglich, ja stündlich den Angriff der Festung von Laudon erwarte. Sie wissen, mit welcher Uebermacht dieselbe erfolgen dürfte und die Bewohner hier der sichern Gefahr der Plünderung aussetzt, da die Einnahme der Festung wol kaum bezweifelt werden könnte. Es soll daher den Stadtbewohnern unter der Hand angedeutet werden, sich und ihre Habe so viel als möglich in Sicherheit zu bringen, bis die Stellung Laudons weniger gefahrdrohend geworden ist und sich die Verhältnisse überhaupt günstiger gestaltet haben. So muß ich Sie daher auch, freilich mit schwerem Herzen, bitten, sich wo möglich spätestens am nächsten Tage von hier fortzubegeben, damit Sie vor den Rohheiten der Truppen sicher sind, und ich selbst dadurch zu jener Beruhigung gelange, die meinem liebenden Herzen nothwendig ist. Begeben Sie sich vorläufig nach Ihrem Landsitz, um von dort nach einem weniger bedrohten Ort sicher gelangen zu können. Dies ist mein Rath und zugleich meine dringende Bitte.“ —

Also schloß Rocca seine wohlberechneten Worte, und lauschte mit Spannung auf Emiliens Antwort.

Zu seiner Freude zeigte sich dieselbe sogleich geneigt dazu.

„Wie sehr danke ich Ihnen, lieber Major, für diesen Beweis Ihrer Theilnahme, und werde Ihrem Rath folgen. Ich bin ein schwaches, furchtsames Weib, das den Greueln eines siegreichen Kampfes erliegen würde, daher gedenke ich, wie Sie es wünschen, morgen nach dem Landgut zu fahren, und will von dort aus zu einer Tante nach Breslau gehen, woselbst ich Schutz finde. Wir würden leider doch bald getrennt worden sein, da wahrscheinlich durch Laudons Fürsprache Ihre Befreiung erfolgen wird, es ist mir daher angenehmer, vor Ihnen abzureisen, und so will ich schon heute die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise treffen.“

Rocca vermochte sein Frohlocken über das Gelingen seiner Absicht kaum zu verbergen, doch entgegnete er mit scheinbarer Traurigkeit:

„Zwar muß ich Ihnen Lebewohl sagen, aber wie gerne bringe ich dieses schmerzliche Opfer in der Ueberzeugung, Ihre Zukunft gesichert zu sehen. Hoffentlich wird unsere Trennung nicht zu lange dauern, und ich werde Mittel und Wege finden, Ihnen Nachricht von mir zu geben, um des Glückes theilhaftig zu werden, Ihren künftigen Aufenthalt, falls Sie denselben wechseln sollten, kennen zu lernen, um Sie beim Eintreten

von Ruhe und Frieden wieder aufzusuchen. Dann, hoffe ich, werden uns die Verhältnisse nicht mehr trennen, und wir die Zukunft in ungetrübtem Genuß verleben dürfen."

„Ja, ja, so sei es!" fiel die Bergräthin überzeugungsvoll ein, und Rocca benutzte diese Stimmung, um sich von ihr, scheinbar vollkommen ausgesöhnt, zu verabschieden, indem er ein wichtiges Geschäft vorschützte.

Sie sagte ihm, ohne ihn wie sonst zum Verweilen zu nöthigen, Lebewohl, und nachdem sie mit ihm verabredet, um welche Zeit sie ihn am nächsten Tage noch sprechen wollte, trennten sie sich, beide in der Ueberzeugung, ihre Absicht vollkommen erreicht zu haben. Denn auch die Bergräthin hatte in Rocca's Vorschlag nicht etwa den Ausdruck von Liebe und Fürsorge, sondern lediglich die Bestätigung ihres Argwohnes, in Bezug auf Agathen getäuscht worden zu sein, gefunden und ihn darum durch ihre Willfährigkeit zu täuschen gesucht. Ihr war dies gelungen, wie sie sich überzeugt hielt, und während sie darüber, gleich Rocca, frohlockte, gedachte sie zugleich, auf welche Weise es ihr wol gelingen könnte, sich die bestimmteste Gewißheit darüber zu verschaffen, und sich zugleich der Rache des Majors, wenn sie ihn verrieth, zu entziehen.

Diesem Gedanken ganz hingegeben, ging ihr der Rest des Tages und die Nacht dahin, und als der nächste Morgen graute, hatte sie bereits für ihre Ab-

sicht einen bestimmten Plan entworfen, der ihr, wie sie hoffte, die gewünschten Erfolge verschaffen sollte.

Rocca hatte die Bergräthin sehr befriedigt verlassen, und wandte in der Ueberzeugung, daß ihm von dieser Seite nunmehr keine Gefahr drohen würde, jetzt seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit wieder seinem Vorhaben zu. An demselben Abend noch versammelte er seine Kameraden um sich, um noch einzelne Dinge von Wichtigkeit zu besprechen; denn es war der letzte Abend vor dem Ball, also auch die letzte Gelegenheit zu einer ungestörten Unterredung. Zugleich sollten sich die Offiziere auch mit Waffen versehen, damit sie in dem Augenblick des Angriffs hinlänglich gerüstet wären und keine, vielleicht sehr schädliche Verzögerungen stattfänden.

Bis in die Nacht hinein blieben die Offiziere bei ihm versammelt und es wurde jede Einzelheit ihrer künftigen Thätigkeit erschöpfend besprochen.

Rocca war zum Führer erwählt worden, und ein jeder von ihnen hatte sein Wort gegeben, dem Major unbedingten Gehorsam zu leisten.

Von der Ueberzeugung erfüllt, daß sie kein Fehlschlag einer Gefahr aussetzen würde, trennten sie sich endlich, die empfangenen Waffen unter dem Mantel sorgfältig verborgen.

Kaum sah sich Rocca allein, als er nach der Uhr

blickte, alsdann rasch einen Mantel überwarf, einen Dolch zu sich steckte, und, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, geräuschlos aus dem Zimmer schlich, über den Hof ebenso geräuschlos eilte, und sich alsdann durch die Hinterpforte auf die Straße und von hier nach einer entfernten Stelle der Festungswerke begab.

Obwol von der Dunkelheit begünstigt, schritt er dennoch nur langsam und stets umher spähend weiter. Ohne darin irgend wie behindert zu werden, erreichte er endlich die gewünschte Stelle und alsdann, sich zwischen den Wällen vorsichtig weiter wagend, einen von dem nächsten Wachtposten entlegenen Punkt. Daselbst angelangt, warf er sich rasch auf den Boden, und erst, nachdem er in dieser Lage eine kurze Zeit hingebracht hatte, wagte er es, sich vorsichtig zu erheben, während seine Blicke über die Brüstung fort die Dunkelheit zu durchdringen sich bemühten.

Es verging ungefähr eine halbe Stunde, ohne daß er durch den Erfolg seiner Anstrengungen befriedigt zu werden schien. Dennoch ermüdete er nicht, und ein unterdrückter freudiger Ausruf, den er bald darauf ausstieß, ließ erkennen, daß seine Erwartung endlich erfüllt worden war.

Gleichzeitig bemerkte man eine Gestalt, welche sich mit der höchsten Vorsicht und fast nur am Boden fortkriechend, allmälig dem Punkt näherte, auf welchem Rocca sich befand. Bisweilen machte sie in ihren Be-

wegungen eine längere Pause, während sie alsdann zugleich auf dem Boden regungslos liegen blieb.

Unter Beobachtung dieser Vorsicht hatte sie endlich die bezeichnete Stelle erreicht und schien jetzt zweifelhaft, ob sie es wagen sollte, den nicht eben hohen Wall zu übersteigen.

Rocca hatte alle diese Bewegungen mit der höchsten Spannung und Aufmerksamkeit verfolgt; jetzt ließ er das Auge spähend nach allen Seiten umher gehen, und da sich der Wachtposten nicht zeigte, so ahmte er das Geschrei eines Uhus nach, worauf nach kurzer Zeit der Nahende sich erhob, den Wall kriechend zu gewinnen wußte, und so auf der anderen Seite anlangte.

Rocca gönnte ihm nur wenige Sekunden Zeit zur Erholung; alsdann machte er das Zeichen zum Aufbruch, und ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, entfernten sie sich darauf und schlugen den Weg nach der Stadt ein, wobei Rocca mehre Schritte vorausging.

Der Erwartete war Josepho, der im Auftrage des Majors an Laudon die letzte Mittheilung gebracht hatte und jetzt zurück kehrte.

Daher Rocca's Ungeduld, denn ein Fehlschlag in seinen Vorbereitungen wäre ihm unter den obwaltenden Umständen doppelt unangenehm gewesen. Um so freudiger begrüßte er jetzt die Ankunft seines kühnen

Dieners, durfte er doch die Ueberzeugung hegen, daß seine Sorgen in dieser Beziehung endlich ihr Ziel gefunden hatten.

Mit diesem angenehmen Gedanken beschäftigt, wurde er plötzlich durch das Nahen militairischer Tritte überrascht und in seinem Gange aufgehalten. Er schloß aus den letztern, daß die Nahenden eine nächtliche Patrouille sein müßten und erkannte die große Gefahr, in welcher er und sein Diener schwebte. Rasch stieß er einen kurzen Ton aus, der Josepho als Zeichen der nahenden Gefahr dienen sollte, während er selbst sich in die Vertiefung eines Gebäudes drückte.

Er hatte kaum so viel Zeit, dies auszuführen, als bereits die erwartete Patrouille in seiner Nähe war, ohne ihn jedoch zu bemerken, an ihm vorüberschritt und nach den Wällen marschirte,

Als sich dieselbe genugsam entfernt hatte, zögerte er nicht, sogleich aufzubrechen, nachdem Josepho durch ein Zeichen angedeutet, daß er gleichfalls unbemerkt geblieben sei.

Rasch eilte jetzt Rocca weiter; aber nachdem er eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, stellte sich ihm bereits eine neue Gefahr entgegen; denn aus einer Seitenstraße trat ihm plötzlich ein Mann in den Weg, der, wie es schien, durch seine Eile aufmerksam gemacht, ihm ein befehlendes „Halt!" zurief.

Rocca bebte bei diesem Ruf unwillkürlich zusammen; er erkannte die Stimme und damit zugleich die

Gefahr, seinem gefährlichsteu Feinde, Kalkreuth, gegenüber zu stehen. Wurde er von demselben erkannt, so konnte er auch mit Gewißheit voraussetzen, daß der Offizier dem Kommandanten sein Zusammentreffen mit ihm verrathen würde, weil das seine Pflicht war. Dadurch mußte jedoch das Mißtrauen des erstern gegen ihn rege gemacht werden, da er diesen nächtlichen Gang kaum als zufällig zu bezeichnen vermochte, weil keine Gründe dazu vorhanden waren, ein jeder der Stadtbewohner auch verpflichtet war, sich unter solchen Umständen sogleich zu legitimiren.

Alle diese Gründe bewogen ihn, ohne zu antworten, dem ihm Entgegentretenden auszuweichen und zu versuchen, seinen Weg fortzusetzen.

Kalkreuth duldete dieß jedoch nicht, sondern wiederholte seinen Anruf, und drohte, wenn die übliche Antwort nicht erfolgen würde, den Fliehenden mit den Waffen dazu zu nöthigen, indem er zugleich den Degen zog und auf Rocca zutrat.

Dieser machte eine rasche Wendung nach der Seite, um zu entfliehen, aber ehe ihm diese Absicht noch auszuführen gelang, fühte er sich von Kalkreuth bereits ergriffen. Bisher war es ihm noch gelungen, sein Antlitz von dem letztern abzuwenden, wodurch er sich vor einem möglichen Erkennen zu schützen suchte; jetzt aber schien dieß kaum noch ausführbar, sowie er auch erkannte, daß ihn nur noch die Gewalt aus der gefahrvollen Lage zu befreien vermochte.

Daher zauderte er nicht, und in dem nächsten Augenblick blitzte der Dolch in seiner Hand, mit welchem er einen Stoß nach Kalkreuth führte. Dieser bemerkte das noch zeitig genug, sprang einen Schritt zurück und wehrte den gefahrbringenden Arm mit einem auf denselben geführten schnellen und kräftigen Hieb ab.

Dies gelang demselben in der That so gut, daß der Dolch auf den Boden geschleudert wurde, zugleich auch hatte er auf einen flüchtigen Augenblick Rocca's Antlitz betrachten können, und indem er dasselbe erkannte, war sein Erstaunen darüber so groß, daß er dem Major dadurch hinreichend Zeit zum Entkommen gewährte, welche dieser auch so gut zu benutzen wußte, daß er bald darauf Kalkreuth's Blicken entschwunden war.

Dieß wäre ihm auch jedenfalls gelungen, selbst wenn er sich nicht so sehr beeilt hätte, da Kalkreuth's Ueberraschung über diese durchaus ungeahnte Entdeckung ihn an dem Verfolgen des Majors völlig hinderte.

Nachdem sich Kalkreuth ein wenig gesammelt hatte, war es sein erstes Bemühen, sich über den Vorfall Gewißheit und die Ueberzeugung zu verschaffen, nicht etwa einer Täuschung erlegen zu sein; ein längeres Nachdenken jedoch überzeugte ihn, daß dieß nicht der Fall gewesen sei, und mit dieser Erkenntniß erhob sich

auch zugleich die Betrachtung in ihm, welche Gründe Rocca zu einem so unerhörten Benehmen veranlaßt haben könnten. Sein Nachdenken verschaffte ihm jedoch keinen Aufschluß darüber, und nach aller Erwägung blieb ihm nur die Gewißheit von Rocca's sträflichem Vergehen. Daß er dasselbe dem Kommandanten mittheilen müsse, konnte keiner Frage unterliegen, mit dieser Ueberzeugung erhob sich jedoch die naheliegende Besorgniß in ihm, ob es ihm gelingen würde, den letztern davon zu überzeugen, da Rocca des Generals volles Vertrauen besaß und, wie Kalkreuth nur zu gut wußte, es meisterhaft verstand, Andere zu seinen Gunsten zu stimmen. Außerdem fehlten ihm ja auch alle Beweise zu einer Anklage, und wie zweideutig konnte dieselbe jetzt erscheinen, nachdem er seine Abneigung gegen den Major schon von dem ersten Zusammentreffen mit demselben unverholen zu erkennen gegeben hatte, die, wie er leider wußte, vorzugsweise dem Erfolg zugeschrieben wurde, den der Major in Bezug auf Agathe sich gesichert hatte. Aber auch selbst auf die Gefahr hin, mißkannt zu werden, durfte er den Vorfall nicht verhehlen, und entschloß sich daher, dem Kommandanten am nächsten Morgen eine getreue Mittheilung von Allem zu machen. Als er sich von dem Ort des Zusammentreffens fortbegeben wollte, wurde sein Auge zufällig von dem Glanz des Dolches gefesselt, der auf dem Boden lag. Erfreut über diesen Fund hob er denselben auf, da er hoffte, es könnte

ihm die Waffe vielleicht bei der Anklage Roccas von Nutzen sein.

Darauf begab er sich nach des letztern Wohnung, die er genau und lange beobachtete, weil er die Rückkunft des Majors erwartete; indessen vergeblich, da, wie wir erfahren haben, derselbe durch die Hinterpforte seines Hauses eben so bequem, als unbemerkt eintreten konnte.

So sah sich Kalkreuth endlich genöthigt, seine Bemühungen aufzugeben, und ging in trüber Stimmung nach Hause. Daselbst angelangt, untersuchte er den Dolch in der Hoffnung, an demselben irgend etwas zu entdecken, was dessen Besitzer verrathen könnte. Vergebens. Derselbe ließ zwar den italienischen Verfertiger erkennen; sonst aber nichts.

So schien ihm denn auch dieses einzige Zeichen nutzlos zu sein. Dies änderte jedoch seinen Entschluß nicht, und am nächsten Vormittage begab er sich zu dem Kommandanten, der über den so ungewöhnlichen Besuch überrascht war und daher bemerkte, daß den erstern wahrscheinlich ein besonderer Anlaß dazu bestimmt habe.

Kalkreuth bejahte, indem er zugleich durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage und der zu machenden Mittheilung ein wenig in Verlegenheit gesetzt wurde. Zugleich hegte er auch die freundliche Absicht, dem Kommandanten die Angelegenheit so wenig als möglich verletzend vorzutragen, und fühlte nun, daß ihm das

unter den obwaltenden Umständen wol kaum gelingen dürfte.

Sein Wesen erhielt dadurch etwas Unsicheres und Bewegtes, was auch in Bezug auf seine Mittheilung der Fall war. Nachdem er dieselbe beendet und zugleich den gefundenen Dolch dem Kommandanten übergeben hatte, trat eine peinliche Stille ein. Der Letztere hatte ihm mit vieler Aufmerksamkeit, ja Ueberraschung zugehört; nachdem Kalkreuth jedoch endete, hatte auch bereits die Ueberzeugung in ihm Raum gewonnen, daß — wie Kalkreuth schon gefürchtet — ihm wahrscheinlich die Dunkelheit und Aufregung einen Streich gespielt habe, da er für das so eben geschilderte Benehmen bei Rocca nicht den geringsten Anhaltpunkt fand, und der letztere überdies keinen Grund haben konnte, seinen nächtlichen Gang den ihm befreundeten Offizier zu verheimlichen. Er sprach sich darüber unverholen aus, während seine Bemerkungen jenes eigenthümliche Lächeln begleitete, welches meistens die Voraussetzung zu verrathen pflegt, der Anklagende habe einer Schwäche nachgegeben. Kalkreuths Auge entging das nicht, und wenngleich er die erstere auch gefürchtet hatte, so fühlte er sich doch jetzt dadurch tief verletzt.

Dennoch wußte er seinen Unmuth zu beherrschen und entgegnete:

„Allerdings wäre unter den bezeichneten Verhältnissen eine Täuschung nicht unmöglich; sei dem jedoch,

wie ihm wolle; ich glaubte nur meine Pflicht zu erfüllen, indem ich Ihnen unverholen meine Ansicht über den Vorfall mittheilte, ohne Ihrem Urtheil darüber irgend wie entgegen treten zu wollen.

„Ich bin Dir sehr dankbar dafür," fiel der Kommandant mit vieler Freundlichkeit ein, „und hoffe, Du wirst mein Wort nicht mißdeuten. Indessen, wie ich schon bemerkte, fehlt jeder Grund zu der Annahme, Du könntest wirklich Recht haben. Indessen soll Dein heutiger Rapport nicht vergeblich gewesen sein, denn ich erkenne daraus, daß den Wachtmannschaften für die Nacht eine größere Strenge anbefohlen werden muß, und das soll noch heute geschehen; vielleicht gelingt es uns dadurch, dem kühnen Nachtwandler auf die Spur zu kommen. Uebrigens," fuhr der Kommandant, sich besinnend, fort, „könnte jener Hieb, der den Arm Deines Feindes traf, vielleicht zum Verräther an demselben werden, denn ich vermuthe, daß derselbe ein echter deutscher Hieb gewesen ist, der bekanntlich Folgen zurück zu lassen pflegt."

„In der That, mein General, Sie haben ganz Recht mit dieser Behauptung!" sprach Kalkreuth erfreut. „Ich hatte das übersehen, und freue mich, daß Sie mich darauf aufmerksam machen. Ich bezweifle, den Major mit gesunden Armen heute bei Ihnen erscheinen zu sehen." —

„Davon wollen wir uns sogleich überzeugen. Ich habe so eben eine Antwort über den künftigen Eintritt

Roccas in unser Heer erhalten, die ich ihm nicht zeitig genug mittheilen kann. Die beste Veranlassung, ihn herbitten zu lassen und Gewißheit zu erhalten," entgegnete der Kommandant und beauftragte sogleich einen Diener Rocca zu ihm einzuladen.

Dann nahm er Kalkreuth das Versprechen ab, sich in keiner Weise zu verrathen, damit der von ihm sehr geschätzte Major nicht ohne jeden Grund irgendwie verletzt würde.

Es bedurfte dieser Fürsorge in der That nicht, da Kalkreuth viel zu edelsinnig war, um der geringsten Schwäche nachzugeben.

In einer eben nicht kleinen Spannung blieben die beiden Männer zurück; der Kommandant indem er lächelnd die Ueberzeugung aussprach, den Major in der nächsten Stunde frisch und gesund vor sich zu sehen.

Und in der That, wie er es erwartet hatte, so geschah es auch; denn ungefähr eine halbe Stunde nach der Einladung trat Rocca unbefangen bei dem Kommandanten ein, und sein Verhalten verrieth nicht im Geringsten, daß er irgend eine erhebliche Verletzung, am allerwenigsten am Arm erhalten hätte.

Der Kommandant hatte beim Empfange des Majors Hände ergriffen, und herzlich geschüttelt, und dies nicht etwa gethan, um sich selbst, sondern lediglich um Kalkreuth von der Grundlosigkeit seiner Vermuthung zu überzeugen, denn er selbst ja war es schon vorher.

Er warf dem letztern sogleich einen fragenden Seiten=

blick zu, in welchem zugleich die Andeutung lag, daß bei so bewandten Umständen unmöglich noch ein Zweifel in ihm vorhanden sein könnte.

Kalkreuth mußte ihm zwar Recht geben; trotzdem konnte er sich dennoch von seiner Täuschung nicht überzeugen; indessen schwieg er, da ihm, wollte er sich nicht einer gefährlichen Zweideutigkeit aussetzen, nichts anderes übrig blieb, und bemühte sich, Roccas freundlichem Entgegenkommen volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Nachdem der Kommandant den Major mit der erfreulichen Nachricht von der Genehmigung des Königs zu seinem Eintreten in das Heer überrascht hatte, vereinte sie der Mittagstisch, zu welchem der erstere Kalkreuth ganz ausdrücklich behielt, und während das Mahl in der heitersten Weise beendet wurde, vermochte der unablässig beobachtende Offizier auch nicht das geringste Zeichen einer Verletzung bei Rocca zu entdecken. Von Agathens Gegenwart, deren Stimmung durch die Mittheilung von der königlichen Gnade eine besonders heitere war, da sich ihren Herzenswünschen jetzt kein Hinderniß darbot, noch besonders angenehm berührt, ahnte er nicht, wie sehr er durch Rocca getäuscht wurde, und derselbe mit dem Aufwand aller ihm zu Gebot stehenden moralischen Kraft, die ihm von Kalkreuth bereiteten Schmerzen zu überwinden wußte, und, indem er demselben die heiterste und freundschaftlichste Miene zeigte, sich doch in dem Ent-

schluß befestigte, in der ihm bald sich darbietenden Stunde dafür die empfindlichste Rache zu nehmen. Etwa um die vierte Stunde trennte man sich, um für den am Abend stattfindenden Ball die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Der Kommandant und Kalkreuth begaben sich nach einem entfernten Theil der Festungswerke, welche der erstere einer genauen Besichtigung unterwerfen wollte, weil dieselben an einzelnen Stellen schadhaft geworden sein sollten; zugleich wollte er sich auch an Ort und Stelle von dem ihm mitgetheilten Vorfall überzeugen, und so bereitete er Agathe vor, daß er wahrscheinlich erst kurz vor dem Besuch des Balles zurückkehren würde.

Rocca begab sich nach Hause, da er im Verein mit seinen Kameraden heute die Gäste zu empfangen hatte, und daher gleichfalls noch mancherlei Dinge zu besorgen genöthigt war.

Kaum auf seinem Zimmer angelangt, erschlafften plötzlich die übermäßig angespannten Kräfte, und er sank bleich und einer Ohnmacht nahe auf einen Stuhl, während große Schweißtropfen von seiner Stirne rannen.

Josepho betrachtete ihn mit besorgten Blicken, war aber zugleich bedacht, die Uniform aufzuschneiden, um eine Erleichterung seines leidenden Zustandes rasch herbei zu führen, und den angeschwollenen Arm durch Umschläge zu kühlen.

Des Kommandanten Voraussetzung, daß Kalkreuth einen kräftigen Hieb geführt haben würde, bestätigte sich durchaus; denn das zeigten die eingetretenen Folgen in dem verletzten Theil; zum Glück für Rocca war derselbe jedoch nicht scharf gewesen, und dieser Umstand schützte den Major vor einem Verrath.

Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß den letztern die Einladung des Kommandanten überraschte, denn er ahnte nicht, daß Kalkreuth ihn erkannt hatte. Es bedurfte daher von seiner Seite der höchsten moralischen Anstrengung, um selbst dem leisesten Argwohn zu begegnen, da er beim Eintreten sogleich bemerkte, daß Kalkreuth irgend welchen Verdacht gegen ihn ausgesprochen haben müßte. Diese Vermuthung bestätigte seiner Ansicht nach zugleich das Zurückhalten einer Mittheilung über den nächtlichen Vorfall.

Schätzte er sich nun auch glücklich, einer so großen Gefahr entronnen zu sein, so übersah er doch auch nicht, daß ihm Kalkreuth jetzt doppelt gefährlich geworden war. Denn sein scharfes Auge hatte ganz richtig den in der Seele desselben zurück gebliebenen Argwohn entdeckt, und daraus auf die Bedeutsamkeit dieses versteckten Feindes geschlossen.

Eine Stunde ungefähr hatte er in dem Ueberdenken aller dieser Momente zugebracht, während er den verletzten Arm pflegte, und zugleich die Rückkunft seines Dieners erwartete, den er beauftragt hatte, Nachrichten über die getroffenen Vorbereitungen zur

Abreise der Bergräthin einzuziehen. Da diese jedenfalls bald erfolgen mußte, so sah er ihrer Einladung, ihm Lebewohl zu sagen, jeden Augenblick entgegen.

Endlich trat Josepho eilig und aufgeregt ein.

„Was hast Du?!" fragte Rocca überrascht.

„Vielleicht ist mein Verdacht ungegründet, indessen ich beeile mich, Ihnen mitzutheilen, daß der Reisewagen der Bergräthin, ohne von ihr eingenommen worden zu sein, fortgefahren ist und in der Nähe der Wohnung des Kommandanten, wie es scheint, auf die Dame wartet," — berichtete Josepho in großer Hast.

„Was ist das?" preßte Rocca, Unheil ahnend, hervor, indem er zugleich erwog, ob er sich nicht in der anscheinend so schwachen Frau dennoch getäuscht haben könnte. Ihr Entfernen, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben, dazu das Halten des Wagens in der Nähe der Kommandantenwohnung riefen in ihm die Besorgniß hervor, sie könnte, von Eifersucht gestachelt, trotz seiner Drohungen dennoch das Verlangen hegen, sich Gewißheit über sein Verhältniß zu Agathen zu verschaffen, um für die Folge gesichert zu sein. Kaum hatte er dieß erwogen, als ihn auch bereits die Ueberzeugung davon erfüllte. Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen, denn er mußte sich sagen, daß, bestätigte sich seine Vermuthung, die Folgen desselben in Verbindung mit der von Kalkreuth dem Kommandanten gemachten Mittheilung die höchste Gefahr für ihn herbei führen könnten.

Wollte er derselben vorbeugen, so mußte er rasch und entschlossen handeln, vor allen Dingen sich Gewißheit über das Benehmen der Bergräthin verschaffen, um darnach handeln zu können.

Des Kommandanten Abwesenheit war ihm bekannt; und so konnte er mit Sicherheit annehmen, die Bergräthin würde, falls sich seine Vermuthung bestätigte, Agathe aufgesucht haben.

Während er dieß Alles erwog, hatte er sich bereits mit Hülfe Josepho's angekleidet, und begab sich in dem nächsten Augenblick zum Kommandanten.

Er fand den Wagen wirklich noch an der bezeichneten Stelle, und zu seiner nicht geringen Bestürzung wurde ihm beim Eintreten in das Haus des Kommandanten auf seine Frage, ob die erstere etwa hier sei, gesagt, daß die Dame das Fräulein zu sprechen gewünscht, und darauf von dem letztern empfangen worden sei, bei welcher sie sich noch befände.

Jetzt mußte jeder Zweifel in ihm über die eigentliche Absicht der Bergräthin schwinden, und von der Nothwendigkeit überzeugt, diese für ihn, wie er fürchtete, so gefahrvolle Unterredung so schnell als möglich zu stören, begab er sich sogleich nach den von Agathen bewohnten Gemächern, um unangemeldet bei ihr einzutreten. Zwar verstieß dieß gegen die übliche Sitte, er glaubte jedoch zur geeigneten Zeit einen triftigen Grund zur Entschuldigung zu finden, überdies hoffte er auch, das seine Liebe eine Fürsprecherin bei ihr

sein würde. Er hatte, stets lauschend, das Vorgemach des Gesellschaftszimmers erreicht, und vernahm beim Eintreten sogleich die erregte Stimme der Bergräthin; indem er sich nach kurzem Lauschen zugleich überzeugte, daß er wirklich den Stoff der Unterredung bildete.

Er täuschte sich durchaus nicht.

Die Bergräthin hatte nämlich, wie wir erfahren haben, nach jener durchwachten Nacht den Entschluß gefaßt, sich von Agathen selbst Aufklärung und Beruhigung zu verschaffen, und darum, Rocca's Zorn fürchtend, für den Fall, daß sich ihr Argwohn bestätigte, den Wagen nachkommen lassen, um sich alsdann sogleich aus der Festung zu begeben. Täuschte sie sich in ihrer Vermuthung, so konnte sie irgend welche Ursache zu diesem Schritt angeben, um Rocca denselben zu verhehlen. Sie wählte zu diesem Zweck absichtlich die Zeit, in welcher der Kommandant abwesend war, um durch dessen Betheiligung an der Unterredung nicht etwa in ihren fernern Entschlüssen behindert zu werden.

Agathe wurde durch das Verlangen der Bergräthin, sie zu sprechen, nicht wenig überrascht. Sie kannte dieselbe, ohne jedoch nähern Umgang mit ihr zu haben, und kam ihrem Wunsch bereitwillig entgegen.

„Mein Verlangen, gnädiges Fräulein, Sie zu sprechen, wird Sie überrascht haben," begann die Bergräthin, nachdem sie die üblichen Höflichkeitsfor-

men ausgetauscht hatten. „Ich hege die Besorgniß, dieß wird noch mehr der Fall sein, wenn ich Ihnen den Anlaß dazu mitgetheilt haben werde. Doch füge ich auch sogleich hinzu, daß ich dazu durch die Pflicht gegen Sie und die Rücksichten auf mich selbst veranlaßt worden bin.“ —

Agathe hatte ihr mit Ueberraschuug zugehört und entgegnete:

„In der That, Ihre Worte machen mich erwartungsvoll! — Sie scheinen mir etwas sehr Wichtiges mittheilen zu wollen.“ —

„Es ist so; denn es handelt sich in diesem Fall um nichts Geringeres, als um unser beiderseitiges Lebensglück,“ entgegnete die Bergräthin mit trübem Ernst. —

„Um Gott, was ist geschehen?!“ rief Agathe erschreckt aus.

„Ich bin genöthigt,“ fuhr die Bergräthin nach kurzer Sammlung fort, „das zarteste Geheimniß des Weibes zu berühren, und versichere Sie, daß nicht etwa müßige Neugier, noch auch gehaltlose Gründe mich dazu verleiten. Und so bitte ich Sie denn, mir aufrichtig zu sagen, ob Major Rocca Ansprüche an Ihre Liebe hat?“ —

„Madame, welche Frage!“ rief Agathe, durch die vernommenen Worte verletzt.

„Hören Sie mich ruhig an, gnädiges Fräulein, und Sie werden bald erkennen, daß ich ein Recht zu

dieser Frage besitze," fiel die Bergräthin in ruhigem Tone ein. „Der durch meine Frage auf Sie erzeugte Eindruck läßt mich fürchten, daß sich meine Voraussetzungen leider bestätigen werden, und so sage ich Ihnen denn, daß der Major mir nicht nur seine Liebe geschenkt, sondern diese auch, sobald er wieder frei ist und wir Frieden bekommen, durch eine Vermählung mit mir zu bewähren gedenkt." —

„Unmöglich!" fiel Agathe tief erschüttert ein.

„Dieses eine Wort genügt mir zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß wir Beide getäuscht worden sind," bemerkte die Bergräthin in tiefem Schmerz.

„Schrecklich, schrecklich!" preßte Agathe hervor.

„Daß es ihm gelingen mußte, auch Ihr Herz zu täuschen!" — fuhr die Bergräthin bedauernd fort.

„Mußte sein Benehmen, sein Wunsch, in dem Heer des Königs Dienste zu nehmen, um dadurch in meinen Besitz gelangen zu können, mein nichts Böses ahnendes Herz von der Aufrichtigkeit seiner Absichten nicht überzeugen?" fragte Agathe.

„Gewiß, gewiß! Erlag ich der Täuschung, um wie viel mehr mußten Sie es, deren argloses Herz nur Gutes in den Menschen voraussetzt!" bemerkte die Bergräthin. „Und wie leicht," fuhr sie trüb und gedankenvoll fort, ist ein liebendes Herz getäuscht! Rocca besitzt leider alle Eigenschaften dazu. Doch die Strafe seines so gewissenlosen Handelns wird nicht ausbleiben.

Suchen Sie ihn, wie auch ich mich bemühen werde, für immer zu vergessen."

Die Bergräthin hatte mit vieler Sammlung und Selbstverleugnung gesprochen, durch Agathen's Schmerz von dem eigenen abgelenkt, der in ihr die aufrichtigste und wärmste Theilnahme hervorrief; dennoch gelang es ihr nicht, Agathe zu beruhigen.

Zu ungeahnt war der Schlag erfolgt, der ihr Liebesparadies zertrümmerte; sie vermochte die Wahrheit ihres Unglücks, des gespielten Betruges nicht zu fassen, und erlag den auf sie einstürmenden Gefühlen.

Weinend sank sie auf dem Sopha nieder, und ihre Gedanken verwirrten sich.

In diesem Augenblick war Rocca in dem Vorgemach angelangt, und ohne zu ahnen, daß er bereits zu spät gekommen, trat er unangemeldet in das Zimmer. Die Frauen stießen einen Schrei der jähen Ueberraschung aus, während sich die Bergräthin zugleich erhob.

Ein einziger Blick hatte den Major sofort von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, und er stand einen Augenblick betroffen da.

Diesen Moment glaubte die Bergräthin zu ihrer Entfernung benutzen zu müssen; aber sie wollte dem Major vorher noch ihre Freude, seinen Künsten nicht erlegen zu sein, zu erkennen geben, und darum bemühte sie sich, schnell wieder Fassung zu gewinnen,

und nachdem ihr dies gelungen, sprach sie, gegen Rocca gewandt, mit erregter Stimme:

„Sie sehen, Herr Major, Ihr falsches Spiel ist aufgedeckt; das Fräulein ist damit von mir bekannt gemacht worden, und ich hoffe, der Kommandant wird nicht nur seiner Tochter, sondern auch mir für den erlittenen Schimpf Genugthuung zu verschaffen wissen. Jetzt aber erkenne ich auch, daß Ihr selbstsüchtiges Herz finstere Pläne verfolgt, denn ohne einen besonderen Zweck haben Sie ein so gefährliches Doppelspiel unmöglich gespielt. Welcher Art dieselben auch sein mögen, sie werden Ihr Verderben herbeiführen, wie Sie es für den an uns begangenen Betrug verdienen. Denn der Ewige ist gerecht. Mit dieser Ueberzeugung scheide ich, um Sie nie wieder zu sehen!"

Darauf wandte sie sich von dem Major ab und trat zu Agathen, welche, das Gesicht in die Polster gedrückt, auf dem Sopha ruhte.

„Geben Sie Ihrem Schmerz nicht nach, theuerstes Fräulein," sprach sie voll Theilnahme, „und werfen Sie einen Blick auf den Mann, der Sie durch seine Künste zu täuschen verstand. In seinem Antlitz werden Sie deutlich seine Schuld lesen, und das muß Ihnen genügen, Ihren Stolz zu wecken und den Störer Ihrer Herzensruhe sofort aus Ihrer Nähe zu verbannen! Mögen Sie bald genesen und leben Sie wohl!"

Sie drückte Agathens Hand und entfernte sich

darauf, ohne Rocca auch nur einen Blick zu schenken, und bald vernahm man das Rollen ihres Wagens, der sie aus der Stadt führte.

Als sich die Thür hinter der Bergräthin geschlossen hatte, erhob sich Agathe, um sich aus dem Zimmer zu entfernen. Kaum bemerkte dieß Rocca, der so lange mit nur mühsam bekämpftem Zorn dagestanden hatte, als er auf sie zutrat und sie daran zu hindern suchte.

„Sie wollen fort, ohne ein Wort von mir vernommen zu haben?!" fragte er hastig und fast zürnend.

Agathe erbebte.

In welchem durchaus ungewöhnten Ton hatte er diese Worte gesprochen; sie schienen nicht aus seinem Munde zu kommen, oder das Bewußtsein der Schuld hatte sie erzeugt. Rasch erhob sie das Auge zu ihm, las, wie es die Bergräthin gesagt hatte, in seinem gänzlich veränderten Antlitz die Bestätigung seines Verrathes, und dadurch bis in die innersten Tiefen der Seele erschüttert, sank sie mit einem Schrei der Verzweiflung bewußtlos zu Boden.

Rocca befand sich in der peinigendsten Verlegenheit.

Alle seine Bemühungen, sie zu erwecken, waren vergeblich, und so sah er sich endlich genöthigt, eine Dienerin zu ihrem Beistand herbei zu rufen, indem er vorgab, daß Agathe plötzlich ohne jede besondere Ursache in diesen Zustand gerathen sei.

Bald war ein Arzt herbei gerufen, durch dessen

Hilfe sie nach längerer Zeit wieder zwar zum Leben, jedoch nicht zum Bewußtsein gelangte, sondern es trat bald darauf ein fieberhafter Zustand ein, den der Arzt für das Zeichen einer gefahrvollen Krankheit erachtete, indem er zugleich den voran gegangenen Zufall als eine oftmals unter solchen Umständen sich einstellende Erscheinung bezeichnete.

Daß diese Beurtheilung und Agathens bewußtloser Zustand Rocca höchst willkommen war, darf kaum bemerkt werden; entzogen ihn dieselben doch der Gefahr, als der Urheber derselben verrathen zu werden. Ueberdies hatte der Arzt auf Roccas Fragen noch versichert, daß Agathens bewußtloser Zustand wahrscheinlich mehre Tage andauern würde; er durfte also nicht befürchten, in der Ausführung seines Planes irgend wie behindert zu werden.

Bis zur Rückkunft des Kommandanten blieb er in dessen Wohnung, indem er den durch das Vernommene Tiefgebeugten durch die aufrichtigste Theilnahme zu trösten suchte, und erst auf dessen wiederholte Aufforderung, seinen Pflichten auf dem Ball wenigstens in etwas nachzukommen, trennte er sich von demselben, um das blutige Drama, das sich nun in der Festung entwickeln sollte, vorzubereiten.

Alle Umstände schienen Roccas schreckliches Vorhaben in jeder Beziehung zu begünstigen. Weder hatte

der König durch seine Operationen die Stellung des Laudon'schen Korps zu verändern, noch denselben zu einem Kampf zu verlocken vermocht; eben so wenig gestattete ihm seine Lage, der Festung eine bedeutende Anzahl Hilfstruppen zugehen zu lassen, wodurch Laudon vielleicht zum Aufgeben seines Planes hätte veranlaßt werden können.

Zwar war dem Könige nicht unbekannt, wie schwach die Besatzung der Festung war, indessen blieb ihm die Besorgniß einer Gefahr für dieselbe fern, da er, wie wir erfahren haben, einen nachdrucksvollen Schutz in seinem, von der Festung nicht eben zu entfernten Heere sah.

Um Laudons Vorhaben noch mehr zu unterstützen, führte der Abend dunkle Regenwolken am Himmel herauf, — und bald rieselte ein feiner Regen nieder, der die bereits vorhandene Dunkelheit noch außerordentlich vergrößerte.

Ohne die leiseste Ahnung, wie bald die Festeslust durch den Tumult und die Schrecken eines blutigen Kampfes vernichtet werden sollte, hatten sich die geladenen Gäste auf dem Ball eingefunden und gaben sich der heitersten Fröhlichkeit hin, welche die östreichischen Offiziere durch ihre Zuvorkommenheit und unausgesetzte Aufmerksamkeit stets rege zu erhalten wußten.

Rocca befand sich unter ihnen und zeichnete sich durch seine Bemühungen, den zuvorkommenden Wirth

zu spielen, besondes aus, und manches Auge hing an der schönen, sich leicht und ritterlich bewegenden Gestalt, während tanzlustige Damen bedauerten, daß Rocca sich das Vergnügen des Tanzes versagte; denn sie verloren dadurch die angenehme Aussicht, von seinem Arm geführt zu werden.

Die meisten Offiziere der Festungstruppen waren erschienen, mit Ausnahme des Kommandanten und Kalkreuths, welche durch Agathens Krankheit zurück gehalten wurden. Daß der letztere dadurch tief erschüttert worden war, darf wol kaum bemerkt werden, während zugleich die Nachricht von Roccas Anwesenheit bei Agathen im Augenblick des Erkrankens seine Besorgniß noch vermehrte. Zwar hatte der Major einen gewöhnlichen Anlaß zu seinem Besuch angegeben; trotzdem konnte sich jedoch Kalkreuth eines gewissen Argwohns, daß durch Rocca selbst mehr oder weniger Agathens Erkranken hervorgerufen worden sei, nicht erwehren. Er hütete sich jedoch, den bekümmerten Kommandanten, dem er für die Nacht Gesellschaft leistete, durch irgend welche Bemerkung in dieser Beziehung noch mehr zu beunruhigen.

Bald entzog ihn seine militairische Pflicht diesem peinigenden Gedankengang.

Die Dunkelheit der Nacht, welche das Erkennen sich etwa der Festung nähernder feindlicher Truppen unmöglich machte; die Nähe des Laudon'schen Lagers; das Versagen von Hilfstruppen und die so große Ent-

fernung des königlichen Heeres, erzeugten in dem General mancherlei Besorgnisse und veranlaßten ihn, sich für den Fall einer plötzlichen Gefahr vorzubereiten.

Er ließ daher durch Kalkreuth den Befehl ertheilen, die Festungstruppen zu versammeln, und alsdann in den einzelnen Werken zu vertheilen. Dieser Auftrag beschäftigte den ersteren eine längere Zeit, indem er den Dienst für die auf dem Wall befindlichen Offiziere versehen mußte. Nachdem er alle Vorbereitungen in erschöpfender Weise ausgeführt, und den Wachtposten die strengste Aufmerksamkeit anempfohlen hatte, durchwandelte er noch einen Theil der Festungswerke, um sich von der zweckmäßigen Ausführung seiner Befehle persönlich zu überzeugen, ehe er dem Kommandanten den Bericht darüber abstattete.

Er fand Alles wohl geordnet; dennoch hegte er mancherlei Besorgnisse, denn der Regen hielt an, und so weit als das Auge in die Umgegend der Festung zu dringen vermochte, herrschte die tiefste Finsterniß, Umstände, welche für die Sicherheit der Festung nicht gleichgiltig genannt werden mußten. Darauf begab er sich zum Kommandanten. Es war darüber ungefähr zwölf Uhr Nachts geworden, und es nahte jetzt die Zeit, in welcher Laudon sein Vorhaben auszuführen versprochen hatte.

Rocca, obgleich von der Festlichkeit unausgesetzt in Anspruch genommen, hatte dennoch dem Lauf der Zeit seine vollste Aufmerksamkeit geschenkt, und er-

kannte jetzt die Nothwendigkeit, sich nach Hause zu begeben, um noch einige Vorbereitungen für den in jedem Augenblick erwarteten Angriff zu treffen. Er gab darum seinen Kameraden heimlich einen Wink, damit sie selbst auf das Kommende gefaßt wären, indem er zugleich bestimmte, daß man als Grund seines Entfernens eine plötzliche Unpäßlichkeit, die ihn getroffen, angeben sollte.

Darauf entfernte er sich, und da er es für nothwendig erachtete, sich von den etwa in der Festung getroffenen Vorsichtsmaßregeln zu überzeugen, welche er bei der Dunkelheit der Nacht und der besonderen Lage der Festung mit Bestimmtheit erwartet hatte, so eilte er, in seinen Mantel gehüllt, rasch nach den Festungswerken.

Daselbst angelangt, erkannte er aus den sich sammelnden Truppen mit einiger Besorgniß, daß der Kommandant nicht ohne Sorge einer möglichen Gefahr sei, und die erforderliche Vorsicht beobachtet hatte; aber er beurtheilte die getroffenen Vorbereitungen auch richtig, da dieselben, falls es Laudon gelang, seinen Plan auszuführen, von keiner großen Wirkung sein konnten.

Mit dieser beruhigenden Ueberzeugung begab er sich nach Hause.

Die Waffen wurden zur Hand gelegt, damit die aus der Festung befreiten Soldaten sich derselben sogleich bedienen konnten, während er zugleich mit Jo-

sepho die Art und Weise besprach, wie die Befreiung zu bewerkstelligen sei und ihm dabei seine Stelle anwies.

So vorbereitet, harrte er in fieberischer Aufregung des ersten Zeichens von Laudon's glücklichem Angriff der Festung.

Darüber kam allmälig die Mitternacht, und während sich die Fröhlichkeit in dem strahlenden Ballsaal steigerte, warf die düstere Lampe auf das fieberisch erregte Antlitz Agathens einen unheimlichen Schimmer, indem durch die Stille des Krankenzimmers zugleich ihre angstvollen Phantasieen tönten. Oft mischte sich Rocca's Namen darin, dennoch vermochte Niemand daraus die Ahnung des stattgehabten schrecklichen Vorfalls zu schöpfen, noch weniger, daß der Erstere der Urheber ihres Leidens sei.

Der Kommandant war sowol durch Agathens Zustand, als durch die Sorge um die Sicherheit der Festung wach erhalten worden, und empfing jetzt Kalkreuth, der ihm Bericht über die getroffenen Vorbereitungen abstattete.

Durch denselben nur wenig beruhigt, bildete natürlich Agathens Krankheit den Stoff der sich daran entspinnenden Unterhaltung, ohne daß die Männer ahnten, wie bald ihre Sorge und Betrübniß durch ein viel schrecklicheres Ereigniß erhöht werden, und dieses den ganzen Aufwand ihrer Seelenkräfte herausfordern sollte. Ungefähr eine Stunde war ihnen während der Unterhaltung langsam dahin gegangen, ab und zu

unterbrochen durch die aus den Festungswerken eintreffenden Meldungen, daß nichts von Belang vorgefallen sei, und des Kommandanten Besorgniß minderte sich bereits in dieser Beziehung, als plötzlich ein dumpfer Tumult zu ihren Ohren drang, dem sich zugleich verworenes Geschrei beimischte. Kaum waren sie darauf aufmerksam geworden, so knatterte Gewehrfeuer, und es konnte unter solchen Umständen wol kaum die Frage sein, daß der Feind die dunkle Nacht wirklich zu einem Ueberfall der Festung benutzt hatte. Rasch war der Kommandant gerüstet, und begab sich mit Kalkreuth, der zu seiner Abtheilung eilte, an die bedrohten Punkte.

Sie hatten jedoch nur wenige Schritte gethan, als sie auch bereits aus dem von mehren Punkten der Festungswerke tönenden Tumult auf die Ausdehnung des feindlichen Angriffs und die große Gefahr schließen konnten, in welche die Festung dadurch versetzt worden sei.

Wie wir wissen, täuschten sie sich in dieser Voraussetzung durchaus nicht; denn Laudon hatte sein dem Major gegebenes Versprechen in jeder Beziehung gehalten, und der Angriff der Festung war ihm unter Begünstigung der dunkeln Regennacht in der That außerordentlich gelungen.

Zwanzig Bataillions Oestreicher unter Anführung des Generals Amade, welche durch 800 russische Grenadiere verstärkt worden, waren zu dem Vorhaben von Laudon ersehen worden. Die Vorbereitungen dazu

hatte man sehr geheimnißvoll und mit großer Vorsicht betrieben, um jeglichem Verrath vorzubeugen und dem Unternehmen einen guten Ausgang zu sichern. Durch Rocca's Verrath auf die beste Weise unterstützt, rückten dieselben im Schutz der dunkeln Nacht gegen die Festung.

Die Annäherung konnte bei der großen Dunkelheit von den Besatzungstruppen unmöglich bemerkt werden, überdies ließ Laudon, um die Letztern zu täuschen und den Sturm um so sicherer ausführen zu können, die Festung zuerst von Kroaten umzingeln und einen falschen Angriff machen, während die Oestreicher, in vier Kolonnen vertheilt, mit Sturmleitern und Faschinen anrückten und ohne bemerkt zu werden, an vier verschiedenen Orten der Außenwerke anlangten. Ohne einen Schuß zu thun, stürzten sie sich darauf in den bedeckten Gang, drangen mit gefälltem Bajonett in die Werke, vertrieben die Besatzung und richteten alsdann die eroberten preußischen Kanonen auf die Festung, indem sie zugleich einen Sturm auf den Hauptwall ausführten.

Es entstand ein fruchtbares Gemetzel.

Die Russen drangen in unordentlichen Haufen, von Branntwein erhitzt, vor; die Zugbrücke war abgebrochen worden, und sie sahen sich durch den tiefen Graben aufgehalten; aber ehe noch Sturmleitern oder Faschinen herbeigeschafft worden waren, füllten bereits die durch die nachrückenden Truppen hinein gestürzten

Russen den Graben, über deren Leichname der wilde Feind in die Festung eilte.

Während dessen hatte auch Rocca seine ganze kühne Thätigkeit entwickelt. Das erste Geschrei des unvermutheten Angriffs hatte die Ballgesellschaft natürlich sogleich zerstreut, und ein Jeder floh in großer Bestürzung nach Hause.

Die östreichischen Offiziere eilten, begünstigt von dem Tumult und der allgemeinen Verwirrung, zu Rocca, der sie mit Begeisterung und Muth empfing und ihnen jetzt die verborgenen Waffen reichte. Von ihm geführt, begaben sie sich darauf, sorgfältig vermummt, nach dem Gewahrsam der östreichischen Soldaten und befreiten dieselben. Nachdem den letztern die Sachlage mitgetheilt worden war, erhielten sie Waffen. Es waren mehre hundert Mann, und mit dieser, unter den obwaltenden Umständen ebenso gefährlichen als bedeutenden Macht übernahm es nun Rocca, Laudon zu Hilfe zu kommen.

Er theilte dieselben in zwei Korps und beauftragte den ältesten Offizier, mit einem derselben nach dem Striegauer Thor zu eilen, die Wache desselben nieder zu machen, und den andringenden Truppen alsdann das Thor zu öffnen.

Er selbst wollte mit den andern Korps das Thor nach Breslau zu erreichen suchen und daselbst auf ähnliche Weise verfahren. So hatte er es in seinem, Laudon mitgetheilten Plan bestimmt.

Die allgemeine Bestürzung und Verwirrung, der mehrfache Angriff der Festung, welcher alle Truppen in den Festungswerken beschäftigte, ließ die Ausführung dieses in der That kühnen Streichs gelingen und verschaffte den Oestreichern später wirklich den Sieg.

Trotz des so unerwarteten und übermächtigen Angriffs kämpften die königlichen Truppen mit großer Tapferkeit, und was Besonnenheit und persönlicher Muth unter so gefahrvollen Umständen zu erzielen vermochte, wurde erreicht.

Indessen vergeblich. Rocca's Verrath, der in der allgemeinen Gefahr übersehen wurde, machte alle Anstrengungen zu nichte. Während man in den Festungswerken mit äußerster Erbitterung kämpfte, drangen die Oestreicher bereits durch die beiden Thore ungehindert ein.

Um die Verwirrung noch zu vermehren, brach in der Stadt Feuer aus, das zugleich die Thätigkeit der Bewohner in Anspruch nahm.

Unter so unglücklichen und bedrohlichen Verhältnissen konnte der Fall der Festung nach wenigen Stunden kaum mehr fraglich sein.

Aber der Urheber dieser finstern That, Rocca, sollte für den begangenen Verrath den gehofften Lohn nicht finden.

Kalkreuth hatte nach einem furchtbaren Kampf endlich der Uebermacht weichen müssen und zog sich mit seiner geringen Mannschaft zurück. Da wollte

es das Geschick, daß Rocca mit seiner Schaar siegestrunken von dem blutigem Werk zurück kehrte, und in dem Verlangen, sich an Kalkreuth zu rächen, diesen aufsuchte und jetzt wirklich mit ihm zusammen traf.

Ein mörderischer Kampf begann, ohne daß Kalkreuth ahnte, wer diese Feinde anführte. Auf beiden Seiten lichteten sich schnell die Reihen, denn es war mehr ein Einzelnkampf, der mit großer Erbitterung geführt wurde.

Das sich mehr ausbreitende Feuer in der Stadt goß allmälig ein blutrothes Licht auf diese schreckliche Scene und gestattete, die Züge jedes Einzelnen deutlich zu erkennen.

In diesem Augenblick trafen sich Rocca und Kalkreuth, und der Letztere stieß einen Schrei des Erstaunens aus, denn, indem er den Major erkannte, mußte ihm auch dessen ganzer Verrath klar werden. Ueberdies waren schon vorher verschiedene Gerüchte über die Theilnahme der östreichischen Offiziere an dem Kampf zu seinen Ohren gedrungen, ohne daß er doch ahnte, daß auch Rocca eine Rolle dabei spielte.

Um so größer war die Erbitterung jetzt, da er sich von dem Verrath des Majors überzeugte.

Bald kreuzten sich ihre Waffen, während die Truppen rings um sie fort kämpften.

„So helfe mir Gott, daß ich Dich Verräther für Deine Falschheit und Tücke vernichte!" rief ihm Kalkreuth zu, während er mit aller Macht auf ihn ein-

drang. Doch Rocca war ein eben so kühner, als geschickter Fechter, und trotz der Schwäche seines verletzten Arms wußte er den tödtlichen Streich von sich fern zu halten.

Aber dieser Kampf sollte nicht mehr lange dauern. Kalkreuth blutete bereits aus mehren Wunden, auch fühlte er die rasche Abnahme seiner Kräfte, zugleich mehrte sich der feindliche Haufen, indem die Oestreicher durch das Thor eindrangen.

Alles das entging Kalkreuth nicht, und seine verzweifelte Lage erkennend, zog er sich mit einem Häuflein Truppen in das Innere einer Bastion zurück, während ihn Rocca mit einer bedeutenden Anzahl hitzig verfolgte. Schon triumphirte der Letztere, denn es blieb jetzt Kalkreuth nichts übrig, als die Waffen zu strecken. Eben wandte sich der Major an die ihm Zunächstfolgenden und befahl, sich des Offiziers zu bemächtigen, als eine grelle Flamme die Nacht durchzuckte, während zugleich das Kampfgetöse durch einen furchtbaren Donner übertönt wurde.

Staubwirbel, Dampf und Erdmassen, verstümmelte Leichname und Angstgeheul erfüllten auf einige Augenblicke die Luft, dann ward es wieder ruhiger. Der Kampfplatz, auf welchem so eben Rocca und Kalkreuth sich gegenüber gestanden hatten, war in ein Chaos von Trümmern verwandelt worden, welche ihn und die verstümmelten Körper der Soldaten bedeckten.

Kalkreuth, der wußte, daß sich in dieser Bastion

eine Sprengmine befand, hatte sich mit Absicht dahin zurück gezogen, um Rocca und dessen Korps auf diesen Punkt zu lenken, und als ihm dies gelungen war, zündete er die Mine in dem Augenblick an, als Rocca den Befehl zu seiner Gefangennehmung gab, und rächte sich so mit eigener Aufopferung an seinen Feinden.

Die Festung mußte sich ergeben, und der König ward dadurch in seinen Plänen und Entwürfen gestört, da ihm Schweidnitz in der bedrängten Zeit von großer Bedeutung war; doch traf den ohnehin schwer gebeugten Kommandanten kein Vorwurf, denn Friedrich erkannte, daß er selbst mehr oder weniger durch seine Entfernung den Ueberfall der Festung begünstigt und hervor gerufen hatte.

Agathe erlag der Krankheit, und so wurde ihr der Schmerz erspart, den Tod ihres Verwandten und den Verrath Rocca's bedauern zu müssen.

Die Festung wurde später nicht wieder hergestellt, und es waltete bei dem Fall derselben das eigene Geschick ob, daß selbst Laudon nicht nur nicht Dank und Wohlwollen von seiner Monarchin, wie er das mit Bestimmtheit gehofft, sondern im Gegentheil Mißbilligung, ja sogar Verweise erntete.

Der Rekrut.

„Aufgepaßt, Sie da!" rief der Unteroffizier Bombe einem Rekruten zu, der sich unter denjenigen befand, welche ihm zum Einexerciren gegeben worden waren, und durch seine geringe Fassungsgabe, ewige Zerstreutheit, überhaupt durch einen fast gänzlichen Mangel aller Anlage für den Soldatenstand, gerade zu gesagt, höchst auffällig auszeichnete. „Ich meine Sie da," wiederholte Bombe mit strengem Ton und trat zu dem jungen Manne, der die Augen vor dem drohenden Blick des Exercirmeisters zu Boden senkte, indem er dessen Brust zugleich nicht gerade sanft mit den Fingern berührte. — „Ich rathe Ihnen besser aufzupassen, wenn wir Freunde bleiben sollen," bedeutete er, fortfahrend, jedoch in einem mildern Tone, offenbar das Resultat des angenehmen Eindrucks, den die Person des Rekruten auf ihn machte, und setzte, zurücktretend, darauf die Exercitien wieder fort.

Bombe konnte sich ohne alle Widerrede mit der Ueberzeugung schmeicheln, was die Schulung der Re=

kruten anbetraf, ein Mann comme il faut zu sein; er hatte das zu seiner Ehre seit fünfzehn Jahren erschöpfend bewiesen. Waren seine Leute auch ohne alles Geschick gewesen, er hatte sie dennoch „zurecht gekriegt," wie er sich gerne auszudrücken beliebte; an diesem Menschen jedoch schien Hopfen und Malz verloren zu sein.

Durch die langjährige Beschäftigung war seine Geduld allerdings außerordentlich gestärkt worden, und so übersah er mehre kleine Fehler, die der Rekrut, trotz der eben empfangenen Ermahnungen, in dem nächsten Augenblick schon wieder beging: als derselbe jedoch bald darauf so grobe Verstöße machte, selbst das Kommando zu überhören und obenein noch fehlerhafte Bewegungen zu machen, riß sein Geduldsfaden, und er fuhr ihn also zornig an:

„Nun ist meine Geduld am Rande! Hab' sie lang genug mit Ihnen gehabt; drum merken Sie's sich: wenn Sie mir noch einmal solche Streiche machen, werden Sie nachexerciren! Ich melde es, hol' mich der Teufel! dem Hauptmann. Es ist mit Ihrer Zerstreutheit und Ungeschicklichkeit nicht mehr zum Aushalten!"

Das feine, bleiche Gesicht des Rekruten überzog dunkle Röthe, zugleich blitzte aus dem gewöhnlich sanften Auge ein heller Strahl, und das Gesicht belebten rasch nach einander die Ausdrücke der Aufwallung, des Widerspruchs und ging alsdann fast eben so schnell

in den gewöhnlichen sanften Ausdruck der schmerzlichsten Resignation über.

„Sollten sich schämen, Sie da," fuhr der Unteroffizier in seiner Ermahnung fort — „ordentlicher Leute Kind, sind in die Klassenschule geschickt, haben doch etwas Krips in den Kopf bekommen, sehen aus, als müßten Sie mehr, als alle die andern Rekruten verstehn: und können das leichte Exercitium nicht 'mal begreifen!"

Der Ermahnte schien von diesen Vorwürfen wenig oder gar nicht ergriffen zu sein, sondern sah den Exercirmeister mit ruhigem Auge an, und nur das sichtlich blässer werdende Antlitz verrieth dem schärfer Beobachtenden die schmerzliche Wirkung dieser Vorwürfe.

Das soldatische Verhälniß erlaubte ihm nicht, sich zu vertheidigen oder zu entschuldigen, und darum schien er mit aller ihm zu Gebot stehenden moralischen Kraft die durch die Ermahnungen in ihm erzeugten Empfindungen zu beherrschen, um sein Verhältniß nicht noch mehr zu verschlechtern.

Nach einer kleinen Ruhepause wurde das Exercitium fortgesetzt; indessen, obwol der Rekrut die Bewegungen schärfer und zur rechten Zeit machte, blieb er dennoch unter den sechs Soldaten, welche Bombe einexercirte, der ungeschickteste.

Die Sonne neigte sich hinter dem nahen königlichen Schloßgarten zum Untergange und übergoß mit

ihrem brennenden Purpur die reichen architektonischen Verzierungen eines im griechischen Styl gebauten Sommer-Pavillons, der in dem Garten unweit des Platzes stand, auf welchem Bombe die Rekruten exerzirte.

Eine Minerva und eine Flora, von einem der bedeutendsten Meister gemeißelt, waren auf grünen Plätzen, wenige Schritte von dem Pavillon, aufgestellt und boten sich dem Auge dar, das über das niedrige Gitter des Gartens bequem zu ihnen gelangen konnte. Ihre Schönheit trat bei dem mit dem allmäligen Sinken der Sonne sich einstellenden Schatten des Laubes, gegen welche sie aufgestellt worden waren, außerordentlich wirkungsvoll hervor, und das magische Abendlicht umwob sie mit einem Zauber, dem ein für die künstlerische Schönheit irgend empfänglicher Sinn unmöglich widerstehen konnte.

Die Exerzitienzeit war abgelaufen und der Hauptmann der Kompagnie, bei welcher der bezeichnete Rekrut stand, nahte, um sich von Bombe den Rapport über das Benehmen und die Fortschritte des Rekruten geben zu lassen. Bombe hatte sich, trotzdem, daß der Rekrut in Folge der Ermahnungen seine Sache etwas besser machte, mit demselben dennoch nicht aussöhnen können; der Aerger saß ihm, als er dem Hauptmann Rede und Antwort geben mußte, noch auf der Zunge, und daher suchte er demselben Luft zu machen.

„Aus dem Menschen wird in diesem Leben kein

rechter Soldat," rapportirte er, „es scheint an ihm Hopfen und Malz verloren. Statt auf das Kommando zu passen, guckt er in's Blaue dort nach den Puppen" — er deutete auf die Statuen — „und möcht ich vermeinen, den Burschen drückt entweder das Heimweh oder eine Liebschaft."

Der Hauptmann war im Dienst streng, und da sich der Rekrut seit den vierzehn Tagen, in welchen er geschult worden war, wenig gebessert hatte, so glaubte er seine Ausbildnng' durch Strafmittel bewirken zu müssen; er befahl daher, daß derselbe, während die übrigen Soldaten nach Hause gehen durften, eine Stunde nachexerziren sollte, und zwar in einem dazu bestimmten Gebäude. Ueberdieß wiederholte er dem jungen Manne die von Bombe bereits gemachten Vorwürfe und Ermahnungen, nur in einer noch strengeren Weise, indem er ihm zugleich für die Folge wiederholte Strafexerzitien in Aussicht stellte, falls er nicht endlich Besserung zeigen würde.

Stumm und gelassen folgte der Rekrut dem Befehl; in seinem Auge ward jedoch der Glanz einer sich unwillkürlich hervorstehlenden Thräne sichtbar, welche weder der Hauptmann, noch der Exerzirmeister bebemerken konnte, denn der Rekrut befand sich bereits auf dem Gange nach dem Exercirhause.

Hier empfing ihn, mürrisch und mit allerlei verletzenden Anspielungen über seine Fehler, der zu dem

Nachexerciren beorderte Lehrmeister, da er durch dieses fatale Geschäft eine ganze Stunde länger von dem Genuß seiner Pfeife und des würzigen Bieres abgehalten wurde. Mit einigen derben Flüchen begann er die Exercitien, und in der That, der Rekrut machte seine Sache, wenn auch stets etwas ungeschickt, so doch möglichst präcis und auf Kommando, und es entging dem Lehrmeister die Mühe nicht, welche sich derselbe gab, ihn zufrieden zu stellen, und daher zeigte er sich etwas freundlicher, ohne jedoch dem Rekruten Ruhe zu gönnen, oder die Zeit abzukürzen.

Endlich war die Stunde zu Ende; mit einer guten Ermahnung entließ der Strafmeister den gänzlich Erschöpften, der langsam nach Hause gehend, auf dem frühern Exercirplatz stehen blieb und mehre Augenblicke, das Gewehr im Arm, nach dem Pavillon des Schloßgartens schaute, und dann mit einem Gesichtsausdruck, welcher die auf die angenehmste Weise befriedigte Seele erkennen ließ, sinnend seinem Quartier, das er bei einem Handwerker nahe dem Thor erhalten hatte, zuschritt.

Meister Abraham — so hieß der letztere — empfing ihn, vor der Thüre stehend, mit einem zweideutigen Lächeln über sein spätes Ausbleiben und meinte, als er ihn in das Hinterstübchen geleitete, wo sich des Rekruten Lager neben dem der Gesellen des Handwerkers befand, daß er heute wahrscheinlich schweren Dienst gehabt haben müßte.

„In der That, mir fällt das Exerciren sehr schwer," seufzte der Rekrut, während er das Gewehr bei Seite stellte und die übrige Armatur ablegte.

„Nun, nun, nur nicht die Courage verloren!" tröstete der Meister. „Aller Anfang ist schwer; mit der Zeit giebt sich das, und der Dienst wird einem alsdann zum Spiel."

Der Rekrut seufzte und ließ sich gedankenvoll auf dem Bettrande nieder.

„Seid müde, kann's mir denken; habt heute auch fünf Stunden zu thun gehabt," begann der Meister nach einer kleinen Pause, in welcher er den Rekruten mit Theilnahme betrachtete, offenbar in der wohlmeinenden Absicht, seinen Einquartirten zu ermuntern. „Seht, wenn Ihr erst ein halbes Jahr hinter Euch habt und aus dem Gröbsten heraus seid, da vergehen die Jahre, man weiß nicht wie. Und wenn man es recht betrachtet, was sind im Grunde genommen auch drei Jahre, die verlaufen im Umsehen."

„Drei Jahre," sprach der Rekrut seufzend vor sich hin und fügte hinzu: „eine lange, lange Zeit!" und der Kummer, den dieser Gedanke in ihm erzeugte, spiegelte sich in seinem Gesicht wieder.

„Euch fehlt nur die rechte Lust zum Soldatenleben, sonst würdet Ihr Euch vor den drei Jahren nicht so arg fürchten," meinte Meister Abraham und sprach weiter: „Ich habe die Geschichte mitgemacht und kann aus Erfahrung sprechen."

„Euch fiel aber auch das Exercitium gewiß nicht schwer, Meister Abraham,“ — bemerkte der Rekrut.

„Die ersten paar Wochen kam mir die Sache allerdings etwas spanisch vor; später gab sich das. Ich begriff die Geschichte und kann mir mit Recht nachsagen, daß ich in meiner Kompagnie einer der propersten Soldaten war,“ erwiederte der Meister in selbstgefälligem Tone, während er sich eine militairische Tournure zu geben bemühte.

„Nun, seht Ihr, das ist es ja gerade, was mir allen Muth für die Zukunft nimmt; ich bin von meinem Ungeschick für den Dienst nur zu sehr überzeugt, und eben so gewiß, daß ich trotz meines guten Willens und aller Mühe dennoch keine Fortschritte machen werde. Weiß Gott, wie es zugeht, aber so viel ich auch aufpasse, es will nun einmal mit mir nicht gehen,“ meinte der Rekrut betrübt.

Meister Abraham wollte eben in der Antwort darauf seine soldatischen Erfahrungen auf die vortheilhafteste Art verwerthen, als ein freundliches, frisches Mädchengesicht zur Thür hereinschaute und mit heller Stimme einen guten Abend bot.

„Guten Abend!“ erwiderte ihr der Angeredete und erhob, angenehm durch ihren Gruß berührt, das Auge zu ihr.

„Ich habe Ihnen das Abendessen vorne in der Stube angerichtet,“ bedeutete die junge Wirthin; „es ist da kühler, und man kann auch auf die Straße

schauen. Kommen Sie, der Vater plaudert dort weiter.“

Mit freundlichem Dank nahm der Rekrut dies Anerbieten an und folgte mit Meister Abraham der voranschreitenden Ernestine, die, als sie in das Zimmer traten, sich mit dem frugalen Mahle des Rekruten noch ein wenig zu schaffen machte. Als dieser sich an den Tisch setzte und sein Auge ihr das aus der Sauberkeit des Dargebotenen empfangene Wohlgefallen zu erkennen geben wollte und nach ihr hinschaute, saß sie, die Hände in den Schooß gelegt, ein wenig entfernt von ihm, und aus ihren dunkeln Augen leuchtete die Herzensfreude, welche ihr des Rekruten dankbarer Blick zu bereiten schien.

Meister Abraham hatte das Gespräch über das Soldatenthum wieder aufgenommen und setzte dasselbe, während der Rekrut von dem einfachen Gericht ein wenig genoß, mit vieler Wärme fort, indem er dasselbe zugleich mit allerhand drolligen Soldatenspäßen und ernsteren Vorkommnissen würzte, um seinem Zuhörer die Sache so angenehm als möglich zu machen.

Ernestine sprach kein Wörtchen, sondern benutzte die von dem Vater in Anspruch genommene Aufmerksamkeit des Rekruten, um ungestört dessen sanftes, blasses Gesicht und die anmuthige Gestalt zu prüfen, die sich in dem groben Soldatenkleide fast wie eine Maske ausnahm, so daß sie schon nahe daran war,

ihn zu bitten, sich ein feineres Bürgerkleid anzuziehen, wenn sich das nur geschickt und sie gewußt hätte, ob ihm ein solcher Wunsch von ihr nicht gerade unangenehm gewesen wäre. Sie unterdrückte daher denselben, aber ihre Phantasie umkleidete den jungen Mann mit den feinsten Kleiderstoffen und sie paßten so vortrefflich zu demselben, daß sie ein ordentliches Herzklopfen über die schmucke Gestalt empfand, welche die erstere ihr dabei unwillkührlich vor die Seele zauberte.

Meister Abraham hatte seine Erzählung geendet und empfing von dem Rekruten einen schönen Dank dafür; dadurch aber steigerte sich in ihm das schon lange gehegte Verlangen, über dessen früheres Leben und seine Verhältnisse etwas zu erfahren, und so gedachte er, denselben heute um eine Mittheilung zu ersuchen.

Er hatte dies bisher aus gewissen Gründen unterlassen.

Der junge Mann hatte sich nämlich bisher, entweder absichtlich oder zufällig, weder der Familie besonders genähert, noch über jene Dinge irgend ein Wort geäußert; still und in sich gekehrt ging und kam er, und nur wenn ihn der Meister oder Ernestine ansprach, ließ er sich auf eine kurze Unterhaltung ein, wobei er alsdann meistens nur den Zuhörer abgab.

Daher des Meisters Zurückhaltung, obgleich das Verlangen nach Mittheilung bei dem alten Manne groß

war, da er wenig ausging und daher am liebsten ein Stündchen nach der Tagesarbeit verplaudern mochte. Ueberdies sagte ihm das gebildete, stille Wesen des Rekruten zu; er glaubte Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem vor wenigen Jahren verstorbenen Sohne zu finden; es war sein einziger gewesen, und daher die Zuneigung zu dem Einquartirten um so natürlicher.

Mit einem Seitenblick auf seine Tochter, von der er wußte, daß sie sein Verlangen theilte, — denn er hatte mit ihr über des Rekruten eigenes Wesen und Benehmen schon öfters Vermuthungen ausgetauscht, — forderte er den jungen Mann zu einer Mittheilung auf, indem seine Bescheidenheit die Bemerkung hinzufügte, falls es ihm recht sei.

„Sehr gern," erwiderte der Rekrut mit freundlichem Ton, „ich fürchte jedoch," setzte er hinzu, „daß Ihnen meine Erzählung keine besondere Unterhaltung gewähren wird." —

„Nun, nun," meinte Meister Abraham, „kommt darauf an. Ein Jeder, der lebt, erfährt etwas, und oft hat auch Unbedeutendes für den Andern etwas Apartes, so wie man bisweilen nicht wissen kann, warum Einem gerade dieses arriviren muß. Erzählt nur, die Ernestine hört's auch gern."

Die letztere Bemerkung machte er offenbar in der Absicht, seiner Bitte einen gewissen Nachdruck zu geben, da ihm der dankbare Blick des Rekruten und das Arrangement der Tafel nicht entgangen waren, und er

wol aus eigener Erfahrung wußte, wie viele Gewalt ein freundliches und noch dazu hübsches Mädchengesicht auf einen einundzwanzigjährigen jungen Menschen auszuüben im Stande war.

Der Rekrut erzählte:

„Seit meinem vierzehnten Jahre bin ich, ohne Eltern, Geschwister oder Verwandte, unter fremden Menschen gewesen. Der Tod meiner Mutter, die nach langem Siechen endlich im Grabe Ruhe fand, veranlaßte meinen Vormund, mich zu einem Kaufmann in die Lehre zu geben, da man nicht wußte, wo man mich unterbringen sollte. Zwar sprach man davon, mich meiner Fähigkeit halber nach einer höheren Schule bringen zu wollen, nm mich daselbst zum Studium einer Wissenschaft vorzubereiten; allein es wurde nichts daraus, wahrscheinlich weil ich ganz mittellos war, denn der Nachlaß reichte nicht einmal hin, die Kosten der Beerdigung meiner Mutter zu bestreiten, und diese mußten aus den Beiträgen mitleidiger Herzen beschafft werden. Meine Knabenzeit war eine sehr traurige. Die Mutter ernährte sich und mich durch ihrer Hände Arbeit, und ich vermochte erst in meinem zwölften Jahr durch Zeichnenunterricht eine Kleinigkeit zu verdienen —"

„Ei, ei," fiel Meister Abraham freudig ein, „wo hatten Sie denn das Geschick dazu her? So jung noch und schon Unterricht geben! Sieh, sieh!" setzte er hinzu und betrachtete sich den Rekruten.

„Ich erhielt Zeichnenunterricht in der Schule und machte darin sehr bald Fortschritte; außerdem verstand meine Mutter etwas davon und suchte mir den Geschmack für das Bessere beizubringen," erwiderte der Gefragte, und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Fünf Jahre hindurch mußte ich die schwere Arbeit eines Lehrburschen in der Handlung des Kaufmanns verrichten, denn ich war verpflichtet, da mir derselbe die nöthige Bekleidung geben sollte, ihm dafür ein Jahr länger ohne Gehalt zu dienen."

„Also ein Kaufmann sind Sie! Hätte ich den doch, ganz aufrichtig gesprochen, gar nicht in Ihnen gesucht," meinte der Meister treuherzig.

„Warum nicht?" fragte der Rekrut unbefangen.

„I nun," stotterte der Erstere, „sehen Sie, diese Art Leute hat so etwas — ja, so etwas Apartes, daß man sie sogleich beim ersten Mal, wo man sie sieht, erkennt."

„Sie haben bei mir also einen ganz andern Stand voraus gesetzt?" fragte der Rekrut.

„Ja, gewiß," fiel Ernestine überzeugungsvoll ein.

„Und welchen?" fragte der Rekrut, indem er das Mädchen anschaute.

Ernestine schien durch diese Frage in einige Verlegenheit gesetzt zu sein; sie erhob ihr Auge zu ihm, als ob sie seine Erscheinung nochmals prüfen wollte, um eine richtige Antwort geben zu können; indessen war ihre Bemühung vergeblich. Nach einigen Augen-

blicken des Nachsinnens schüttelte sie den Kopf und gestand, es doch nicht zu wissen.

Meister Abraham war hinsichts einer Antwort auch nicht viel besser d'ran; zwar hatte er sich den jungen Mann nochmals prüfend angesehen, aber es fruchtete nicht viel; denn er konnte sich auch jetzt nicht klar machen, wozu er den Rekruten eigentlich zählen sollte; derselbe hatte ein ganz „apartes" Aussehen.

Endlich schien ihm jedoch das Richtige zu kommen, und er meinte:

„Nun, ich dächte, so eine Art Gelehrter oder Prediger," und glaubte damit den Nagel recht auf den Kopf getroffen zu haben.

„Ja, ja, so meine ich auch," beherzigte Ernestine jetzt rasch, setzte jedoch noch hinzu: „wenn auch nicht so ganz und gar —"

Der Rekrut lächelte, ohne irgend eine Spur von Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit zu offenbaren, und ließ seine Blicke auf Ernestinen ruhen, die sich über eine richtige und erschöpfende Antwort noch immer das kleine anmuthige Köpfchen zu zerbrecheu schien.

„Wir kommen aber ganz und gar von Ihrer Erzählung ab," bemerkte Meister Abraham; „bitte, fahren Sie doch fort."

„Ich habe nicht mehr viel zu sagen," erwiderte der Rekrut. „Nachdem ich meine Lehrzeit überstanden hatte, bin ich in verschiedenen Handlungen beschäftigt gewesen, bis zu der Zeit, wo ich zur Erfüllung meiner

Militairpflicht hierher nach der Residenz mußte. Hätte ein anderer Anlaß diese Reise geboten, ich wäre sehr glücklich gewesen; denn seit meiner Jugend war es mein sehnlichster Wunsch, diese herrliche Stadt mit ihren Kunstschätzen und sonstigen Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Wie traurig bin ich, daß es unter für mich so unangenehmen Verhältnissen geschehen muß! —

„Geduld, Geduld! Kann Alles noch besser werden!" tröstete der Meister, da er die Betrübniß seines Einquartierten bemerkte.

Dieser schien jedoch den so gut gemeinten Trost ganz überhört zu haben uad redete, gleichsam in der Erinnerung an die Vergangenheit verloren, weiter:

„Mein ganzes Streben und Denken ging, als ich erst selbstständig geworden war, nur allein darauf hin, mir so viele Mittel zu ersparen, um hier auf eigene Hand vielleicht ein Jahr oder länger leben zu können; es gelang mir nicht, und ich hatte noch viel weniger daran gedacht, einst meiner Militairpflicht genügen zu müssen."

„Ja, ja, der Mensch denkt, Gott lenkt," meinte Meister Abraham nach einer kleinen Pause, in der er auf eine Fortsetzung der Erzählung gewartet hatte. Da er aber bemerkte, daß sein Einquartierter nicht die mindeste Lust dazu zeigte, sondern vielmehr schweigsam und aus trüben Augen schauend, den Kopf hängen ließ, säumte er keinen Augenblick, dem Gespräch

eine andere Wendung zu geben und den jungen Mann durch eine weitere Mittheilung seiner Wünsche und Erlebnisse aus der trüben Stimmung zu reißen.

Er richtete daher die Frage an ihn, was er denn mit dem „auf eigene Hand leben" eigentlich verstanden hätte, da er nicht glauben könnte, der Rekrut habe nur die Annehmlichkeiten der Residenz genießen wollen, wozu ein ganzes Jahr ohne alle weitere nützliche Beschäftigung denn doch ein wenig zu lang gewesen wäre.

„Da habt Ihr auch ganz Recht, Meister," erwiderte der Gefragte. „Es war auch nicht meine Absicht, hier dem Vergnügen zu leben, sondern im Gegentheil, ich wollte recht, recht fleißig sein."

„Also wollten Sie doch in ein Geschäft gehen? So, so, das ist etwas ganz Anderes," meinte der Meister.

„Nein, nein, nur nicht wieder dahin!" rief der junge Mann mit einer Heftigkeit und einem Abscheu aus, welche man so lange an ihm nicht bemerkt hatte, daß sich Vater und Tochter ganz überrascht anschauten, und der erstere den Bierkrug, aus welchem er so eben einen Zug thun wollte, rasch vor sich niedersetzte.

„Mein Gott, ist Ihnen denn die Geschichte so sehr verleidet worden?" fragte der theilnehmende Alte, und Ernestinens auf den Rekruten gerichteter Blick sprach dieselbe Frage aus.

„Sie werden das erklärlich finden, wenn ich Ihnen

sage, daß man mich als Knaben nicht fragte, was ich dereinst werden wollte, oder zu welchem Beruf ich Lust fühlte. Die Nothwendigkeit entschied über mich; ich mußte untergebracht werden. Zu einer solchen Beschäftigung hatte ich weder die mindeste Neigung, noch auch das nöthige Geschick, und so wie ich heute keine Fortschritte in den Exercitien mache, eben so wenig war ich ein Handlungsgehülfe, den man loben konnte und gelobt hätte. Ich bemühte mich, meine Stellung so gut auszufüllen, als es mir möglich war, ohne doch die Geschicklichkeit und Fertigkeit meiner Standesgenossen erlangen zu können. So suchte man mich zu verbrauchen. Wie viel ich darunter gelitten habe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, und daher wird es Ihnen auch erklärlich sein, warum ich vor einer solchen geschäftlichen Stellung Abscheu empfinde."

„Das mag wohl natürlich sein," bemerkte der Meister, setzte aber auch sogleich bedenklich hinzu: „der Mensch muß doch sein Geschäft haben, sonst geht es einmal nicht." —

„Gewiß, gewiß," fiel der Rekrut ein; „wer es zu etwas bringen will, muß recht fleißig sein. Und das war auch meine Absicht. Ich wollte hier mein Talent im Zeichnen recht ausbilden."

„Wie, ein Maler wollen Sie werden?!" fragte Meister Abraham und verhehlte dem jungen Manne seine große Ueberraschung über einen solchen Entschluß nicht.

„Maler?" fragte der Letztere sinnend und schien durch jene Frage in Verlegenheit gesetzt worden zu sein. Erst nach einer Pause des Nachdenkens erwiderte er zögernd:

„Ich glaube nicht." — —

„Sie wissen das selbst nicht? Das ist schlimm," meinte der Meister und rückte sein Käppchen. „Ich dächte," sprach er nach einer kleinen Pause weiter, „wenn man Etwas treiben will, muß man doch auch mit sich einig sein, sonst, nehmen Sie's nicht für ungut, scheint es mir schade um Mühe und Zeit, die man verwendet."

„Gewiß, gewiß, Meister, Sie haben ganz recht," betheuerte der Rekrut rasch und fügte alsdann mit gedämpfter Stimme zögernd hinzu: „Darum sehen Sie auch in mir einen ganz unbrauchbaren Menschen." — —

„Das wolle Gott verhüten!" rief der Meister und nahm dabei sein Käppchen ab, „das habe ich gar nicht sagen wollen. Ich habe nur so geradehin das gesagt, was im Leben täglich vorkommt und einmal nicht anders ist. Von solchen Sachen, wie Sie da treiben möchten, verstehe ich nicht viel; aber so viel weiß ich doch, daß solche Leute ein armseliges, geplagtes Leben führen, trotzdem daß sie fleißig, wie manch Einer, sind. Daher möchte ich Ihnen als alter, erfahrener Mann den guten Rath geben, bei der Stange zu bleiben und, wenn sie ausgedient haben, sich eine gute Stelle hier auszusuchen. Sie verdienen

sich alsdann Ihr Brot, und wenn Ihnen das Zeichnen so viel Spaß macht, so läßt sich das in Ihren Freistunden noch ganz gut treiben."

Der Rekrut, welcher dem Meister sinnend zugehört hatte, reichte demselben, ohne etwas darauf zu erwidern, mit gesenktem Haupte die Hand, die der Erstere herzlich schüttelte; als aber eine heiße Thräne darauf fiel, da wußte Meister Abraham in der That nicht, was er dem jungen Mann noch weiter Tröstliches sagen sollte, denn ihm war das eigene Herz selbst weich geworden.

„Nun, gehen Sie zur Ruhe," meinte er, „Sie müssen ja morgen wieder exerciren, und dazu brauchen Sie Kräfte, die bringt uns ein gesunder Schlaf. Gute Nacht!"

Der Rekrut dankte mit gedrückter Stimme und schlich alsdann still und mit traurigem Herzen nach seiner Lagerstätte.

„Wieder so einer von Jenen, die nicht wissen, was sie werden möchten und doch mit dem, was sie sind, sich nicht zufrieden geben. Wollen was Besseres werden; ja, was Besseres! — das Bessere ist meist das Schlimmere für sie, weil sie dabei untergehen," sprach der Meister halb zu sich, halb zu seiner Tochter, nachdem sich der Rekrut entfernt hatte, und setzte dann seine Betrachtungen also fort: „Just wie der junge Mensch, der sich so viel mit Musiciren beschäftigte und zuletzt an der Abzehrung starb. — Besinnst Du

Dich noch auf ihn, Ernestine?" fragte er und schaute nach dem Mädchen, das ihm mit abgewandtem Gesicht und beschäftigt mit dem Abräumen des Tisches, ihre Beistimmung durch ein Nicken des Kopfes zu erkennen gab. „Freilich," fuhr der Meister fort, „freilich, wenn ich so das Benehmen unseres Einquartierten bedenke, muß ich aufrichtig sagen, daß er mir viel zu gut erscheint, um Salz, Thran und Heringe zu verkaufen und mit blau erfrornen Fingern Düten zu drehen; aber mein Gott, was fängt so Einer an, hat doch keine Menschenseele, die ihm beistehen möchte."

Der Meister schwieg und bereitete sich zum Schlafengehen vor, schien jedoch von der Zukunft des Rekruten innerlich noch sehr bewegt, denn er begann nach einer kleinen Pause auf's Neue:

„Mir thut er wirklich von ganzem Herzen leid; ist ein lieber Bursche, und da wünschte ich zu seinem Glück, er ließe den ganzen Krimskrams mit der Zeichnerei fahren und suchte sich in seine Lage zu schicken, oder irgend einen andern soliden Erwerb zu ergreifen. — Aber was?" fragte er sich dann, und ging, nachdem er trotz alles Nachdenkens nicht so glücklich war, für seinen Einquartierten eine passende Stellung ausfindig zu machen und auch, im Gegensatze zu seiner Lebenspraxis, sich denselben durchaus nicht als Handlungsgehülfen denken konnte, endlich kopfschüttelnd zu Bette.

Ernestine hatte, auf des Vaters Rede mit keiner

Sylbe geantwortet; still und geräuschlos war sie in ihre Schlafkammer geschlüpft, um die Thränen nicht zu zeigen, die ihr die Erinnerung an die Traurigkeit, herbe Vergangenheit und Gegenwart des so lieb gewonnen jungen Mannes erpreßte. Lange noch blieben ihre Augen wach, und mit dem innigsten Wunsch für dessen Wohlergehn schlief sie endlich ein.

Dem Rekruten erging es nicht besser, als ihr, und obwol von der gehabten Anstrengung sehr ermüdet, lag er dennoch schlaflos auf seinem Lager, und der tiefe, ruhige Schlummer der neben ihm ruhenden Gesellen, den kein innerer Kampf oder Zerwürfniß schmälerte, ließ ihn die Schmerzen seiner Seele um so herber empfinden.

Meister Abrahams absichtslos hingesprochene Bemerkung, daß ein Jeder, der was Rechtes werden wollte, mit sich über das „Was" im Klaren sein müßte, hatte in ihm ganz neue Zweifel und Betrachtungen erweckt. Er mußte dem alten Manne vollkommen Recht geben und unterwarf seine Neigung zum Zeichnen und das Wohlgefallen an den Kunstwerken der Malerei und Bildhauerei einer genauen Prüfung, um sich in dieser Hinsicht vollkommen klar zu werden.

Er hatte früher, wenn ihm eine oder die andere Zeichnung gelungen war, Kopie oder eigene Erfindung, Beruhigung und Lust darin gefunden, ohne eigentlichen Geschmack an dem Auszeichnen der Figuren zu haben,

denn er zeichnete die letztern am liebsten. Das hatte so lange gewährt, bis er die Bildwerke in dem königlichen Garten gesehen; nachdem ihn aber die Exercitien in deren Nähe gebracht hatten, und sich sein entzücktes Auge daran nicht sättigen konnte, schien ihm eine ganz neue Schönheitswelt aufzugehn, und wachend und träumend standen die beiden Statuen vor ihm und ergötzten sein inneres Auge. Es war sonderbar, daß er sich sagen mußte, schon früher etwas Aehnliches gesehen zu haben, ohne sich doch angeben zu können, wo —; jedenfalls sprach aber aus ihnen etwas Bekanntes oder Verwandtes zu ihm, wenn er sich auch keine Rechenschaft über das „Warum?" zu geben vermochte. Hatte er früher geglaubt, Talent und Neigung für die Malerei zu besitzen, so war ihm jetzt dieser Glaube gänzlich geschwunden; er war von den Eindrücken, die ihm die reiche Sammlung von Bildwerken gegeben, noch zu sehr befangen, um schon über seine Neigung urtheilen zu können. Die Farbe der Gemälde zog ihn jetzt fast gar nicht mehr an, sie war ihm sogar unangenehm; der reine, glänzende Marmor, die unaussprechlich hohe Schönheit, die sich in ihm gestalten ließ, den umfaßte seine fieberisch zitternde Hand, wenn er sich unbeachtet in dessen Nähe befand.

Darum auch Bombe's gegründete Vorwürfe, daß er immer, statt auf das Kommando zu passen, nach den Puppen des königlichen Gartens blickte. Sie

fesselten Auge und Seele so ganz, daß er darüber selbst die Gegenwart vergaß, so sehr dieselbe auch den Menschen herausforderte, und daher auch seine größere Aufmerksamkeit, als er in dem Exercirhause übte.

„Was soll das?“ fragte er sich, als er schlaflos und brütend auf seinem Lager ruhte — und beantwortete sich die Frage durch den Vorwurf, seiner Neigung eine zu große Freiheit vergönnt zu haben; denn daß er selbst befähigt sein könnte, ähnliche Bildwerke aus dem glänzenden Marmor zu schaffen, fiel ihm nicht ein. Er schalt sich daher befangen, kindisch, und mit diesen Vorwürfen glaubte er sich auch zugleich diejenige richtige Ansicht von seinem innern Drange verschafft zu haben, wie Meister Abraham es verlangte. Mit dem Vorsatz, dem letztern am folgenden Tage das Resultat seines Nachdenkens mitzutheilen und sich bei den nächsten Uebungen von der Einwirkung der Statuen frei zu erhalten, damit er seinen Exerciermeister nicht wieder erzürnte und sich eine Strafstunde zuzöge, schlief er endlich ein. Aber die Minerva und Flora des Schloßgartens umgaukelten ihn auch im Traum, und dieser zeigte sie ihm überdies noch in den verschiedensten, das Auge entzückenden Stellungen und Gruppirungen.

Das geräuschvolle Aufstehen der Gesellen und ihre laute Unterhaltung während des Ankleidens erweckten ihn bald aus den lieblichen Träumen, und die nüchterne Wirklichkeit legte die prüfende Hand auf sein Herz

und fragte ihn, ob er heute das wahr machen würde, was er sich in der Nacht vorgenommen; und er mußte sich eingestehen, mit keinem rechten Vertrauen zu seiner Besserung nach dem Exercierplatze zu gehen.

Er seufzte, denn er sah darin eine unmännliche Schwäche, grüßte Ernestinen und den alten Meister freundlich, jedoch kurz, da die Exercierstunde schon sehr nahe war und er noch einen ziemlich weiten Weg zu machen hatte, und wollte fort, ohne einen Bissen genossen zu haben.

„Halt, halt!" rief ihm der Meister nach; „kommen Sie doch noch ein wenig her! Hätte Ihnen noch ein Paar Worte zu sagen!"

„Könnte es nicht, bis ich wieder komme, bleiben?" fragte der Rekrut.

„Ei bewahre!" meinte der Meister nachdrücklich, „Kommen Sie nur in die Stube, da sagt sich das besser, als hier auf dem Flur, wo es ein jeder Narr aufschnappen könnte —" meinte der Meister, ihm voran schreitend, und gab, daselbst eintretend, Ernestine einen Wink, worauf diese Kaffee einschenkte und die gefüllte Tasse in die Nähe des Rekruten stellte.

„Wollte Ihnen nur noch sagen, daß Ihr Gewehr verdammt schlecht geputzt und das Lederzeug auch nicht viel besser gereinigt ist; nehmen Sie's ab, der Bursche versteht damit umzugehn und ist in ein paar Minuten, während Sie den Kaffee trinken, mit dem Putzen fertig —" sprach der Meister, indem er dem Rekruten

zugleich die bezeichneten Gegenstände abnahm und dem herbei gerufenen Burschen zur schnellsten Besorgung überreichte.

„Meinen Sie, daß Bombe nicht zufrieden gewesen wäre?“ fragte der Rekrut und offenbarte ein fast kindliches Wesen.

„Ein paar Donnerwetter hätten Sie zu hören bekommen, dessen bin ich gewiß; denn ich weiß, was Putzen ist —“ meinte lachend der Meister und reichte dem Rekruten zugleich den Brodkorb hin, aus welchem sich dieser durchaus unbefangen bediente.

Bald kam der Bursche mit den hellglänzenden Waffen zurück, und der Rekrut drückte seine Verwunderung über die Schnelligkeit aus, mit welcher die Operation vollzogen worden war, eilte alsdann aber, von dem Meister angespornt und gestärkt durch den Imbiß nach dem Exercierplatz, woselbst er mit dem Glockenschlag anlangte.

Bombe schmunzelte, als er die Politur des Gewehres und des Lederzeuges an seinem schlechtesten Schüler bemerkte, und dachte bei sich, daß das Nachexercieren doch eine scharmante Sache wäre. „Da sieht man's,“ sprach er vor sich hin, „so propper hat der Mensch seine Sachen noch nicht ein einziges Mal mitgebracht. Weiß die Leute schon zurecht zu machen,“ meinte er, und es schmeichelte seiner Selbstliebe, dem Hauptmann die schnellen Wirkungen seiner Schulung zeigen zu können.

Julius Walter, der Rekrut, hatte beim Beginn des Exercitiums, als sein Auge durch die angewiesene Stellung im Gliede auf die Statuen fiel, eine harte Probe zu bestehen; er vermied jedoch, seinem Vornehmen getreu, während des Exercierens so viel als möglich die Blicke nach dem Schloßgarten zu richten, und so ging das Exercitium zu Bombe's großer Zufriedenheit und Ueberraschung heute viel besser als früher, und der Rapport an den Hauptmann fiel zu Gunsten des Rekruten aus.

Als die Exercierzeit verstrichen war, klopfte Bombe dem Letztern auf die Schulter und meinte: es würde sich doch noch besser machen, als er anfangs erwartet hätte, und ermunterte Walter zu einer fortgesetzten Aufmerksamkeit.

Die Rekruten gingen auseinander, nur Walter blieb auf dem Platze zurück, näherte sich dem Gitter des Schloßgartens, um wie gewöhnlich die Statuen mit ungestörter Muße zu betrachten.

Bombe, der sich von der in der Nähe befindlichen Marketenderin eine kleine Herzstärkung hatte reichen lassen und sich nach dem Genuß derselben zufällig nach Walter umwandte und dessen Unterhaltung wahrnahm, rief lachend vor sich hin:

„Sieht der Mensch schon wieder nach den Puppen, als ob er eine Jungfer wäre! Wird doch kein firmer Soldat aus ihm,“ murmelte er vor sich hin, strich sich den langen Schnurrbart und trollte nach Hause.

Seit dieser Zeit war ungefähr ein viertel Jahr vergangen; Walter vom Rekruten zum Soldaten avancirt, daß heißt, er hatte die Rekrutenschule durchgemacht und war in die Kompagnie einrangirt. Unter dem Beistande von Meister Abraham, der ihn stets, ehe er zum Exerciren ging, von Kopf bis zu Füßen musterte, was sich Walter herzlich gern gefallen ließ, präsentirte er einen möglichst proppern Soldaten, und der alte gute Meister that sich auf dieses Resultat seiner Bemühungen nicht wenig zu gut.

Wie schwer es dem Rekruten geworden, wie groß die Selbstüberwindung gewesen, welche ihm dazu hatte helfen müssen, davon ahnte der gute Alte freilich nichts.

Noch ein anderer Umstand hatte auf Walter's Fortschritte einen wesentlichen Einfluß gehabt: nämlich die Verlegung des Exercirens nach einem andern Platze, der dem Auge weder die Aussicht auf eine Statue bot, noch irgend wie die Phantasie beschäftigte, außerdem aber auch die allmälige Gewöhnung an jene Eindrücke, die seine Seele so tief berührten; denn an den Sonntagen und in den übrigen Freistunden durchstreifte Walter alle Orte und Räume, an welchen er Statuen finden konnte. Indem er sich aber mit diesen immer vertrauter machte, hellte es sich auch in seiner Seele mehr und mehr auf; seine große Vorliebe für diese Art Kunstwerke und der sich steigernde Drang, Aehnliches zu bilden, erfüllten ihn mit der Ueberzeugung, Talent für diese Kunst zu besitzen, und

er brannte vor Begierde, dasselbe auf irgend eine Weise zu prüfen.

Wie aber? Das war eine schwer zu erledigende Frage. —

Meister Abraham freute sich im Stillen über das veränderte Wesen seines Einquartierten; denn obgleich derselbe meistentheils in sich gekehrt und zu längern Gesprächen wenig geneigt war, zeigte er doch mit der Zeit eine größere Theilnahme an dem Leben und eine behaglichere Stimmung, und der Meister glaubte, dies seinen Bemühungen um den jungen Mann beimessen zu dürfen. Er ahnte nicht, daß er nur einen gewissen Antheil an dieser wohlthätigen Veränderung hatte, und der Zufall, die Liebe und vor allem der mehr entfesselte Genius in Walter dieselbe bewirkte.

Zwar hatte der letztere, seinem Vornehmen getreu und in der Ueberzeugung, seine Neigung für das Zeichnen und die Kunstwerke sei nur eine Schwäche, den Meister mit seinem Vorsatz bekannt gemacht, sowol das Zeichnen, als auch den Gedanken an eine fernere künstlerische Ausbildung aufzugeben, was der alte Mann als sehr vernünftig lobte, und einige Tage hatte Walter wirklich den Zeichnenstift nicht in die Hand genommen. Das war aber auch die längste Zeit des Feierns gewesen; dann aber verging kein Tag, an welchem er seiner Lieblingsneigung nicht, und wenn es auch nur kurze Zeit war, gehuldigt hätte.

Obgleich er sich dieses Nachgebens halber Vorwürfe

machte, so besiegte dennoch der innere Drang, die Nothwendigkeit, einen Ausdruck für sein tiefstes Seelenleben zu gewinnen, Vorsätze und Vorwürfe. Es ging nun schon einmal nicht anders, mochte auch der Meister, wenn er ihn darüber ertappte, ihm ein ganz eigenthümliches Lächeln entgegenbringen; er erduldete auch selbst dieses, so sehr es ihn verletzte, und zeichnete fort.

Meister Abraham sagte kein Wort, und hütete sich auch endlich, ihm das frühere Lächeln zu offenbaren, oder das Gespräch auf sein Zeichnen zu bringen, und so ergab sich denn Walter wieder ganz ungestört seiner Neigung, als ihm durch des Meisters Tochter der vortrefflichste Vorschub dafür geboten wurde.

Ernestinens große Zuneigung zu Walter steigerte sich im Verlauf der Zeit bis zur innigsten Liebe, und das dem Weibe innewohnende Gefühl, dem geliebten Gegenstande irgend etwas Liebes und Gutes zu bereiten, hatte auch sie schon lange daran denken lassen, für Walter irgend eine abgesonderte Stube oder wenigstens Kammer zu besorgen, damit die Gemeinschaft mit den Gesellen aufhörte und er für die Ausübung seines Talentes einen ruhigen und ungestörten Ort erhielt. Denn oft hatte sie ihn in der mit Gegenständen überfüllten Kammer auf dem Bette sitzend angetroffen und gesehen, wie er emsig zeichnete, ohne doch die dazu erforderliche bequeme Vorrichtung zu haben; oft auch mußte sie zu ihrem Verdruß die Anspielungen der Gesellen über seine Bemühungen und

die Zeichnungen selbst hören. Walter ließ Alles ruhig über sich ergehen, ohne ein Wort zu erwidern, und schien dadurch selbst nicht einmal sonderlich unangenehm berührt zu werden; Ernestine jedoch wußte wohl, wie sehr den lieben Walter so etwas schmerzte. Daher frohlockte sie, als zufällig ein Stübchen auf dem Hof leer wurde, und sie dem Vater den Vorschlag machen konnte, dem Einquartierten dasselbe zur Wohnung zu geben, denn sie meinte, daß es bei einem jungen Mann, wie Walter, der so anständig und gebildet wäre und dem Vater die Zeitungen so schön vorzulesen verstände, die Menschenpflicht erheische, ihn seinem Stande gemäß unterzubringen.

Sie wußte alle diese Gründe dem Meister so beredt und geschickt vorzutragen, daß dieser mit einem ganz absonderlichen Schmunzeln dem herzigen Mädchen in die Augen schaute, so daß Ernestine die ihrigen senken mußte, und dann lachend meinte: sie möchte nur nach Belieben schalten.

So war denn das Stübchen durch ihre Bemühungen sehr schnell in die behaglichste Ordnung gesetzt worden, und der Meister konnte dem vom Exerciren zurückkehrenden Walter, der eine so glückliche Veränderung seiner Lage, die er freilich schon sehr, sehr lange herbeigewünscht hatt, nicht ahnte, noch am Abende desselben Tages in die neue Wohnung führen und den Dank des auf das freudigste Ueberraschten entgegen nehmen.

Der Meister, kein Freund dankbarlicher Ergießungen, lehnte daher auch die Walter's ab und meinte lachend, er hätte das mit seiner Tochter abzumachen, da er selbst wenig zu der ganzen Geschichte beigetragen, und überließ, hinausgehend, den jungen Mann seinen Empfindungen und Gedanken. Und wie angenehm waren diese! Denn als Walter sich in dem Stübchen umschaute, bemerkte er außer seinem reinlichen Lager und den sonstigen nothwendigen Gegenständen eines Ameublements auch einen soliden und möglichst großen Tisch in der Nähe des Fensters, der ein vortreffliches Licht empfing und zugleich seine Zeichnenapparate in der schönsten Ordnung schauen ließ. Ein Glas mit frischen Blumen, das auf dem Fenstersims stand, ließ die weibliche Ordnerin des Zimmers sogleich erkennen.

Das Gewehr noch in der Hand, hatte Walter sich umgeschaut, und das Wohlthuende dieser Umgebung, die angenehme Aussicht für die Zukunft und überwallende Dankempfindungen für die zarte und liebevolle Fürsorge feuchteten sein Auge.

In diesem Augenblick ertönte Ernestinens sanfte Stimme:

„Nun, habe ich es Ihnen so recht gemacht?“ fragte sie und schaute ihn freundlich an.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr erfreut ich über Alles bin,“ antwortete Walter und reichte ihr die Hand, die sie in die ihrigen schloß und drückte.

„Sie werden freilich noch so Manches ändern müssen, was ich nicht zu ordnen verstand,“ meinte sie, als sie sein feuchtes Auge bemerkte — „aber, fügte sie hinzu, — „das wird bald gethan sein. Sagen Sie mir nur hübsch, was ich Ihnen noch besorgen oder machen könnte. Ich thue es gewiß sehr gerne.“ —

„Es ist ja Alles schön und gut, und ich verdanke es Ihnen, liebe Ernestine, daß ich nun wieder recht fleißig werde zeichnen können,“ sprach er weich, „wie kann ich Ihnen dafür danken.“ —

„Denken Sie doch nicht daran!“ warf sie hin; „ist ja nicht der Rede werth.“

Walter drückte ihr, als sie sich entfernte, die Hand, und bedachte, wie sehr er dem Zufall für die Gunst, bei so guten Leuten einquartiert worden zu sein, danken müßte. Er ahnte nicht, daß die in Ernestinen erwachte Liebe die Schöpferin von Allem sei; denn ihm selbst war dies Gefühl noch fremd, und darum erkannte er es auch nicht in Ernestinen. —

Jetzt begann für ihn ein ganz neues Leben. Hier ungestört und von der nothwendigen Bequemlichkeit begünstigt, benutzte er sogleich den ersten Ruhetag, um seine früheren Zeichnungen zu besichtigen, sie mit den in der letzten Zeit verfertigten zu vergleichen, sich klar zu machen, wo es ihnen noch fehlte, indem er sie an den vollendeten Kunstwerken prüfte, und schritt so mit überraschender Schnelligkeit in seinen Studien vor.

Wenn ihn der Abend über seine Bemühungen überraschte und er mit einem verklärten Gesicht und dem glücklichsten Gefühl die gelungenen Arbeiten betrachtete: wer hätte sich über einen Menschen nicht freuen sollen, der die Freuden der Jugend, die Genüsse einer Residenz einer tiefen, edlen Neigung opferte, und sein herrlichstes Leben nur allein in einer solchen Beschäftigung fand!

Meister Abraham pflegte an den Sonntag-Nachmittagen gerne mit Ernestinen einen Spaziergang in's Freie zu machen, um gelegentlich ein Stündchen in einem öffentlichen Garten bei einem Glase Bier, während er sich die geputzte Welt beschaute, zuzubringen.

Er sah es gern, wenn Walter den Dritten dabei abgab, und Ernestine war wohl noch erfreuter darüber, als der Vater selbst. Denn gewöhnlich erschien alsdann Walter in seiner bürgerlichen Kleidung, die ihm viel besser stand und worin sie ihn so gerne sah. Daher geschah es denn nicht selten, daß der Meister an seine Thür klopfte, oder ihm ohne alle Komplimente bei den Arbeiten selbst einen auffordernden Besuch machte, um ihn zur Theilnahme an dem Gange einzuladen.

Wenn Walter ihm alsdann mit verklärtem Gesicht die Zeichnungen hinhielt und Meister Abraham die Brille aufsetzte und sich die Striche und Figuren mit großer Bedächtigkeit betrachtete, und sie endlich sehr

lobte: dann leuchtete Walter's Auge; er wurde gesprächig und schritt bald in der fröhlichsten Stimmung nebem dem lieben Alten her, der sich in seiner kindlichen Einfalt gestand, den jungen Menschen mit sammt seinem Treiben nicht begreifen zu können und den Glauben gewann, daß es in der Menschennatur doch noch so Manches geben müsse, was ein gewöhnlicher Verstand nicht zu begreifen vermöchte.

Ernestine äußerte sich niemals darüber; sie fühlte zwar, daß das, was Walter gezeichnet hatte, sehr schön sein müßte; doch wußte sie sich dafür keine Gründe anzugeben, und wäre auch durch weniger gelungene Arbeiten vollkommen zufrieden gestellt worden.

Glücklich über seine Zufriedenheit und die Art, den Lebensgenuß in einer solchen Beschäftigung zu finden, hätte sie für einen Sonntag Nachmittag, den sie in seiner Gesellschaft verleben durfte, und wo er seinen ganzen frohen, lieben Menschen unbefangen vor ihr erschloß, alle Statuen der Residenz hingegeben.

In diesem harmlosen Leben gingen ihnen ein paar Monate rasch dahin. Walter's Gesichtsfarbe hatte in der letzten Zeit mit der Zunahme seiner Zufriedenheit auch an Frische gewonnen, seine Gestalt war kräftiger geworden, und Ernestinen's Blicke schauten dem Davongehenden oft mit Wohlgefallen nach.

Aber ihre Freude sollte nicht lange dauern, denn bald nahm sie an Walter eine größere Verschlossenheit, einen geringeren Appetit und eine beunruhigende Blässe

seines lieben Gesichtes wahr, die sie sich durchaus nicht erklären konnte, und worüber ihr auch der Meister keine Aufklärung verschaffte, da er selbst nicht wußte, was er von dieser Veränderung halten sollte.

Sie bemerkte überdieß, daß Walter sehr wenig oder fast gar nicht mehr zeichnete, sondern überraschte ihn häufig nachdenkend und unthätig.

So gern sie ihn auch aus dieser trüben Stimmung befreit hätte, erachtete sie es dennoch für aufdringlich, ihn um den Grund seines Trübsinns zu befragen, und bemühte sich, ihn auf alle mögliche Weise aufzuheitern.

Dies gelang ihr doch trotz aller Mühe und Liebe nicht, und sie war um so betrübter darüber, da Walter ihre und ihres Vaters gute Absicht nicht einmal zu bemerken schien. Sie ahnten den Anlaß dieser Veränderung nicht.

Die Unmöglichkeit, sich dasjenige Material zu verschaffen, aus welchem Walter seine Figuren bilden wollte und konnte, hatte diesen Trübsinn in ihm erzeugt.

Das Zeichnen war ihm zum Ueberdruß, und der Drang, das zu bilden, wozu ihn der erstere zwang, so mächtig in ihm geworden, daß seine Seele unter dem Dichten und Trachten, sich dergleichen zu verschaffen, nicht unbedeutend litt.

Aber sein trüber Seelenzustand übte auch auf sein militairisches Verhältniß einen nachtheiligen Einfluß aus.

Durfte er sich auch so lange mit Bombe's Zu-

friedenheit, dessen Sektion er angehörte, schmeicheln, und hatten ihm nur kleine Dienstvernachlässigungen und Unaufmerksamkeiten geringe Vorwürfe bereitet, so nahmen die letztern jetzt durch seine häufigen Versehen in einem Maaße zu, daß er darüber oft die bitterste Reue fühlte, weil er sich gestehen mußte, sich dieselben durch eig'ne Schuld zugezogen zu haben.

Sein ernstliches Vornehmen fruchtete ihm wenig; es ging mit ihm trotz alledem doch nicht viel besser, und er hatte es nur der Nachsicht Bombe's und seines Compagniechefs zu verdanken, wenn er so lange vom Arrest frei blieb. Aber Bombe hatte ihn im Vertrauen bereits darauf vorbereitet und ihn ermahnt, sich zusammen zu nehmen, sonst stände er für gar nichts.

Walter litt entsetzlich und sah keinen Ausweg, um sich aus seiner Lage zu retten, die ihn fast erdrückte.

Mit einem verzweifelten Herzen über die so eben wieder von dem Hauptmann erhaltenen und, wie er sich zu seinem Leiden gestehen mußte, wohlverdienten Zurechtweisungen hatte er sein Gewehr einem Kameraden mit der Bitte übergeben, dasselbe zu seinem Meister zu bringen, und durchirrte die Anlagen in der Nähe der Residenz, brütend und mit seinem Dasein zerfallen. Was sollte er noch auf der Welt, konnte er doch nicht das werden und sein, wozu ihn die Natur geschaffen hatte! Wie ekelte ihn sein Dienst an, der ihm nicht die geringste Erquickung für all sein Mühen zu gewähren vermochte!

Er fühlte, seine Lage mußte sich entweder bald auf erwünschte Weise ändern, oder er den Verhältnissen erliegen. Ueber sein Brüten und Leiden überraschte ihn der Abend, müde und erschöpft trat er den Rückweg an.

Ohne sich um das Menschengewühl in den Straßen zu kümmern, ging er in sich gekehrt fort. Da nöthigte ihn ein plötzlich entstehender Auflauf, still zu stehen. Ein rasch daher sprengender Reiter war gestürzt, und man bemühte sich, denselben wieder auf die Beine zu bringen. Während er die Verminderung des Gewühls abwartete, schaute er um sich und nahm ein großes Gebäude mit mächtigen hellen Fenstern wahr, durch welche er Köpfe, Arme und Büsten von Statuen erblickte, welche in den Räumen daselbst aufgestellt waren.

Als er sein Auge nach dem Eingang des Gebäudes richtete, entdeckte er zu seiner großen und freudigen Ueberraschung, daß er sich vor der Kunst-Akademie befand, wohin er aus Unbekanntschaft und aus Mangel an Muße noch nicht gelangt war. Das Verlangen, die Statuen und die innere Einrichtung des Gebäudes zu betrachten, erwachte in ihm so mächtig, daß er sich in dem nächsten Augenblick schon an einen in dem Eingang stehenden Mann mit der Frage wandte, ob er wol eintreten dürfte, und als er von demselben vernahm, daß der Eintritt Keinem verwehrt sei, sich auch sogleich hinein begab.

Mit raschen Schritten näherte sich Walter den inneren Räumen und befand sich bald unter einer Sammlung der herrlichsten Bildwerke. Leid und Kummer waren vergessen; seine ganze Seele genoß und ging in der Lust der Befriedigung auf.

Weiterschreitend bemerkte er einen jungen Mann, ungefähr in seinem Alter, der an einer Kopie eines Bildwerks arbeitete und diese aus Thonmasse formte. Er hätte vor Entzücken laut aufjauchzen mögen; denn nun war er gerettet, nun hatte er das Material endeckt, das ihm Gelegenheit zu den gewünschten Arbeiten bot.

Mit einer Entschuldigung näherte er sich dem Arbeitenden und bat um die Erlaubniß, ihm zusehen zu dürfen.

Lächelnd gewährte ihm der Kunstjünger diese Bitte und arbeitete, nachdem er einen geringschätzenden Blick auf den Soldaten geworfen hatte, ungestört und ohne sich um ihn zu kümmern fort.

Walter verfolgte mit der höchsten Aufmerksamkeit jede Bewegung des Griffels, die der Schüler machte, verglich das bereits Vollendete mit der Arbeit und verharrte in diesen Bemühungen, bis die eintretende Dunkelheit den Schüler zum Aufhören nöthigte.

„Sie scheinen viel Gefallen an solchen Arbeiten zu finden“ — meinte der Letztere, während er die Geräthschaften zusammen legte.

Walter gestand ihm, daß es so wäre, und ersuchte

ihn zugleich schüchtern, gütigst zu erlauben, noch öfter ein Zuschauer derselben sein zu dürfen.

Lachend erwiderte ihm der Akademiker, der keine Ahnung weder von dem, was in Walter vorging, noch von dem großen Werth dieses Zusammentreffens für denselben hatte, wegen solcher Lappalien gar keine Umstände zu machen. Wenn ihm das Zusehen wirklich Vergnügen gewährte, sollte er nur so oft, als es ihm beliebe, hierher kommen. Er arbeite täglich in diesem Zimmer und würde ihm noch manche schöne Statuen und Bildwerke zeigen, die von den Besuchern gar nicht aufgefunden würden.

Mit einem glücklichen Herzen begleitete Walter den jungen Mann noch eine lange Strecke seines Heimweges und kam erst mit Anbruch der Nacht nach seinem Quartier.

„I, potz Blitz, was ist denn los!?" rief Meister Abraham laut auflachend, als Walter in großer, freudiger Aufregung in die Stube trat und die ihm entgegen eilende Ernestine ohne Umstände in die Arme schloß und sogar küßte, und darauf dem Meister mit freudestrahlenden Blicken beide Hände hinreichte.

„Was ist denn los?" wiederholte er, die dargebotenen Hände herzlich schüttelnd — „ist Ihnen denn so ganz was Apartes begegnet?"

„Ja, Meister, ja. Sie sehn, ich bin glücklich," erwiderte Walter in aufgeregtem Tone, indem er sich zugleich nach Ernestinen wandte und nicht wenig Lust

offenbarte, dieselbe noch einmal auf die frühere herzliche Weise zu begrüßen.

Ernestine schaute ihn mit einem nicht minder verklärten Gesicht an und schien in großer Spannung die Mittheilung des Anlasses seiner Freude zu erwarten.

Bald erfuhr sie denn auch Alles, was ihm begegnet war, und theilte nun sammt ihrem Vater das Glück des jungen Mannes, der ihnen nichts verschwieg, was ihn so lange gehärmt hatte, nun aber auch der schönen Hoffnung lebte, daß es mit ihm wieder in jeder Beziehung ganz gut gehen würde, und eine vollständige Aussöhnung mit Bombe gar keine Frage mehr sei.

Meister Abraham schüttelte in seiner Ueberraschung nachdenklich das mit spärlichem weißem Haar bedeckte Haupt, während er das Käppchen hin und rückte, als ob er nicht recht begreifen könnte, wie solche Dinge einen Menschen so aus aller Fassung und Wesen zu bringen im Stande wären, und schaute Walter häufig prüfend von der Seite an, als ob er sich von der Wahrheit des Erlebten nochmals recht gehörig überzeugen mußte.

Was sollte er aber sagen — was war dabei überhaupt zu sagen — er mußte ihm seinen Willen lassen, kam dabei heraus, was da wollte, die Zeit mußte es lehren. Während sich Walter mit Ernestinen unterhielt, erinnerte er diese, das Abendessen zu besorgen, da Walter wahrscheinlich mit einem leeren Magen

nach Hause gekommen sei, und Ernestine eilte fort, weil sie das für eben so nothwendig, als er selbst, erachtete.

Als sie nun alle drei ganz fröhlich bei dem Mahle saßen, und Walter statt des Abendessens sein Mittagbrod vorgesetzt bekam, da er seit dem Morgen nicht nach Hause gekommen war, theilte ihm denn Ernestine in ihrer Herzensfreude auch die große Besorgniß mit, mit welcher sie und auch der Vater sein Ausbleiben gefühlt hätten, und wie dieselbe immer größer geworden, als Stunde um Stunde verging, selbst der Abend schon da gewesen sei, und er dennoch nicht gekommen wäre. Sie bezeichnete nämlich des Vaters Unruhe als sehr groß und plauderte aus, wie er nach der Arbeit bald vor der Thüre, bald am Fenster, bald auf dem Flur sinnend und singend gestanden, und nicht recht gewußt habe, wie er davon loskommen könne, da ihm selbst seine Abendspeise keine Beruhigung mehr habe verschaffen können, und sie mit den ausgetauschten Vermuthungen über den Grund seines ungewöhnlich langen Ausbleibens längst am Ende gewesen wären.

Es war eine frohe Stunde, welche die lieben Menschen in diesem Austausch mit einander verlebten, und die Zuneigung, welche der Meister für seinen Einquartirten hegte, offenbarte sich heute auf eine so sichtliche Weise, daß Ernestine oftmals über das Benehmen des Vaters lächeln mußte, der sich dadurch

selbst verleiten ließ, Anordnungen für die Häuslichkeit anzugeben, die sich jedoch lediglich auf Walter's Bequemlichkeit bezogen, was er früher noch niemals gethan hatte.

Von dieser Zeit an ging es mit Walter's Dienstleistungen wieder möglichst gut. Bombe söhnte sich mit dem wieder propper aussehenden Menschen aus und wünschte nur, daß er an dem Exercitium eine wirkliche Lust gezeigt hätte. Dahin konnte er es jedoch trotz seiner vortrefflichen Schule mit dem Menschen nicht bringen. Es war und blieb in den Bewegungen desselben immer ein gewisses mechanisches Wesen, das einmal nicht heraus zu treiben war, weder mit Freundlichkeit noch mit Donnerwettern. Kurzum, Bombe hatte mit seinem anfänglichen Urtheil über ihn vollkommen Recht gehabt: der Rekrut hatte kein Soldatenblut, und es war an ein „Ehreeinlegen" mit demselben nicht zu denken, damit Punktum.

Daß Walter keine nur irgend von seinem Dienst abzustehlende Zeit vorüber gehen ließ, um sie für die Besuche in der Akademie zu verwenden, darf wol kaum erwähnt werden, und der Kunstjünger schien an dem stillen, jedoch aufmerksamen Zuschauer einen ganz angenehmen Gesellschafter zu finden, wenigstens spornte derselbe seinen Fleiß an und gab ihm Anlaß, durch die Beantwortung der häufig von Walter an ihn gerichteten Fragen über die Art und Weise, mit dem Material umzugehen, sein künstlerisches Wissen geltend

zu machen. Walter hatte die Frage, ob er sich auch in derartigen Dinge versuche, verneint und eben so wenig verrathen, wie groß die Neigung zur Ausübung des ihm innewohnenden Talentes sei; erst nach längerer Zeit vertraute er ihm, wie es in dieser Beziehung mit ihm stände, und zeigte ihm zugleich einige seiner Zeichnungen. Die letzeren gefielen dem Akademiker, und er suchte ihn für die Ausführung leichter Modelle zu bestimmen.

Walter wurde durch diesen Vorschlag bestimmt, sich von ihm das nöthige Material dazu zu erbitten, das er mit nach Hause zu nehmen beabsichtigte, um daselbst nach seinen Zeichnungen zu modelliren. Dasselbe ward bald herbei geschafft und in seine Wohnung getragen, und nun begann für Walter ein ganz neues, frisches Leben.

Wie nun alle besonderen Talente, die ihre Ausbildung aus sich selbst schöpfen müssen, meistens statt mit den leichtesten Arbeiten und Versuchen zu beginnen, sich gerade an die schwierigsten zuerst zu machen pflegen, so auch Walter.

Nachdem er die Statuen in dem Schloßgarten kennen gelernt hatte, war es sein einziges Trachten, diese Kunstwerke zu modelliren; deshalb hatte er sich so ununterbrochen mit ihnen beschäftigt und sich die verschiedensten Zeichnungen von ihnen entworfen.

Leider war es ihm nicht möglich, die Statuen in der nächsten Nähe zu betrachten, da wegen der An=

wesenheit des Hofes der Schloßgarten von dem Publikum nicht besucht werden durfte. Er mußte sich also mit dem Modelliren nach seinen Zeichnungen begnügen.

Was dem Anfänger gewöhnlich sehr schwer wird, gelang ihm mit großer Leichtigkeit, und bald hatte er die große Freude, zwei möglichst gute Modelle der Minerva und Flora vor sich zu sehen. Freilich fehlte denselben noch unendlich viel, um einen bescheidenen Vergleich mit den Originalen auszuhalten; es war aber doch schon der Anfang gemacht und er überzeugt, daß es bald besser mit ihm gehen würde.

Und er hatte sein Talent in der That nicht überschätzt. Mit jedem neuen Versuch, den er anstellte, entwickelte sich dasselbe mit großer Schnelligkeit, und die gewonnenen Resultate erfüllten ihn mit den besten Hoffnungen für die Zukunft.

Meister Abraham lachte freilich nicht wenig, als er mit einem mal allerhand Puppen auf seines Einquartierten Tisch erblickte, und beguckte die schnurrigen Dinger, als ob er eine Weihnachtsbescherung für seine kleine „Tine" einzukaufen gedächte; doch wußte er dem so ernsthaft und mit großem Fleiß Arbeitenden darüber nichts zu sagen und ließ ihn gewähren.

War Walter doch jetzt ein ganz anderer Mensch geworden: sanft, gesprächig, kümmerte sich sogar um das Putzen des Lederzeugs und des Gewehrs und konnte über ganz gewöhnliche Dinge, wie ein anderer vernünftiger Mensch sprechen.

Ernestine betrat nie Walters Stube, wenn derselbe zu Hause war; da sie aber die Ordnung in derselben zu erhalten hatte, mußte sie täglich hineingehen und sah dann auch natürlich auch die Resultate seiner Bemühungen.

So aufrichtig und innig auch ihre Freude über die Zufriedenheit des von ihr geliebten jungen Mannes war, so seufzte sie doch bisweilen, wenn sie sich sagen mußte, daß sein Denken und Fühlen fast ganz allein, wie es wenigstens den Anschein hatte, von dieser Beschäftigung ausgefüllt wurde; denn verhehlen konnte sie es sich, trotz aller triftigen Gründe für das Gegentheil, nicht, von Walter eigentlich keine rechten Beweise seiner Gegenliebe erhalten zu haben.

Die damalige Begrüßung, wobei er sie so herzlich geküßt hatte, war doch nur als eine Aufwallung zu betrachten, und sie wünschte recht von Herzen, er möchte von der so großen Vorliebe für seine künstlerische Beschäftigung auch ein Theilchen zu ihren Gunsten opfern, und schaute die Puppen fast mit einem unfreundlichen Blick an.

Walters Fortschritte nahmen von Woche zu Woche zu, und als er dem Akademiker eins seiner gefertigten Modelle zur Beurtheilung vorzeigte, erstaunte dieser nicht wenig über sein Talent und spornte ihn dadurch zu dem rastlosesten Fleiß an.

Der herrannahende Geburtstag Meister Abrahams erweckte in Walter den Wunsch, denselben zu model-

liren, um ihm dadurch eine kleine Freude zu bereiten; zugleich hegte er die Absicht, seine Geschicklichkeit auch in dieser Beziehung zu prüfen und durch das genaueste Studium der Person seinem Modelle die höchste Naturwahrheit zu verleihen.

Welche Figur hätte sich zu diesem Versuch überhaupt besser geeignet, als eben diejenige des Meisters, — war doch dessen Erscheinung eine so ehrwürdige, herzgewinnende und so recht wie für seinen Zweck geschaffen.

Sehr bald machte er sich also heimlich an die Arbeit, und der alte Meister hatte keine Ahnung, weshalb ihn Walter jetzt so oft und schärfer, als gewöhnlich, betrachtete.

Walter gedachte, diese Figur viel größer, als die frühern zu fertigen, und sie gelang ihm so vortrefflich, daß er sich dadurch ganz beglückt fühlte.

Eben so wenig als der Meister ahnte Ernestine etwas von Walters Vorhaben und wunderte sich nur, daß sich derselbe ein paar Mal nach dem Geburtstage des Vaters erkundigte, da sie sich nicht entsinnen konnte darüber mit ihm gesprochen zu haben, und eben so wenig überzeugt war, daß ihr Vater je darüber ein Wörtchen hätte fallen lassen, weil das schon einmal so seine Art war. Trotzdem hatte es der alte Meister gern, wenn man seiner an diesem Tage gedachte, und war für die geringste Aufmerksamkeit von Herzen dankbar, nur durfte er nicht die mindesten

Vorbereitungen dazu entdecken, dann war ihm die Freude schon geschmälert.

Da Ernestine aus Walters Frage ganz richtig auf dessen Absicht schloß, ihren Vater zu erfreuen, ohne doch dessen eigentliches Vorhaben zu ahnen, so unterließ sie auch nicht, ihm die nöthigen Winke über sein Verhalten zu geben, und er merkte sich Alles wohl.

So kam denn der Geburtstag heran, und Meister Abraham blickte aus seinem Alkoven durch die geöffnete Thür in die von der hellen Morgensonne erleuchtete Wohnstube und lächelte wohlgefällig über den heitern Tag und die festlich geschmückte Stube, in der er früh Morgens so viele leise Tritte und behutsames, heimliches Flüstern vernommen hatte und wohlweislich sich weder im Bette bewegte, noch die Vorhänge an demselben lüftete, um seiner Tochter die Freude nicht zu verderben.

Jetzt trat er in seinem gewöhnlichen Anzuge in die Stube, in der sich Niemand befand, und wollte wie immer nach dem Fenster schreiten, um nach dem Himmel zu schauen, als sein Auge die von Walter modellirte Figur entdeckte, die derselbe auf einem kleinen Tisch unweit des Fensters aufgestellt und mit einem kleinen Kranz verziert hatte; und in welcher er sich sogleich bis in alle Einzelheiten seines Anzuges selbst erkannte.

Stumm und starr blieb er davor stehen und wußte seinem Erstaunen anfangs gar keinen Ausdruck zu geben.

„I, da soll doch gleich!" platzte er in seiner Freude endlich heraus, und schlug sich mit beiden Händen auf die Knie.

„Das ist ein Stück von Walter!" fügte er überzeugungsvoll nach einer kleinen Pause hinzu und blickte schärfer nach der Figur hin.

„Getroffen!" rief der Genannte, der mit Ernestinen hinter des Meisters Rücken durch die Thür leise eingetreten war.

„I, Sie Tausendsassa, wie haben Sie das gemacht?" fragte der Alte, indem er Walter mit vor Freude gefeuchtetem Auge in die Arme schloß.

„Sind Sie mit mir zufrieden?" fragte Walter.

„Was zufrieden? Werde ein Mensch aus Ihnen klug!" sprach der Meister und hätschelte ihn, „gehen Ihnen die Geschichten so von der Hand, dann kann es Ihnen dereinst nicht fehlen!"

„Das gebe Gott!" beherzigte Walter, und schlug in die ihm von dem Meister dargebotene Rechte.

Dieser hatte über die nicht geahnte Ueberraschung Ernestine fast vergessen, die nun herbei kam, um ihm mit einem herzlichen Kuß zu gratuliren und das Geschenk zu überreichen.

So sehr ihm auch Alles, was ihm seine Tochter Liebes bereitete, Freude machte, heute jedoch mußte sie seinem Einquartierten nachstehen, so groß war der Eindruck, den er durch dessen Geschenk empfangen hatte.

Immer und immer besah er sein Ebenbild und

konnte gar nicht begreifen, wie Walter hier das Käppchen, die Haare, das ganze Gesicht, selbst die Knöpfe am Rock, Schürze und Schuhe so ganz den seinigen ähnlich habe bilden können, und nannte ihn einmal über das andere seinen „Tausendsassa.“

Die Figur war, ohne daß Walter sich dessen bewußt geworden, ein kleines Kunstwerk, das des Verfertigers außergewöhnliches Talent bekundete; ein dem Auge wohlgefälliger und dem Gegenstand entsprechender Anstrich erhöhte überdies den Reiz, den sie auf den Beschauer ausübte.

Meister Abraham entließ für heute und die nächste Zeit keinen Besuch, ohne denselben mit dem Kunstwerk seines Einquartierten bekannt gemacht zu haben, und es war seine größte Freude, wenn die Leute ihr Erstaunen darüber nicht verhehlen konnten und den Künstler über die Maßen lobten.

Der Akademiker, dem Walter die Figur zeigte, wußte anfangs nicht, ob er den letztern für den Verfertiger derselben anerkennen sollte; als ihm jedoch Walter bei allen Musen und selbst bei Apollo versicherte, der Schöpfer desselben zu sein, und noch hinzufügte, daß er ihm eigentlich diese Fortschritte zu verdanken hätte, wurde der junge Mann ganz still und meinte nur, er solle doch so bald als möglich zusehn, akademische Studien zu machen. Aber daran konnte Walter nicht denken. Er hatte noch über zwei Jahre als Soldat zu dienen; wie sollte er da die Akademie

besuchen? — Er mußte schon zufrieden sein, sich auf diese Weise weiter fort zu bilden.

Der so glückliche Erfolg dieser Arbeit verdoppelte das Verlangen in ihm, die beiden Statuen in dem Schloßgarten ganz in der Nähe zu betrachten, um danach seine Zeichnungen zu verbessern und sich mit den Einzelheiten derselben genau vertraut zu machen; leider konnte er dasselbe aus den bereits angegebenen Gründen nicht befriedigen. Alle Versuche, in den Garten zu gelangen, um ungestört seinen Zweck zu verfolgen, scheiterten wegen der Anwesenheit des Hofes, und er mußte sich auf eine passendere Zeit vertrösten. Ohne zu ahnen, daß diese schon so nahe sei, zeigte ihm Bombe durch eine ermahnende Mittheilung die Möglichkeit, seinen Wunsch zu erfüllen. Beim Appell zog er ihn nämlich auf die Seite und theilte ihm mit, wie sie an dem nächsten Tage einen ganz besondern Dienst haben würden, der die vollste Aufmerksamkeit eines Jeden beanspruche, und ermahnte ihn, sich darauf gehörig vorzubereiten. Sie hätten morgen die Ehre, Schloßwache zu thun, und da müßte man die Augen überall haben, weil man gar nicht wissen könne, ob nicht vielleicht der König oder sonst eine hohe Person an dem Posten vorüber käme, damit die Honneurs in der reglementsmäßigen Weise gemacht würden und nicht etwa ein Versehn oder Verstoß vorfiele, worauf strenger Arrest stand. Walter beruhigte ihn mit der Versicherung, das Möglichste zu leisten, und kehrte mit

der angenehmen Hoffnung nach Hause, vielleicht durch seinen Posten in die Nähe der Statuen zu gelangen, und so seine Zeichnungen vergleichen und verbessern zu können. Ehe er am folgenden Morgen von Hause ging, steckte er daher die angefangenen Zeichnungen und einen Stift zu sich und bezog, so für den glücklichen Fall mit dem Nöthigen versehen, die Schloßwache.

Die Postennummer traf ihn wirklich so, daß er zwischen fünf und sieben Uhr Abends in der Nähe des Pavillons und der Statuen zu stehen kam.

Die Freiheit der Posten, hin und her zu gehn, wollte er denn auch, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß Niemand von der königlichen Familie in dem Pavillon sich befände, sogleich so weit als möglich ausdehnen, um zu den Statuen zu gelangen. Es ließ sich das leichter ausführen, als er gefürchtet hatte; die Entfernung bis zu denselben war eben nicht weit.

Im Garten ließ sich Niemand sehen, und die Stille ringsum wurde selbst im Verlauf einer halben Stunde durch das Erscheinen irgend einer Person nicht unterbrochen. Das erhob Walters Muth, und fest überzeugt, durchaus keinen Beobachter fürchten zu dürfen, glaubte er sich daher an den Vergleich und die weitere Ausführung seiner Zeichnungen machen zu dürfen. Ueberdies mußte er darauf bedacht sein, die Zeit zu benutzen; denn wer konnte ihm sagen, ob sich ihm bald wieder

eine so prächtige und bequeme Gelegenheit für seinen Zweck darbieten würde. Er bemühte sich daher, einen eben so vortheilhaften als auch sichern Platz für sein Vorhaben ausfindig zu machen, um nicht von der Straße her gesehen und eben so wenig durch das Nahen einer Person überrascht zu werden.

Um diese doppelten Vortheile zu erlangen, gab es nur eine Stelle, und diese befand sich dicht an der Seitenfronte des Pavillons. Als er dieselbe entdeckt und sich wiederholt überzeugt hatte, sicher zu sein, zögerte er denn auch nicht, sein Vorhaben sofort auszuführen.

Er wünschte sich tausend Augen, um die Vergleiche so rasch als möglich zu erledigen; wie wäre das aber bei solchen Kunstwerken möglich gewesen!

Je mehr sein Auge in die Einzelnheiten derselben eindrang und er sie mit den seinigen verglich, um so mehr vertiefte er sich in seine Zeichnung und vergaß endlich darüber den Ort, an welchem er sich befand und die ihm obliegenden Pflichten. Das Gewehr im Arm, hatte er in seinem Eifer und in seiner Vergessenheit das Blatt auf den erhöhten Boden der Veranda gelegt, die sich vor dem Pavillon befand, und zeichnete mit dem größten Fleiß und mit nicht geringerm Geschick. Ungefähr eine halbe Stunde war darüber hingegangen, als aus der Mittelthür der Frontseite des Pavillons eine junge Dame trat, welche in der Absicht, sich abzukühlen, in der laubigen Veranda hin und

her wandelte. Sie betrachtete während dem bisweilen einzelne Topfgewächse und gelangte dadurch auch nach der Seite, auf welcher Walter mit glänzendem Auge den Stift führte. Der Zufall wollte, daß ihr Blick den Emsigen entdeckte, und das von demselben dargebotene eigenthümliche Bild, die Hast, ja Aengstlichkeit, mit welcher er arbeitete, veranlaßten die Dame, bis zur Brüstung der Veranda zu gehn und den Zeichner sowol als die Zeichnung zu prüfen, was sich von ihrer Stelle aus auf die bequemste Weise, ohne daß sie bemerkt werden konnte, bewerkstelligen ließ.

Setzte es die Dame schon in Erstaunen, einen gemeinen Soldaten, der offenbar ein Wachtposten war, in einer so ungewöhnlichen Beschäftigung zu überraschen, so wurde dasselbe noch durch einen auf die Zeichnung geworfenen Blick erhöht, da sie in derselben sogleich das ungewöhnliche Talent des Zeichners entdeckte. Die Prinzessin — denn das war die Dame, ein Glied der königlichen Familie — war nicht allein eine große Verehrerin derartiger Künste, sondern besaß selbst eine nicht gewöhnliche Fertigkeit darin, und verfolgte daher mit dem gespanntesten Interesse eine Zeit lang die zeichnende Hand.

Es war natürlich, daß sich dasselbe zuletzt auch auf die Person selbst ausdehnte, und sie erkannte sehr bald in den feinen Zügen, in dem vergeistigten Blick derselben einen der Berufenen in der Kunst, den selbst die grobe Soldatenkleidung nicht verbergen konnte, und

nun war ihr die Mühe, Aengstlichkeit und Hast des jungen Mannes erklärlich. Mit dem sich steigernden Interesse für ihn erinnerte sie sich auch der großen Gefahr, welche das Vergessen seiner selbst, seiner Pflicht und die Entdeckung eines solchen Vergehens für ihn nach sich ziehen würde, und sie überlegte, wie sie den jungen Mann davor schützen sollte, da er selbst nicht im Geringsten daran zu denken schien.

Er hatte in seiner Vergeßlichkeit das Gewehr aus dem Arm genommen und an den Pfeiler gelehnt, um bequemer zeichnen zu können, die Uniform aufgeknöpft und sich auf ein Knie niedergelassen, weil seine Füße von dem Reigen ermüdet waren. Ehe er also durch eine etwa nahende Person aus seinem Eifer erweckt worden wäre, sich erheben und zu dem angewiesenen Platz hätte begeben können, wäre offenbar so viele Zeit verstrichen, daß das Zustandekommen dieser nothwendigen Dinge zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Sie mußte ihn daher so schnell als möglich in seinem Bemühen stören, um ihn vor den üblen Folgen desselben sicher zu stellen. Denn es fiel ihr überdies ein, daß der König mit hochgestellten Personen des Hofes um diese Zeit in dem Garten zu lustwandeln pflegte, Gefahr also in jedem Verzuge sei.

Die Prinzessin war eine eben so feinfühlende, als gütige Dame, und verwarf daher das zunächst gelegene Mittel, den jungen Mann durch einen Diener an seine Pflicht erinnern zu lassen; sie wollte es selbst

thun, um demselben dadurch zugleich jede Besorgniß, entdeckt zu werden, zu nehmen.

Noch überlegend, auf welche Weise sie ihre Absicht am passendsten ausführen könnte, gewahrte sie in der Ferne einen Offizier, der sich dem Pavillon näherte; die vorher bezeichnete Gefahr trat für den Zeichner daher früher ein, als sie das in der That erwartet hatte. Wollte sie denselben also vor einer Entdeckung sicher stellen, so mußte sie schnell handeln. Sie besann sich daher nicht lange und wählte dazu das nächste und einfachste Mittel.

Rasch brach sie einen vollblühenden Granatenzweig von dem nahstehenden Baum ab, nahte sich alsdann eilig der Brüstung der Veranda und warf, von den Laubgewinden verborgen, denselben mit geschickter Hand auf die Zeichnung und betrachtete darauf die Wirkung ihrer so liebevollen That.

Kaum fiel der Zweig auf das Blatt, als Walter sich auch sogleich rasch und in höchster Bestürzung erhob, die Augen spähend umher schweifen ließ, ohne die hohe Warnerin jedoch zu entdecken.

Indem er sich von der so unerwarteten Ueberraschung zu sammeln suchte, vernahm er plötzlich die Tritte des Nahenden. Jetzt wurde ihm seine gefährliche Lage klar; rasch raffte er das Gewehr auf und eilte, ohne die Zeichnung mit zu nehmen, an seinen Platz.

Leider sollte die Prinzessin ihre so wohl gemeinte Absicht nicht erreichen, denn bald vernahm sie die ver-

weisenden Worte des Offiziers und gewahrte, als sie dadurch veranlaßt über die Brüstung der Veranda blickte, wie derselbe den verwirrten jungen Mann über die Vernachlässigung seiner Pflicht zur Rede stellte und die eben nahende Ablösung beauftragte, die nöthige Meldung davon zu machen.

Wie sehr betrübte sie dieser Ausgang. Es schmerzte sie tief, daß der augenscheinlich nur durch seine edeln Triebe zu der Pflichtverletzung verleitete junge Mann jetzt der harten soldatischen Bestrafung preis gegeben worden sei, und ihr mitleidvolles Herz überlegte sogleich, ob sie denselben nicht vielleicht durch ihre Fürsprache davon zu befreien vermöchte und zugleich eine bessere Gestaltung seiner Behältnisse herbei führen könnte. Da fiel ihr Auge auf die zurück gebliebene Zeichnung und von dem Verlangen erfüllt, dieselbe näher zu betrachten, um daraus ein Urtheil über das Talent des Zeichners zu schöpfen, begab sie sich in den Garten. Sie hob die Zeichnung auf, und schon der nur flüchtig auf dieselbe geworfene Blick überzeugte sie, in diesem Fall ein wirkliches und nicht gewöhnliches Talent entdeckt zu haben.

Von Interesse dafür erfüllt, begab sie sich wieder nach der Veranda, und indem sie hier die Musterung des Bildes fortsetzte, befestigte sich ihr früheres Urtheil über das Talent des Soldaten noch mehr, zugleich aber auch ihre früher bezeichnete liebevolle Absicht, dem Letztern zu helfen.

Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung und des Nachsinnens ging sie, das Blatt in der Hand, in den Pavillon zurück, und ihr helles, sinniges Auge verrieth, daß sich in ihrem Köpfchen bereits ein Plan dazu gebildet hatte. —

Walter langte bestürzt und betrübt auf der Hauptwache an. Bombe wollte während des abgestatteten Rapportes über dessen Dienstverletzung fast aus der Haut fahren.

„I, so sollen doch gleich hunderttausend Teufel drein schlagen!" schrie er und schlug die Hände in einander. „Schwante mir doch gleich so etwas," fuhr er fort, „und gab ich dem Menschen darum schon gestern noch ganz besonders Repremanden, weil ich ihm nicht traute. Was hat es nun geholfen! Die ganze Kompagnie ist durch ihn blamirt. Sind mir doch solche Streiche, so lange ich diene, noch nicht passirt!" Und wüthend ging er in der Wachtstube an dem schweigsam und betrübt vor sich hin blickenden Walter auf und ab.

„Ich wette," fuhr er eifrig fort, „der Mensch hat sich schon wieder mit den Puppen zu schaffen gemacht."

Walter's Antlitz verrieth den schmerzlichen Eindruck, den dieser Vorwurf in ihm erzeugte, zugleich bedauerte er auch, nicht einmal die fast fertige Zeichnung zu besitzen. Denn in der Ueberraschung, welche der niederfallende Zweig, noch mehr aber die plötzlich wahrgenommenen Tritte ihm bereiteten, hatte er jene

nur darum liegen lassen, weil er seinen Posten so schnell als möglich erreichen wollte und die Arbeit in der nächsten sichern Minute zu beenden hoffte. Daß die Zeit seiner Ablösung schon so nahe wäre, ahnte er nicht, daher das für ihn so ungünstige Zusammentreffen mit dem Offizier und der Ablösung.

„Mensch, warum stürzen Sie sich mit Gewalt in's Unglück?" fragte Bombe, vor ihm stehen bleibend, und schaute ihn an. „Ich hatte die besten Absichten mit Ihnen," fuhr er in fast gerührtem Ton fort. „Sie haben keine schlechte Figur, wissen Sich anständig zu benehmen und auszudrücken, und mein gutes Herz hätte mich bald verleitet, Sie zum Vice-Gefreiten zu rekommandiren. Sehen Sie, ich hätte Sie in's Avancement gebracht. Sie wären vielleicht dereinst Unteroffizier oder auch Regimentsschreiber geworden, und Ihr Glück wäre für Ihre Lebenszeit gegründet. Damit ist es nun aus, und ich freue mich, nichts für Sie gethan zu haben, denn ich wäre damit in eine schöne Patsche gerathen."

Trotz seines Zornes über die Blamage der Kompagnie that ihm Walter dennoch leid; derselbe hatte sich jedoch die Schuld allein beizumessen, mochte er daher büßen, vielleicht besserte er sich alsdann für immer, er wollte also die Sache gehen lassen, wie sie wollte.

Da Walter nichts erwiderte, so glaubte er ihn noch mit einigen Redensarten traktiren zu müssen.

„Wissen Sie, was Ihrer wartet? Strenger Arrest und zwar auf wenigstens acht Tage. — Da haben Sie's nun. Aber, haben Sie sich die Suppe eingebrockt, mögen Sie sie auch ausessen. Ich kann nichts für Sie thun."

Mit diesen für Walter so wenig tröstlichen Worten schloß Bombe seine Ermahnungen, sich den Bart mit beiden Händen streichelnd; bald darauf brachte auch schon ein an den Hauptmann abgeschickter Soldat die Meldung, Walter vorläufig in den Arrest abzuführen.

Ehe derselbe dem Befehl Folge leistete, erbat er sich von Bombe die Erlaubniß, ein paar Worte an seinen Meister zu schreiben, was ihm dieser nicht verweigerte.

Und Walter schrieb:

„Mein lieber Meister Abraham!

Meine Ihnen bekannte Neigung zum Modelliren verleitete mich, während ich in dem Schloßgarten Posten stand, diese schon so lange sehnlichst herbei gewünschte Gelegenheit zu benutzen, um die entworfenen Zeichnungen der daselbst befindlichen Statuen auszuführen.

Leider ließ mich mein Eifer Alles vergessen, ich bin über meine Pflichtvergessenheit betroffen worden und werde nun wahrscheinlich mit einigen Tagen strengen Arrestes dafür büßen müssen. Seien Sie also nicht unruhig, wenn ich einige Zeit fortbleibe. Ich muß meine Strafe geduldig ertragen, da ich

sie mir durch eigene Schuld zugezogen habe und mich deshalb nur mit der Ihnen genügend bekannten Neigung für eine derartige Beschäftigung entschuldigen kann.

Es war für mich zu verlockend, und so tröste ich mich in meiner Traurigkeit mit dem Gedanken, doch nichts Uebles gewollt zu haben.

Grüßen Sie die liebe Ernestine, und ich laß' sie bitten, die auf dem Fenstersims stehenden Figuren auf den Tisch zu stellen, damit sie nicht von der Sonne leiden.

Auf baldiges Wiedersehen, mein lieber, guter Meister.

Ihr Walter.

Meister Abraham wurde durch diesen Brief nicht wenig erschreckt, den er noch an dem nämlichen Abend erhielt, und saß mit der nicht minder betrübten Ernestine rathschlagend an dem Tisch, auf welchem das Abendessen fast unberührt stand. Was sollte, was konnte man für Walter thun? — So dachte, so fragte sich der Meister; aber wer konnte ihm darauf Bescheid geben?

So kam die Nacht heran, und ein Jeder ging mit sorgenvollem Herzen nach seinem Lager; Ernestine jedoch nicht eher, als bis sie den von Walter erhaltenen Auftrag betreffs der Puppen ausgeführt hatte.

Doch ihr sowol, wie dem alten Meister kam kein Schlaf in die Augen; die Sorge um den liebgewon-

nenen Einquartierten war viel zu groß, als daß ihre Seelen Ruhe gehabt hätten.

Besonders war dies mit dem Meister der Fall, der es für seine Pflicht hielt, für Walter irgend etwas zu thun, um seine Strafe zu mildern. Denn ganz erlassen konnte ihm dieselbe nicht werden, das sah er wol ein, das lag einmal in den militairischen Gesetzen.

Der Kopf brannte ihm von dem vielen Hin- und Hersinnen, und das unruhige Blut prickelte seinen Körper, und als der erste Sonnenstrahl in die Vorstube fiel, stieg er schnell aus dem Bett; er konnte es nicht länger darin aushalten.

Sein Nachsinnen setzte er jedoch, während er die tägliche Arbeit anordnete, fort, und dasselbe wurde weder dadurch, noch durch die eigene Arbeit verringert; im Gegentheil, seine Unruhe nahm stündlich zu.

Er hielt es bei der Arbeit nicht länger aus, warf mürrisch das Werkzeug hin und ging in die Vorstube, die hell und freundlich von der Sonne erleuchtet war. Als er eintrat, fiel sein Auge auf Walter's Geburtstagsgeschenk, um das die Sonnenstrahlen eine Glorie woben. Kaum hatte er dasselbe erblickt, als er plötzlich von einem Gedanken überrascht zu werden schien. Er schlug vor Freuden darüber so laut in die Hände, daß es schallte und Ernestine erschrocken von ihrer Arbeit aufschaute; zugleich rief er mit kräftiger Stimme aus: „Ich hab's!"

„Was denn, lieber Vater?“ fragte die erstere, durch des Meisters freudiges Antlitz wieder beruhigt, und schaute ihn in großer Spannung an.

„Etwas für Walter, Kind!“ bedeutete ihr derselbe und beauftragte sie in seinem Eifer, ihm sogleich seine Festkleider zu besorgen, weil er einen Gang machen wollte.

Schnell sprang Ernestine auf, um seinen Wunsch zu erfüllen, und während sie aus dem Schrank die Kleider nahm, bat sie in freudiger Aufregung, ihr doch seine Absicht mitzutheilen.

„Sollst es bald erfahren,“ schmunzelte der Meister; „will Dich aber nicht mit eiteln Hoffnungen stopfen, darum Geduld, sonst wenn mir meine Absicht nicht gelingt, läßt Du den Kopf noch mehr hängen.“

Ernestine drang nicht weiter in ihn, so gern sie auch gewußt hätte, was ihr Vater im Schilde führte, da der Meister seine Absichten nicht gern vorher auseinander setzte, weil er den Glauben hegte, daß sein Thun alsdann keinen rechten Segen hätte.

Hurtig hatte sich der Meister in den Sonntagsstaat geworfen, das Käppchen mit einem Hut vertauscht, und während er die hirschledernen Handschuhe anzog, beauftragte er alsdann Ernestine, die Statuette in das zarteste, feinste Tuch, das sie besäße, mit der höchsten Vorsicht und zwar so einzuhüllen, daß kein neugieriges Auge etwas davon zu sehen bekäme.

Während dessen steckte er Walters Brief zu sich,

empfing darauf die nach seinen Wünschen verhüllte Figur, welche er mit seinen derben Händen wie ein rohes Ei anfaßte, und eine geraume Zeit über die gehörig sichere und passende Handhabung desselben hinbrachte, und ging, nachdem er von Ernestinen herzlichen Abschied genommen, alsdann fort, und die nachschauende Tochter gewahrte, wie er den Weg nach der Schloßwache einschlug.

Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, kehrte sie, das Herz mit den heißesten Wünschen für den besten Erfolg seiner Bemühungen erfüllt, zu ihrer Arbeit zurück, und mancher Seufzer, der sich aus ihrer Brust stahl, verrieth die tiefe Bewegung ihrer Seele.

Meister Abraham aber schritt unterdessen rüstig weiter, die Figur mit beiden Armen vor jedem gefährlichen Anstoß hütend, und aus Besorgniß davor die belebteren Straßen meidend, indem er stets weit vor sich hinschaute, um jede Gefahr für sein Ebenbild zeitig genug zu entdecken und die erforderlichen Maßregeln dagegen zu treffen.

Ohne Unfall langte er bei der Wache an und hatte das Glück, Bombe vor derselben anzutreffen; denn es war sein Wunsch, denselben zu sprechen.

„Nun, Meister Abraham, was führt Euch hieher?" fragte der Letztere, der den Meister bereits kannte.

„Sagt mir, wo Euer Hauptmann wohnt," antwor-

tete Abraham; „ich hätte ein paar Worte mit ihm zu sprechen.“

„Merk' schon, wegen Eures Einquartierten. Konnt's mir denken. Der leichtsinnige Bursche ist Euch sehr an's Herz gewachsen,“ brummte Bombe, während er Abraham fixirte. „Aber laßt ihn nur die Patsche ausbaden; es kann dem jungen Menschen nichts schaden,“ setzte er, während er das Uebergewicht seiner Persönlichkeit und seines Urtheils dem Meister sehr deutlich erkennen ließ, hinzu — „bemüht Euch also nicht.“

„Nein, nein,“ meinte der Meister eifrig; was ich thun will, ist meine Sache, darin wird mich Euer Urtheil über Walter nicht irre machen. Ihr seid ein ganz tüchtiger Soldat und versteht Euch auf das Exercitium; aber nehmt's mir nicht übel, Ihr betrachtet sonst einen jeden Eurer Soldaten nur mit Soldatenaugen, und dabei könnt Ihr wol leicht einen Bock schießen — Ihr wißt viel, was in dem Walter steckt.“

„Hoho, Meister, Ihr sprecht ja in Eurem Eifer derb von der Leber fort!“ rief Bombe lachend und suchte seinen Aerger über die Zurechtweisung durch das gewohnte Bartstreichen zu vertuschen.

„Das thu' ich, und damit Ihr nicht noch mehr zu hören bekommt, was Euch doch wenig Spaß machen würde, so sagt mir, ob ich Euern Hauptmann zu sprechen bekomme, und wo derselbe wohnt?“ erwiderte der Meister ohne alle Umstände.

Bombe erfüllte sein Verlangen.

„So danke ich Euch," sprach der Meister rasch und reichte ihm die Hand, „und hört," fügte er hinzu, „wollt Ihr mich zum Freunde behalten, so behandelt den Walter nicht zu hart — hört Ihr?"

Bombe sagte ihm das zu, indem er über des Meisters Theilnahme zugleich schmunzelte, da er den Grund dazu in dem Wunsch desselben, aus seiner Tochter und Walter ein Paar zu machen, suchte.

„Wollt Ihr Sonntag Nachmittags in der „blauen Taube" vorm Thor mein Gast sein, Bombe, so wißt Ihr, daß ich es gern sehe. Ich lasse für Zwei einschenken, wenn Ihr auch nicht kommt — hört Ihr?" bemerkte der Meister noch eilig, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

„Muß Euch doch schon den Willen thun," meinte Bombe, dem die Einladung ganz recht war, und setzte dann hinzu: „Alle Leute haben ihre Eigenheiten."

Die letzten Worte hörte Meister Abraham, der bereits den Weg zu dem Hauptmann eingeschlagen hatte, nicht mehr. Bald hatte er dessen Wohnung erreicht und bat, vorgelassen zu werden. Sein Wunsch wurde erfüllt, und der Hauptmann war nicht wenig überrascht, als der Meister ihm Walters Brief zeigte, die Figur auf den Tisch stellte und denselben in sehr ausführlicher Weise mit dem Talent und sonstigen Thun und Treiben seines Einquartierten bekannt machte,

und ihn schließlich zugleich auf das Dringendste um Nachsicht für denselben bat.

Der Hauptmann war bei aller Strenge im Dienst doch ein menschenfreundlicher Mann und versicherte dem Meister, wie er Walters Strafe gern ermäßigen möchte, wenn ihm das nur gestattet wäre. In dem gegenwärtigen Falle jedoch sei dies unmöglich, da ein hochgestellter Offizier Walter betroffen habe, die ganze Strenge des Gesetzes also walten müsse, besonders als die Pflichtverletzung auf einem so wichtigen Posten vorgekommen wäre.

Der Meister hatte sich in den besten Redensarten und Lobeserhebungen erschöpft und war eben im Begriff, sich zu verabschieden, als ein Bekannter des Hauptmanns, der eine Stellung in der Umgebung des Königs einnahm, eintrat, die letzten Worte des Meisters hörte und die Figur erblickte.

Die letztere fesselte sogleich sein Interesse, und nachdem er die Entstehung derselben und den sonstigen Zusammenhang des Vorgefallenen vernommen, bestimmte er den Meister, die Figur zurückzulassen, und das Weitere abzuwarten.

Mit einem etwas erleichterten Herzen kehrte der Meister nach Hause zurück und theilte der unruhigen Ernestine das Resultat seiner Bemühungen mit. Es war das freilich nicht viel Tröstliches, aber doch wenigstens etwas, und so mußte die Zukunft mit Geduld abgewartet werden, was war nun schon zu machen! —

Der Hofbeamte, mit dem Kunstsinn seines Monarchen und der gnädigen Rücksicht, die derselbe auf verborgene Talente zu nehmen pflegte, genugsam bekannt, hatte Walter's Talent in der Figur sofort entdeckt, und indem er das Nähere darüber von dem Hauptmann erfuhr, entschloß er sich, dem Könige einen Bericht darüber zu machen, da es demselben angenehm war, wenn man ihn auf dergleichen Erscheinungen aufmerksam machte und dieselben an's Licht zog. Er ließ daher die Figur sogleich nach dem Schloß tragen, um dieselbe bei der Hand zu haben, falls sich eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seiner Absicht darbieten sollte.

Dieselbe sollte früher eintreten, als er es erwartete.

Die Prinzessin hatte nämlich Walter's Zeichnung und zwar noch an demselben Abend auf des Königs Arbeitstisch gelegt, und als der Letztere am folgenden Morgen wie gewöhnlich an denselben trat, gewahrte er die erstere sogleich.

War der König schon von der Anwesenheit eines solchen, nicht dahin gehörenden Gegenstandes überrascht, so wurde er es noch mehr, als sein Auge sich mit dem Inhalt desselben bekannt machte. Eben im Begriff, sich darüber Aufklärung geben zu lassen, fiel sein Auge auf die Gestalt der Prinzessin, die, wie es schien, diesen Augenblick in dem Nebenkabinet erwartet hatte und also jetzt nicht zögerte, sich ihm sogleich zu nahen und ihm die verlangte Auskunft zu geben.

Der König war über das Vernommene sehr erfreut, lobte seine Tochter über die bewiesene Theilnahme und überraschte sie durch die Mittheilung, daß er das Talent des Soldaten nicht in den kopirten Figuren, sondern vielmehr in der auf der Rückseite der Zeichnung befindlichen Gruppe, die der Zeichner nach eigner Idee entworfen haben mußte, am deutlichsten erkannt hätte, indem er ihr dieselbe zugleich hinreichte. Die Prinzessin erstaunte, als sie dieselbe betrachtete, und mußte dem König vollkommen Recht geben.

Walter, der diese Gruppe vor einiger Zeit wirklich selbst erfunden und entworfen hatte, legte dieselbe, ohne deren Bedeutsamkeit zu ahnen, zu andern Zeichnungen und so geschah es, daß, als er ein passendes Blatt für die Kopie der Minerva brauchte, dasselbe zufällig in die Hand bekam, ohne auf die Zeichnung der Rückseite aufmerksam zu werden: so gelangte dieselbe zu dem Auge des kunstliebenden Monarchen.

Der Zufall wollte, daß der oben bezeichnete Hofbeamte, indem er die Figur von einem Diener nach den königlichen Gemächern tragen ließ, von dem Könige bemerkt wurde. Der Letztere in der Absicht, dessen Urtheil über die Zeichnung zu hören, winkte demselben, und der Erstere nahm diese so günstige Gelegenheit sogleich wahr, dem Könige die Figur vorzuzeigen und den beabsichtigten Bericht darüber zu machen.

So entschied sich Walter's Schicksal rasch und auf eine nicht geahnte Weise.

Die Prinzessin war ihrer edeln Absicht treu geblieben und hatte eine Bitte für ihn eingelegt, und der König zeigte sich für die Erfüllung derselben um so geneigter, da er schon aus eigenem Antriebe etwas für Walter zu thun beabsichtigte.

Ehe er jedoch die Befehle dazu ertheilte, wünschte er einigen von ihm sehr geschätzten Künstlern in diesem Fache eine kleine Ueberraschung zu bereiten, und ließ dieselben sogleich zu sich bescheiden, während dessen wurde aber auch Walter nach dem Schlosse befohlen.

Bombe, der in aller Ruhe sein Pfeifchen schmauchte, war nicht wenig überrascht, als diese Meldung an ihn erging, und ließ sich den Befehl wiederholen, ehe er demselben nachkam. Ganz Erstaunen, ging er darauf zu dem Arrestanten, der traurig in seiner dunkeln Zelle saß und mit sich und aller Welt zerfallen war, und bemerkte:

„Nun, sollen auf's Königliche Schloß kommen! — Wird eine schöne Geschichte werden," fügte er hinzu, indem er vermuthete, Walter würde ihn über diese außergewöhnliche Maßnahme aufklären.

Dieser wußte aber natürlich selbst nicht, wie er sich den vernommenen Befehl deuten sollte, da er ja in völliger Unkenntniß über sein Schicksal schwebte. Ohne besonders davon überrascht worden zu sein, folgte er dem damit beauftragten Offizier und befand sich

bald darauf in einem Vorgemach des Schlosses, das ihm angewiesen worden war.

Die von dem Könige berufenen Künstler hatten sich sofort eingefunden, und der erstere übergab ihnen Walters Zeichnung und Figur zur Prüfung, indem er sie zugleich aufforderte, ihr Urtheil darüber abzugeben.

Dasselbe fiel durchaus zu Walters Gunsten aus.

Erfreut über diesen Erfolg, gab der König den Befehl, den letztern herbeizuführen, indem er zu den Künstlern lächelnd bemerkte, sie mit ihrem künftigen Kollegen sogleich bekannt machen zu wollen.

Bestürzt und verwirrt trat Walter ein und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er den König, seine Zeichnung und Meister Abrahams Figur auf dem Tisch erblickte. Nicht minder jedoch erstaunten die Künstler, als ihnen der König in dem Soldaten den Verfertiger jener Dinge vorstellte.

Der König richtete mehre, sich auf seine frühern Verhältnisse beziehende Fragen an Walter, lobte dessen Talent und entließ ihn darauf mit der gnädigen Versicherung, für seine weitere Ausbildung das Nöthige veranlassen zu wollen.

Von seinem Glücke übermannt, wußte Walter nur wenige Dankesworte für die erfahrene Gnade zu stammeln, doch sein seliges Auge sprach beredter, als sie. Schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wandte sich der König, durch ein paar flüchtige Worte der Prinzessin gemahnt, nochmals zu ihm und meinte,

um ihn ferner nicht in Versuchung zu setzen, seine Pflicht über seine Neigung zu vergessen, würde er sogleich von seiner militärischen Verpflichtung entbunden werden und eben so von seinem Arrest, und er möge nur mit seinem kopirten Meister Abraham zu dem Urbilde desselben zurückkehren, damit derselbe über sein und das Geschick des Geburtstagsgeschenks, das derselbe gar so hoch zu halten scheine, nicht länger in Unruhe bliebe.

Wie süß klangen Waltern diese Worte echter Menschenfreundlichkeit. Sein Auge füllte sich mit freudigen Dankesthränen, als er, die Figur im Arm, das Zimmer verließ, und er segnete einen Monarchen, dessen Huld es so einzig verstand, glückliche Menschen zu machen. Er hatte die eigentliche Urheberin seines Glückes, die Prinzessin, welche sich im Zimmer befand, um eine Zeugin dieser Scene zu sein, kaum bemerkt und ahnte daher auch nicht, wie vielen Dank er ihr schuldig sei. Sie war durch sein Geschick, seine Erscheinung und sein einfach kindliches Benehmen gerührt worden und verbarg, als der König die Künstler entlassen hatte, demselben ihr gefeuchtetes Auge nicht.

„Wohl uns," sprach der König zu ihr, indem er sie an die Brust schloß, „daß es uns vergönnt war, dem Leben ein Talent dieser Art, und, wie ich hoffen will, auch einen guten Menschen zu erhalten!"

Walter, von dem Erlebten noch ganz berauscht, gedachte, als er das Schloß verlassen hatte, sogleich

zu dem Meister zu eilen; es fiel ihm aber noch ein, seinem Vorgesetzten, Bombe, von dem Ausgang seiner Angelegenheit in Kenntniß zu setzen, und darum ging er, die Figur im Arm, nach der Wache.

„Da seht Ihr," rief Bombe eifrig den Soldaten zu, als er Walter nahen sah, „da seht Ihr, daß ich Recht hatte. Es ist wegen der verdammten Puppen. Mögen ihm den Text da oben schön gelesen haben, gebt Acht!"

Lachend stimmten ihm die Soldaten bei; aber sie sowol als Bombe erstaunten nicht wenig, als Walter ihnen sein Glück mit wenigen Worten begreiflich machte, und bekamen einen ordentlichen Respekt vor ihrem ehemaligen Kameraden, da sie dessen Talent nicht zu begreifen vermochten.

Nach einem herzlichen Abschied von ihnen eilte Walter nach Hause, und wer beschreibt die Freude, welche seine Mittheilung den in großer Bangigkeit um ihn Schwebenden ins Herz goß. Das war ein Umarmen und Küssen, wovon natürlich Ernestine nicht ausgeschlossen wurde.

Meister Abraham that sich aber nicht wenig darauf zu gut, durch seinen Gang zum Hauptmann mit seinem Ebenbilde und die feine Art, mit der er die Sache anzufassen gewußt hatte, das Glück seines Einquartierten so recht eigentlich begründet zu haben, und stellte, nachdem sich der erste Freudensturm gelegt hatte, die Figur mit der größten Vorsicht wieder auf

den alten Platz, wo dieselbe nun, ihm doppelt werth und theuer, bis zu seinem Lebensende prangen sollte.

Walters Talent entsprach nicht nur den gehegten Erwartungen, sondern er selbst wird, da er noch lebt, gewiß sehr bald eine hervorragende Stelle in der Künstlerwelt behaupten.

Ernestine ist ihm treu geblieben; sie hat sich trotz vieler und sehr annehmbarer Anträge nicht verheirathet und lebt der Pflege ihres Vaters und dem Glück ihres nach dem Kranze strebenden Geliebten, und es sind für sie stets Festtage, wenn dieser, der in seinem Wesen einfach und anspruchslos geblieben ist, mit alter Anhängigkeit den alten Meister besucht und ihr beim Kommen und Gehen, wie immer, freundlich die Hand drückt und sie seine liebe Ernestine nennt.

Bomben blieb Walters Passion für die Puppen ein ungelöstes Problem, und wenn man ihm hinsichts seines ehemaligen Rekruten gewisse Anspielungen auf die Schärfe seiner Beurtheilungskraft machte und dabei ein sehr bestimmtes Lächeln zeigte, so pflegte er den Bart zu streichen und daran zu erinnern, daß seine Ansicht über Walter eine vollkommen richtige gewesen sei; denn er habe stets gesagt, er tauge nicht zum Soldaten, und das sei denn auch eingetroffen, das könne man an den beiden großen Puppen sehen, die der König nicht weit von seinem Pavillon habe aufstellen lassen, und deren Verfertiger sein ehemaliger Rekrut wäre.

Der Pfarrherr.

1.

Vom Sturm getrieben eilten finstere Wolken in wilder Hast am Himmel dahin, die Gegend in unheimliche Dunkelheit hüllend. Rauschend und ächzend neigten sich der Bäume stolze Gipfel tief hernieder, während jähe Luftstöße Stämme und Zweige knickten und diese weithin mit sich fortführten. In das Getöse und Brausen des Sturmes mischte sich der endlose Donner des in seinen Tiefen aufgewühlten Meeres; in tausend und aber tausend Wasserberge geklüftet, stürmten brandende Wogen an das Felsenufer, das von dem rastlosen Andrang erzitterte.

Plötzlich durchloderten die dunkeln Wolkenschichten der Abendsonne Gluthen, strömender Lava gleich ergossen sich ihre blutigen Lichter hernieder auf die schaumbedeckten Wogen, ihre Staubwirbel zum glühenden Dampf umschaffend, welche die Windsbraut in wunderliche Gestaltungen zerriß und in die Lüfte trieb.

Und immer mächtiger, gleißender stürmten, dampf-

ten und sprühten die Feuerwogen, durchbrachen endlich die schwarzen Wolkenwände und lagerten sich alsdann über den Horizont; ein einziges Flammenmeer erschienen Himmel und Ocean, in dessen Schoos Nähe und Ferne dahin schwamm.

Wenige Augenblicke währte dieses majestätische Bild, dann sank der blutrothe Sonnenball rasch in's Meer und wieder herrschte ringsum die finstere Nacht.

Unheimliche Einsamkeit war über die felsigte Küste gebreitet; denn Menschen und Thiere hatten sich vor dem Kampf der Elemente geflüchtet und wohnliche Stätten aufgesucht.

Viele Stunden schon wüthete der Sturm, sich in seiner Heftigkeit steigernd und Gefahren aller Art in seinem Gefolge.

Während dieser Vorgänge bemerkte man einen schon bejahrten Mann, der trotz des sich darbietenden Ungemachs mühsam die Uferhöhe zu ersteigen sich bemühte. Nach wiederholten Anstrengungen erreichte er dieselbe, und indem er sich vor dem Unwetter durch eine Felsenwand zu schützen bedacht war, strebte sein angstvoll erweitertes Auge über die grauenhaft vor ihm daliegende Meereswüste fort.

Das dünne, mit vielen Silberfäden durchmischte Haar zauste der Sturm und der aufspritzende Wogenschaum näßte ihm Fuß und Gewand; er achtete dessen jedoch nicht; seine Seele schien von dem Wahrgenommenen vollständig gefesselt zu sein.

Mehre Augenblicke hatte er in dieser Lage schweigend dagestanden; plötzlich stieß er einen Angstschrei aus, während sich seine anfängliche Aufregung noch mehr steigerte. Er hob die Arme empor und rief mit angstvoller Stimme: „Hilf, o hilf, Allmächtiger!"

Zugleich verfolgten seine Blicke ein mit den Wogen kämpfendes Schiff, das von dem Sturm der Küste stets näher und näher getrieben wurde. Gleich einem schwarzen Riesengespenst tauchte es unheimlich aus den Tiefen des Meeres empor, um bald darauf wieder in ihrer Nacht unterzutauchen; ein Spielzeug dem furchtbaren Element, ward es unbeschädigt über die hin und her auftauchenden Riffe geschleudert, um vielleicht in dem nächsten Augenblick schon in tausend Stücke zersplittert zu werden. Des Steuers regelnde Kraft schien keine Gewalt mehr über seinen Gang zu haben, obgleich einige Personen auf dem Verdeck bemerkt werden konnten; es schien dem sichern Verderben rettungslos verfallen zu sein.

Einige Augenblicke der schrecklichsten Erwartung gingen dem Greise im Anschauen dieses entsetzlichen Kampfes vorüber, in welchen er mit angstvoller Spannung dem Ausgange desselben entgegen sah; da erhob sich der Sturm mit neuer Gewalt, wühlte Wirbel auf Wirbel im Meere auf, welche das Schiff umstrudelten und mit sich fortrissen, und jetzt schien jede Hoffnung auf Rettung verloren zu sein.

Der Greis erkannte diese große Gefahr, stürzte

zitternd auf die Kniee, und während er die Arme zum Himmel empor streckte, rief er mit lauter, flehender Stimme:

„Zu Dir, Vater der Unglücklichen, fleht Dein Diener, der in dem Glauben und in der Zuversicht zu Dir Dein göttliches und erhabenes Wort in den heiligen Hallen seinen Brüdern predigt, auf daß sie in Noth und Trübsal vertrauend zu Dir, zu Dir, dem Helfer und Retter aus aller Gefahr schauen, wenn ihre Kraft nicht ausreicht. Im kindlichen Glauben auf Deine Allbarmherzigkeit habe ich ihnen das eigene Vertrauen in das Herz gepflanzt, und ihre Seele mit der eigenen Zuversicht getränkt, lass' meinen Glauben nicht wanken, erhebe ihn durch Deine milde, rettende Hand zur festen Zuversicht, daß ich, von seinem allmächtigen Feuer durchdrungen, mit neuer Kraft Dein Wort und Deine Herrlichkeit allen Brüdern verkünden, und Deine ewige, ewige Liebe lobpreisen kann! Hilf, hilf, o Herr, den bedrängten Brüdern, daß sie nicht in dem Kampf mit Deinen ewigen Elementen schmachvoll untergehn!"

Ein dumpfes Geheul riß ihm die letzten Worte vom Munde, und gellte an den Felsen wieder, das Getöse der Brandung auf einen Augenblick übertönend; an seinem staarblickenden Auge ging ein schwarzer Schatten blitzschnell dahin, und im nächsten Augenblick schleuderten die brandenden Wogen Trümmer und Menschenleiber zu seinen Füßen.

Mit verhülltem Antlitz sank er zu Boden und die anströmenden Wellen feuchteten seine dünnen Silberlocken.

Von dem Geschehenen betäubt, lag er regungslos eine geraume Zeit: da ertönte neben ihm eine sanfte, klare Stimme: „Vater, Vater, erwache! Näher branden die Wogen und feuchten Dein Haar; geliebter Vater, höre die Stimme Deiner Maria!"

Diese Worte rief ein zartes, junges Mädchen, das neben ihm knieend und über ihm gebeugt vergeblich die andrängenden Wellen von seinem ehrwürdigen Haupte abzuwehren sich bemühte.

Wie der Ton eines Engels klangen ihre Worte in sein Ohr und erweckten ihn aus der Erstarrung. Matt richtete er das Haupt empor, strich die nassen Locken von dem Antlitz, das Maria sanft trocknete, und erhob sich mit Anstrengung.

Aber kaum hatte er sich wieder ein wenig von seiner Erschütterung gesammelt, so prüfte sein ängstlicher Blick den mit Schiffstrümmern erfüllten Strand, und so rasch, als es seine Kräfte gestatteten, näherte er sich den von den brandenden Wogen bespülten Todten, indem er sie in Sicherheit zu bringen sich bemühte.

Ihn unterstützten darin herbei eilende Bewohner des nahen Dorfes, und bald waren die Verunglückten an einem sichern, ruhigen Ort geborgen. Unter seiner Leitung wurden an denselben mit Sorgfalt Belebungs-

versuche angestellt, ohne daß diese den geringsten Erfolg hatten.

Während dieser edelmüthigen Bemühungen überraschte sie die Nacht, und sie mußten darauf bedacht sein, die Todten nach dem Dörfchen zu befördern, um ihnen, da ihre Mühe und Sorgfalt vergeblich gewesen, ein Grab auf ihrem Friedhof zu graben.

Es war ein langer, langer, trauriger Zug, den die im Sturm flackernden Fackeln schaurig beleuchteten, indem sie auf den bleichen Leichengesichtern spielten, die gebrochenen Auges, die Gliedmaßen durch Felsen und Gestein verletzt und verstümmelt, regungslos dalagen und das Herz mit Schrecken und Trauer erfüllten.

Langsam bewegte sich der Zug auf dem knirschenden Kiesweg dahin, dem nahen finstern Eichenwalde zu, der sich Meilen weit zwischen dem Dörfchen und dem Meere dahin zog.

Der mitleidige Greis war zurück geblieben und schaute stumm in die unheimliche Finsterniß, welche auf dem Meere lag.

Der Sturm raste mit ungeschwächter Kraft fort und fort, und auf und nieder spritzten der wild bewegten Wogen schäumende und brodelnde Kämme; des unerhörten Kampfes war kein Ende.

In dem Anschauen desselben versunken, schien der Greis nicht an die Rückkehr zu denken, da mahnte ihn auf's Neue der liebevolle Ton des zarten Mäd-

chens, welches ihn, an seine Seite geschmiegt, so lange nicht zu stören gewagt hatte.

„Laß uns gehen, Vater,“ sprach Maria. „Du bedarfst der Ruhe.“

Ihre Worte weckten ihn aus seinem Brüten; er warf einen liebevollen Blick auf seine Tochter, drückte sie innig an sich, und von ihr geleitet, trat er den Rückweg nach dem Dörfchen an, in welchem er seit dreißig Jahren Pfarrherr war.

Oft stand er still, schaute sich um und deutete damit an, wie schwer es ihm sei, die Erinnerung von dem so eben Erlebten abzulenken, schien einen Seufzer zu unterdrücken und schritt dann weiter.

Matter wurde der Donner der Brandung, dumpfer das Gebrause des Sturms, und lösten sich in ein wirres, eintöniges Getöse auf, nachdem sie den Wald durchschritten und das stille Dörfchen erreichten.

Fernher schimmerte ihnen das Licht aus dem Hause des Pfarrherrn entgegen, das nahe der Kirche und dem Friedhofe unter alten breitlaubigen Ulmen versteckt lag; mit freundlich-besorgten Blicken empfing Margarethe, die treue Haushälterin, Vater und Tochter auf der Schwelle und freute sich, daß der vielgeehrte Herr keinen Schaden an seinem Leibe genommen. Herzlich für ihre Sorge dankend, ließ sich der Pfarrherr auf dem nahgerückten Sessel nieder; ruhte ein wenig, ohne die Stille durch eine Frage zu unterbrechen, erhob sich alsdann, küßte die treue Tochter

auf die Stirn, wünschte ihr und Margarethen eine gute Nacht und ging langsam, ohne das gewöhnliche Nachtgebet mit ihnen gesprochen zu haben, nach seinem Schlafzimmer.

Mit großer Ueberraschung schauten ihm die Frauen nach und blickten sich, nachdem er die Thüre geschlossen, fragend an, ohne doch eine Frage auszusprechen.

„In des Herrn Seele geht Wichtiges vor" — begann endlich Margarethe, nachdem Maria neben ihr Platz genommen hatte, um sich nach der Anstrengung auszuruhen.

„Er vergaß das Nachtgebet — das geschah sonst nie —" erwiederte Maria und senkte sinnend das Lockenhaupt.

„Und wo fandest Du ihn?" fragte nach einer kleinen Pause die Erstere.

„Am Meeresstrande, bewußtlos, das Haupt von der Brandung bespült —"

„Dank Dir, Himmel, daß Du ihn vor Leibesschaden bewahrt, und den Tod von ihm fern hieltest!" rief leise Margarethe und faltete die Hände.

„Lange suchte ich ihn vergeblich," berichtete Maria weiter, „ich fand ihn weder bei den Nachbarn, noch am Lager der Kranken, noch in der Hütte der Armuth, oder in dem Walde, den er häufig zum Aufsuchen von Pflanzen durchschreitet, um mir in ihnen die Allmacht und Größe des Schöpfers zu zeigen; da ließ ihn mich meine Ahnung am Gestade aufsuchen —"

„Ich hätte es Dir vorher sagen können, daß Du ihn dort finden würdest,“ erwiederte Margarethe. „Seine Seele nährt und erhebt sich an den mächtigen Naturerscheinungen; ich habe das schon seit dem Tode Deiner Mutter, als ich zu Deiner Pflege in das Haus kam, bemerkt, — und mit den Jahren hat diese Neigung immer mehr zugenommen, — freilich, mit ihr auch der Ernst in seinem Wesen,“ setzte sie seufzend hinzu. „In seiner Seele,“ — fuhr sie dann nach einer kleinen Pause fort — „da ruht ein gar mächtiger Drang zur Erforschung des Wesens aller Dinge; aufschließen, ich weiß es wol, möchte er sich, wie das Pförtlein seines Gartens, die Tiefen und Wunder des Alls, um mit der Liebe seines reinen Herzens auch die Wahrheit und Erkenntniß der ewigen Allmacht in die Seelen seiner Gemeinde zu senken. Aber“ — setzte sie seufzend hinzu — „der Herr hat dem suchenden Geiste eine Schranke gezogen, über welche er nicht schreiten darf, und hat sein Auge mit Blödigkeit geschlagen, daß es nicht in den Glanz seiner Herrlichkeit zu dringen vermag und erblindet mit dem Bekenntniß niederfällt auf das Angesicht: „Herr, eines Menschen Geist vermag Deine Herrlichkeit nicht zu ergründen, so sehr er sich auch müht und strebt sein Leben lang! Wir staunen und beten sie an, Deine Allmacht, mehr kann der schwache Mensch nicht.“ —

Sie faltete die Hände und schaute andächtig vor sich hin.

„Der Herr ist in der Seele krank“ — hob sie darauf wieder an, „schenke ihm der Himmel Kraft, um sich genesen zu machen.“ —

„Dein verständiges Auge hat gewiß das Rechte in des Vaters Seele gelesen,“ erwiederte Maria und drückte Margarethen die Hand; „aber nenne diesen Drang nicht krankhaft; bedenke nur, stets zeigte er Besonnenheit und Kraft, wenn großes Leid ihn selbst oder unsere Gemeinde traf; er wird auch seinem Forschen ein Ziel gesetzt haben und stark genug sein, dasselbe zu erreichen.“ —

„Sprächest Du Wahrheit! Ich wage es nicht zu hoffen; denn es leidet sein Leib darunter, und keine Freudigkeit des Herzens erfrischt und macht ihn für die Lebensgenüsse empfänglich. Wie abgehärmt ist sein Antlitz, wie matt sein Blick, wie bedächtig jetzt sein Schritt gegen früher! — Er lebt nur noch in der Welt seiner Gedanken; und das Treiben dieser Welt däucht ihm ein Schatten, der an ihm kraft- und tonlos vorüber schwebt,“ erwiederte Margarethe mit klaren, langsamen Worten.

„Wir wollen unsere Aufmerksamkeit auf seine Pflege verdoppeln,“ sprach Maria mit besorgtem Auge, das sich zu Margarethen empor hob.

„Mein Kind,“ erwiederte diese mit einem fast schmerzlichen Lächeln, „das Weib kann wol durch ihr Bemühen und den Einfluß ihrer besondern Natur auf die Seele des Mannes wirken; aber sie ist zu schwach,

seinem strebenden Geist die Grenzen anzuweisen oder seine Triebe dahin zu leiten, wo mit Leichtigkeit der Lohn für lebenslanges Mühen und Streben gewonnen wird. Wenn Du eines Mannes Weib werden solltest, hemme niemals mit kindischem, unbedachtem Wort oder Zweifeln den Drang in ihm, vermagst Du auch dessen Zweck weder gut zu heißen, noch zu erkennen. Alles hat hier im Leben seine besondere Bedeutung. Tief verzweigt in der Erde erhebt sich mächtig und stark der vielgipfelige Ahorn und strebt in die Wolken; auf zarten Wurzelfasern nur wiegt sich die Blume im sicher geschützten Raume, und wagt sich nicht zu der Höhe des Baumes. Dieser durchschaut die Weite des Himmels und der Welt, in der er sich mit Kraft und Stärke zu behaupten weiß; sie kann nur ihre Nähe mit den Düften des Kelches, mit der Schönheit und Anmuth lieblicher Formen erquicken; aber ein Jeder, der ihr naht, empfängt sie von ihr. So Mann und Weib." —

Sie sprach es, erhob sich, rückte den Schlüsselbund an der reinlichen Schürze zurecht, strich Marien die Locken von der sanftgewölbten Stirn, küßte sie, und beide Frauen trennten sich.

Frau Margarethe ordnete leise noch manches für den folgenden Tag, ein Sonntag; Maria aber stand an dem Fenster und schaute mit gefalteten Händen zum Himmel auf; ihre Lippen bewegte ein heißes Gebet für die Wohlfahrt des geliebten Vaters. Dann

suchte sie das Ruhelager. Von dem Meere her sprach die Allmacht zu ihrem Herzen in dumpfem Tongewoge, und schloß das Auge zu ungestörtem Schlummer. Verklärt von Frieden ruhte sie, einem Engel gleich auf dem Lotosblatte.

2.

Umgoldet von der Morgensonne Schimmer lag das Dörfchen inmitten der thauigen Matten, Triften, wogenden Saatfelder und blüthebedeckten Fruchtbäume, einem kleinen Eden gleich, da. An den hellen Fenstern der Wohngebäude spielten die wärmenden Strahlen, und zwitschernde Vögel, summende Insekten schwangen sich auf ihnen hin und her zu den würzigen Blütenkelchen, deren Duft die Luft erfüllte. Anmuthigen Fluges nahte die Schwalbe und schlüpfte unter das schützende Dach, emsig den Mörtel zum Bau des kunstvollen Nestes tragend.

Hell funkelte der Goldknopf an der Thurmspitze der altersgrauen Kirche, und scharf zeichnete sich des Glaubens heiliges Symbol an dem kristallklaren Himmel ab. Des Sonntags heilige Ruhe war über das Dörfchen gebreitet, feierlich erklang die Frühglocke und verkündete der Gemeinde das Fest, das Herz zur Sammlung und Andacht mit sanften Tönen mahnend. Es schwiegen der Woche gewöhnliche Arbeit und Thä-

tigkeit; hie und da schaute der ruhende Landmann nach den übervoll blühenden Bäumen, den wogenden Saatfeldern und dem emsig belebten Bienenstock, den reichen Segen mit Wohlgefallen erwägend, den ihm die prangenden Fluren zum Herbste verhießen.

Auch in dem Pfarrhäuschen schien noch tiefe Ruhe zu herrschen; kein hallender Schritt, noch der Thätigkeit Geräusch war darin zu vernehmen; doch wachten schon die Augen seiner Bewohner.

Margarethe ging mit behutsamen Tritten sorgend und ordnend durch die Gemächer, für das Sonntagsfest und die an diesem Tage häufig einsprechenden Gäste Erfrischungen zur Aufnahme bereitend, und mancherlei nöthige Geschäfte des Hauswesens noch vor dem Beginn der Kirche zu beendigen, damit Niemand von der erhebenden Andacht abgehalten würde und Jedem noch ein Stündchen zur gemächlichen Ruhe blieb. Der Tag des Herrn sollte so zur Andacht der Seele, als zur Lust des Herzens dienen, damit die Arbeit in der Woche mit gestärkten Kräften und fröhlichen Herzens aufs Neue beginnen könne; dazu hatte ja Gott die Sabbathsfeier bestimmt, und nach seinem Vorbilde sollte der Mensch wandeln und wirken. So war ihr Sinnen und Trachten gewesen von Jugend auf. —

Maria hüllte den jungfräulichen Leib in das züchtige Festkleid, und legte über den, noch von keiner Liebe zu einem Manne jemals unruhiger klopfenden,

Busen das so kleidsame Mieder, ein Weihnachtsgeschenk der stets erfreuenden Margarethe. In zierliche Flechten war das glänzende Seidenhaar geschlungen und nach des Landes Sitte auf der Stirne gescheitelt. Den schlanken, zartgeformten Hals umringelte ein feines, weiches Seidentuch, darunter sich ein theures Andenken der früh entschlafenen Mutter barg; so mit der Engel Lieblichkeit schauten die reinen, blauen Augen aus dem zarten Antlitz. Ihrem Schmuck fehlte noch ein Geschenk der Natur, und sie ging, sich des Gartens frische Blüte zu pflücken. So athmete Alles Ruhe, Frieden, süße Lust des Daseins; nur in einer Brust fehlte sie, nur eine Seele in dem Bereich dieser stillen Dorfbewohner schien von der allgemeinen Wohlthat ausgeschlossen zu sein. Schon drang das Frühroth durch die Baumwipfel und strahlte in das Gemach des Pfarrherrn, lagerte sich auf die stattlich geordneten Schätze der Wissenschaft, und vergoldete die aus schweren Aehren geformten und mit vielen Bändern gezierten Erntekränze, welche über den mit frischen Blumen angefüllten Gefäßen an den Wänden aufgehängt waren; und noch hatte kein Schlummer sein Auge erquickt. Die sich mehrenden Morgenstrahlen löschten allmälig das Licht der düster brennenden Lampe aus. Die Lerche hatte schon lange ihre Genossen aus dem Schlaf geweckt, und antwortend erklangen tausendfach deren Stimmen aus Gesträuchen und Bäumen: doch weder das Frühroth, noch der

goldige Morgenstrahl, noch der Lerche Morgenruf und der erwachten Vöglein Gezwitscher erweckten den Pfarrherrn aus seinem tiefen Brüten, in welches er seit dem Betreten des Gemachs gesunken war. So saß er da, die Rechte auf dem vor ihm stehenden Arbeitstisch fortgestreckt, auf welchem das heilige Buch ungeöffnet lag, und von welchem sich die Hand abgewendet zu haben schien; matt lehnte die Linke das sinneud gebeugte Haupt.

Die Nacht war gekommen und gegangen, er hatte es nicht bemerkt; der Morgenstrahl umglänzte seine bleiche Scheitel, er fühlte den wärmenden Kuß nicht. Da hallten die wolbekannten Glockentöne feierlich durch die Luft, und, erweckt von ihrem mächtigen Klange, fuhr er aus seinem Brüten auf. Scheu blickte das vom Wachen geröthete Auge rings umher, sich von der Wirklichkeit der Umgebung zu überzeugen, bis endlich das volle Bewußtsein der Gegenwart seinem Geiste wieder kam.

In aller Pracht und Herrlichkeit flutheten jetzt die Sonnenstrahlen in das Gemach, jedes Atom in der Luft zu einem funkelnden Edelstein umschaffend, vor seinem Auge entfaltete sich der ganze unendliche Zauber des Frühlingsmorgens, und übermannt von der unendlichen Süße des Anblicks streckte er die Arme hin nach der himmlischen Pracht, und sank, seliger Andacht voll, in dem goldigen Schimmer nieder, und beugte das Haupt. Auf die wogende Brust preßte er die

zitternden Hände, und leise, brünstige Worte bewegten seine Lippen.

Wie so rührend erschien er dem Auge, umflossen von dem goldenen Glanz, in kindlicher Demuth daliegend vor seinem Gott! Wie gut, wie innig blickte sein Auge, von hoher Begeisterung verschönt und belebt, hinauf zu dem lichten Himmel, zu den duftigen Blüthen der Bäume, und welche Sinnigkeit und ernste Milde thronten auf der geistvollen Stirn, von welcher die dünnen Locken sanft herab flossen! Und unter dem forthallenden Glockengetön entströmten seinem Munde die inbrünstigen Worte:

„Einst, o Ewiger, erhörtest Du das Flehen der mit Zweifeln ringenden Seele, und sprachst auf dem Berge Horeb zu Moses mit Flammenworten; von dem Haupte Isaaks hast Du den zuckenden Todesstahl abgelenkt, als Abraham auf dein Gebot den eigenen Sohn zu opfern bereit war. Deine Offenbarung ging aus über Meer und Land, über Thäler und Höhen, nahe und fern, drang tief, tief und machtvoll in die Herzen der Menschen, daß kein Zweifel in ihnen Raum fand an Deiner ewigen Macht und Herrlichkeit."

„In Deinen Wundern verkündete sich Deine Allgegenwart, Dein immer rettender Arm, der den Wurm wie die Schönheit des Menschen schützte vor nutzloser, qualvoller Vernichtung. Und alle Welt beugte sich vor Deiner Huld, vor der sichtlichen Hilfe, durchdrungen und beglückt. Auf meinen zitternden Knieen

flehe ich zu Dir: senke in die von Zweifeln zerrissene Brust, senke, o Gott, die Ruhe der Ueberzeugung. Laß' mich erkennen, daß nicht Willkür und Zufall, daß die Woge, der rasende Sturm und der zerschmetternde Blitzstrahl nicht als eigene Gewalten herrschen und verderben, sondern gleich dienenden Sklaven zu Deinen geheiligten Füßen liegen."

„Nach Wahrheit, nach der reinen Erkenntniß Deiner Urewigkeit habe ich gestrebt, so lange Athem meine Brust dehnt, so oft mein Blick im heißen Seelendrange sich zu dem Firmamente erhob, und der Geist sich stark däuchte, Dich aufzusuchen in den göttlichen Gebilden der Erde und des Himmels, nur zu Dir, zu Dir ging mein Streben und die Sehnsucht der rastlos sinnenden Seele. — —"

„Eingesetzt von der Menschen Willen zum Lehrer Deiner Herrlichkeit, und, entflammt von dem Eifer für mein hohes Amt, ist mein Haupt in treuem Walten vom Schutz der wärmenden Locke entblößt worden, hat sich die Furche vorzeitig in die Stirne genistet, sind des Leibes Kräfte hingewelkt, ehe noch das Alter über sie hinging: und der Seele Ringen lohnte nicht die Ruhe zweifelloser Ueberzeugung — —."

„An dem Felsen zerschmetterte das Schiff, die Woge begrub die angsterfüllten Herzen; in die Hütte des Friedens und der Unschuld fuhr der zündende Blitzstrahl und vernichtete Gut und Blut, und die Seuche schlich im Lande umher und suchte sich Opfer zu tau-

senden: Deine Retterhand blieb fern, und in Verzweiflung und Elend starben die Unglücklichen hin — —."

Gebrochen von tiefen Schmerzen sank der Pfarrherr in sich zusammen, und auf die gefalteten Hände neigte sich das von Weh beschwerte Haupt; an seinem Geist zogen die Erlebnisse der Vergangenheit vorüber. —

So lag er geraume Zeit vor seinem Gott.

In sanftem Gewoge tönten die Glockenklänge fort, und ihre feierliche ruhespendende Melodie lenkte allmälig Sinne und Geist von den schauerlichen Bildern, die seine Seele mit Schmerz und Trauern erfüllten; nicht dem ehernen Munde schienen ihre Laute zu entquellen, wie von des Himmels ewigen Höhen wogten sie hernieder, als sängen sie Engelslippen, zum Frieden der Menschenseele.

Und mit hoher Inbrunst sog er die hehren Klänge ein; matter und matter zerflossen die Schreckensbilder der Erinnerung, weiter und weiter entführt von der sanften Hand der Gegenwart. Ueber der Zweifel Oede bereiteten sich allgemach die grünen Matten der Hoffnung, denen duftige Blüthen des Vertrauens entsprossen; machtvoll erhoben sich die kräftigen, edeln Blätterkronen der Ueberzeugung, darunter sich das Herz in Ruhe bettete, und über Alles wölbte sich des Glaubens schimmernder Regenbogen.

Langsam erhob der Pfarrherr das Antlitz; in seinem Auge lag Ruhe, thronte des Mannes gereifter Entschluß, glänzte der Frieden der gläubigen Seele.

„So will ich denn Dein Wort verkünden an der geheiligten Stätte, wohin mich der Glockenton ruft, will die Herzen meiner Brüder mit dem Vertrauen zu Deiner ewigen Güte und Liebe tränken, denn ich baue auf sie mit der hohen Zuversicht, die meine Seele erfüllt!“

Er sprach's, und bereitete sich alsdann für das heilige Amt mit der ganzen Wärme seines reinen und von wieder gewonnenem Frieden tief durchdrungenen Herzens vor.

3.

Wiederum ertönte der Glockenruf, und dem Gotteshause nahten die festlich geschmückten Dorfbewohner, freundlichen Gruß den langbekannten und befreundeten Nachbarn, dem vertrauten Jugendgespielen und dem silberlockigen, ehrwürdigen Greise bietend, dessen bedächtiger, wankender Fuß, von dem lange gehandhabten Stab gestützt, an der Seite des gleich gealterten Hausmütterchens den Hallen zuschritt.

Hier hatte er vor langen, langen Jahren, vom Arm der Liebe geborgen, als Säugling der Taufe Weihe empfangen und ward dann, nach gläubigem Bekenntniß der heiligen Lehre des Erlösers, aufgenommen in den Bund der Christenheit. An derselben Stätte hatte er einst als kräftiger Mann mit dem Weibe

seines Herzens die Weihe empfangen zum süßen Herzensbunde. Zwar schon von Alter gebeugt, schritt sie dennoch freundlich und mild neben ihm her, die ihm so viele Jahre die treue Genossin in Freud und Leid, seinen vielzähligen, blühenden Kindern die sorgsame Mutter gewesen.

Hier nun auch, in dem heiligenden Schatten des Tempels sollte bald das nach reger Thätigkeit ermüdete Haupt ruhen in der leichten, geweiheten Erde. — Kräftige Jünglinge und sittige Mägdlein wechselten in flüchtigem Vorübergehen scheuen, bedeutungsvollen Gruß und Blick, und vor innerer Bewegung zitterte der Blumenstrauß an dem schwellenden Mieder.

Mit leisen Tritten nahten sie dem gemächlichen Sitz in der Kirche, andächtig neigte sich das Haupt auf das Liederbuch, und der Mund sprach leise das wohlbekannte Gebet.

Vielfach mit ausspringenden Bogen und Pfeilern verfestigt, erheben sich die mächtigen, durch Alter gedunkelten Mauern der Kirche zu der Decke sanften Wölbungen, von welchen sich die mit glänzenden Kugeln und schwebenden Englein gezierten schweren, metallenen Armleuchter tief herab in die Mitte des mit blendendem Sande, würzigem Kalmus und grünen Tannenzweigen reichlich bestreuten Hauptganges der Kirche senkten, von dem sorgsamen Kirchendiener stets in schillerndem Glanze erhalten.

Manch Englein trug auf den hinreichenden Armen

statt der Kerzen einen zierenden Kranz, womit es vor vielen Sommern der fromme Sinn einst zierte und darin nun die Zeit den fesselnden Faden allmälig gelöst hatte, daß Blüten und Blättchen, welk und gebräunt, wie Herbstlaub gar traurig hernieder hingen, wie auch der Englein Händchen sich mühten, des lieben Geschenkes Reste noch zu wahren. Aber jeder leise Lufthauch schon machte die welken Blätter erbeben, und betrübt schienen der Engel Augen auf die schwindende Zier und Freude zu schauen.

An den Seitenwänden hingen lebensgroße Bilder heiliger Männer, dahin geschiedener Seelsorger der Gemeinde und wunderbarer Ereignisse aus der biblischen Geschichte. In großen Wandgemälden sah man Darstellungen des Paradieses, des Sündenfalles, Kain, der seinen Bruder Abel erschlägt, und wie der Herr, als er Abraham bewährt in der Prüfung seiner Zuversicht fand, das Lämmlein sendet, es statt des vielgeliebten Sohnes auf den Opferherd zu legen. Auch fehlte über dem mit Blumengewinden geschmückten Altar, auf welchem die geweihten Bücher lagen, und daneben die hohen, glänzenden Leuchter standen zur Feier des Abendmahls, das Bild des Gekreuzigten nicht, geformt aus fügsamem Holz, dem die Kunst den Anstrich des Natürlichen zu geben sich bemüht hatte.

Die Vorsprünge an den Chören bargen viele merkwürdige Geräthe, wunderlich gestaltet und bestäubt im Laufe der Zeiten, daran Sage und Historie merk-

würdige Ereignisse der Vergangenheit knüpfte, und mit wehmüthigem Stolz weilte manches Auge auf der Zier und den Namen der im Kampf für das Vaterland gefallenen Krieger, welche mit deutlicher Schrift auf den schwarzen Gedenktafeln bezeichnet waren.

Gedämpft von den verwitterten Scheiben der vielgliedrigen, hochbogigen Fenster, ergoß sich das Sonnenlicht, gebrochen von den Pfeilern, welche die Thüre und die schmucklose Kanzel trugen, in die von würzigen Düften durchwehten Räume.

Schon füllten sich Sitze und Chöre mit Andächtigen, und leises Gesumme mischte sich mit dem ausharrenden Glockengeläute.

Margarethe, schon lange zum gewohnten Kirchgange vorbereitet und der sie stets begleitenden Maria gewärtig, die sie in dem Gemach nicht entdeckt hatte, ging den Liebling zu suchen nach dem Garten.

Den duftigen Rosenstrauß in der Hand und von sich überneigenden Blütenzweigen umrankt, saß Maria auf der Moosbank, versenkt in das stille Weben der Natur. Nicht satt konnte sie sich sehen an der Herrlichkeit der über Nacht entfalteten Blüten und Knospen, dem emsigen Gehen, Kommen und Schwirren der Käfer und Vöglein. Regungslos lauschte sie den geheimnißvollen Melodien, womit die Lüfte erfüllt war. Von Entzücken überwältigt wollte ihres Herzens Sehnsucht sich auf ihnen fortschwingen in den Aether, höher

und höher, bis zu des Himmels goldenen Pforten, um einzugehen in der Engel paradiesische Gefilde.

So unendlich schön und gut däuchte ihr das Leben, daß es für sie kein Leid, keinen Kummer gab, und sie es nicht begriff, daß nicht allen, allen Menschen diese Glückseligkeit zu Theil geworden. Thränen wehmüthiger Wonne rannen leise über ihre blühende Wange herab.

Da umfingen sie liebende Arme, und des Vaters mildes Auge schaute mit Rührung und Wohlgefallen auf sie hernieder. Sanft neigte sie das Haupt an seine Brust, und ihre Lippen berührten in flüchtigem Kuß seine Hand.

Und er sprach, übermannt von der Lieblichkeit seines Kindes, die segnenden Worte über sie aus:

„Unberührt von den Gefahren des Lebens bist Du im Angesicht des Herrn erblüht in holder Schönheit des Leibes und der Seele; des Kindes Einfalt und des Weibes süße Anmuth schlummern in dem Demantschoos Deines Auges: wie erquickt sich mein Herz an Deinem Anblick und entlockt der Seele unaussprechlichen Dank für ein so kostbares Geschenk, das mir der Herr der Welten gewährte. Wandle fort in der Unschuld, in der unbewußten Schönheit Deines Leibes und der Seele, und immer wird des Herren Auge schützend über Dich wachen. Ich segne Dich mit der Liebe des Vaters, ich segne Dich mit dem Wort des göttlichen Dieners; ich segne Dich mit der

heiligen Zuversicht zu Gott, dem Ewigen, Allgerechten, der Dich schirmt vor Tod, Schmerzen und Gefahren."

Auf zu ihm schaute in Verklärung das Auge der Jungfrau, und wie die Verkündigung der Himmlischen tönten des Vaters hohe Worte ihr zum Herzen. Dann hauchte seine Lippe einen Kuß auf ihre Stirn, noch einmal drückte er ihr Haupt an die Brust, und Hand in Hand führte er sie Margarethen zu, die ihnen nahe, am blühenden Apfelbaume seine Worte vernommen und des Pfarrherrn ungewöhnliche Bewegung bemerkt hatte. Auch in ihre Augen waren Thränen süßer Rührung gekommen. Das liebliche Bild, welches der ehrwürdige Vater und die sinnige Tochter unter dem blühenden Gezweig vor ihren Blicken entfalteten, hatte ihre Seele tief bewegt, noch mehr aber die von heiliger Empfindung erfüllten Worte des viel geehrten Pfarrherrn.

Demüthig empfing sie die Tochter, und unwillkürlich neigte sich ihr Mund auf die Hand des Geistlichen nieder, der ihr mit herzlichem Druck entgegen kam. Dann schaute sie ihm bescheiden forschend in das Auge, und folgte mit Marien langsamen Schrittes dem Voranschreitenden in das Gotteshaus.

4.

Laut widerhallte die Kirche von den machtvoll anschwellenden Orgelklängen, die Herzen zur Andacht erhebend, und weithin bis in die Wohnungen tönend, dienten sie auch dem schwachen Greise, dem Siechenden, die durch ihre Kraftlosigkeit von der Theilnahme an dem Gottesdienste abgehalten wurden, in der Stille ihres Gemaches in das Lied der in der Kirche Versammelten mit einzustimmen, und so der Erhebung der Seele theilhaftig zu werden.

Margarethe hatte mit Marien zunächst dem Altare die der Familie des Pfarrherrn gehörenden Sitze eingenommen, und inniger entströmte heute ihren Lippen der erhebende Gesang. Sie gedachten des ehrwürdigen, so guten und doch nicht glücklichen Herrn und Vaters, und für seinen Seelenfrieden betete der Frauen mitleidsvolles Herz.

Margarethens scharfblickendem Auge war die tiefe Bewegung nicht entgangen, mit welcher der Pfarrherr sein geliebtes Kind an die Brust gedrückt, nie war er ihr die vielen Jahre hindurch, welche sie in seiner Nähe glücklich und zufrieden gelebt hatte, so ungewöhnlich ergriffen erschienen; so innig rührende Worte hatte er stets vermieden vor seinem Kinde auszusprechen, ihren kindlichen Herzensfrieden nicht durch ein tief deutendes Wort zu stören, oder die Einfalt ihrer Seele abzulenken in die Weite brütender Ge-

danken. Was mußte ihn daher heute so mächtig bewegen, daß er gegen seine Gewohnheit und Absicht handelte —. „Seine Seele hegt mächtige Gedanken" — so hatte sie sich im Stillen wiederholt, als sie nun mit Marien zur Kirche ging, und ihr forschendes Auge richtete sich nach der Thür, aus welcher der Pfarrherr treten würde, um nach der Kanzel zu gehen, als gegen Ende des Liedes der Stern an der Orgel sich in klingenden Kreisen schwang, ein Zeichen dem Geistlichen und dem überall fürsorglich hinschauenden Kirchdiener.

Da öffnete sich geräuschlos die künstlich geschnitzte und von Alter gebräunte Thür, und er schritt heraus, die zur Rechten und Linken des Ganges Sitzenden, welche auf ihn mit Ehrfurcht schauten, freundlichen Gruß mit neigendem Haupte bietend. Und Margarethen's Auge belebte sich froh, als sie ihn so mild, so kräftig und friedlich daher schreiten und mit Festigkeit die Stufen der Kanzel betreten sah, und sie richtete ein Dankgebet an den Allmächtigen, als nun, nachdem der Stern im letzten Klingen ausgeschwirrt, die letzten Töne des Gesanges und der tiefe Ton der nachhallenden Orgel ausgetönt und feierliche Stille herrschte, der Pfarrherr mit gedämpfter Stimme das Gebet sprach.

Als dies nun geschehen, da verkündete er den Versammelten, daß er heute von der Allgegenwart Gottes und seinen sichtlichen Wundern zu predigen gedächte,

den Zweifelnden Trost und den echten christlichen Glauben in die Brust zu senken, und mit brünstigen Worten erflehte er Kraft und Stärke vom Himmel, daß seine Lehre fruchtbringend werde in den Herzen der Gemeide für alle Zeiten des Lebens.

Nachdem er sich gesammelt und die Worte der heiligen Schrift verlesen, sprach er mit hoher Begeisterung einfach und klar und in leicht faßlichen Bildern die bezeichneten Gedanken aus; zeigte wie Gottes Wille und Gesetz überall, überall in den Weiten und Tiefen der Welt gebiete, wie seine Allmacht so unendlich sei, daß Steine sich zu nährendem Brot umwandelten, und in der Wüste aus leblosen Felsen die erquickende Quelle sprudele; wie er mächtig und versöhnend sei in dem Leib und Blute seines Sohnes, und auf sein Gebot das dunkele Gift zu genesungsvollem Trank sich gestalte; nicht möge der Gerechte zagen, neigten sich seine Lippen auch dem Todesbecher; Daniel blieb unberührt von dem Gethier in der Grube, und unverzehrt von der Lohe die unschuldig Leidenden in dem feurigen Ofen.

„Aber nur der echte Glauben" — so schloß er die Predigt — „die wahre Zuversicht zu der Allgütigkeit und Allliebe Gottes geben dem Menschen die Kraft, nicht zurück zu schrecken vor den Drohungen des Todes und Verderbens, nur durch sie allein kommt die beseligende Ueberzeugung, daß wo Gott will, des Menschen Arm sich vergeblich müht; so möget ihr euer

Leben lang dann fortwandeln in Rechtem, Wahren und Guten. Amen!“

Verhallt waren des Pfarrherrn Worte; aber ein Jeder der Andächtigen fühlte sie nachtönen in der tief ergriffenen Seele; so machtvoll hatten sie geklungen, so begeisternd waren sie aus seinem Munde geflossen, und Keiner von ihnen hätte gezaudert, die Brust dem tödtenden Stahl in der Zuversicht auf die göttliche Hülfe und Rettung darzubieten; denn was ihres Seelsorgers Mund verheißen, es mußte sich in schöner Wahrheit erfüllen.

Der Pfarrherr neigte sich, nachdem er die Worte der Predigt gesprochen, wieder auf die heilige Schrift, und von heißem Dank gegen den Allmächtigen erfüllt, der ihn gewaffnet mit hoher Ueberzeugung und Kraft, lispelte er die brünstigen Worte:

„Des Dankgebetes heilige Empfindungen, sie tragen mich, o Ewiger, Allmächtiger, auf ihren Wonneschauern zu Dir. Demuthsvoll beugt sich des Betenden Stirn, die Seele von Deiner unendlichen Liebe erfüllt, vor Deinem Auge, Dich anbetend im Staube. Zu Dir, der Du allgegenwärtig bist so in dem Kelch der duftigen Blüthe, wie in dem Schattengeheimniß urewiger Waldung, und auf der rollenden, schaumgegürteten Woge nimmer ruhender Meere, flüchtet der Seele Andacht sich. Zu Dir, zu Dir, zu dem Aether Deiner Himmel drängt sie der Empfindungen mächtige Hoheit,

in Deiner Herrlichkeit unendlichem Glanz will sich der eigenen Thräne Schimmer malen; ausströmen zu Deinen Füßen des Dankgebetes lautere Woge! — Und aus Deiner Milde, o Ewiger, nimmt die Seele, wieder sich senkend zur Erde, zum Leben neue Kraft, zur That Hochgefühl und das erhebende Bewußtsein ihrer Unsterblichkeit. Wer sich im Drange hochheiliger Gefühle zu Dir, o Gott, flüchtete, wer an den Stufen Deines Thrones Dich aufgesucht, und mit hellem Auge Dich in dem fluthenden Schimmer überwältigender Majestät erschaute: den umstrahlt Deiner Herrlichkeit Abglanz auf immer, wie auch des Lebens Getöse seine Sinne umbraust, und seine nimmermüde Woge den schreitenden Fuß umtobt: in Deinem Himmel allein, Urewiger, findet die erdentrückte Seele des lauteren Dankgebetes geheiligte Stätte!"

Unter dem erneuten Gesange der Versammelten wandelte der Pfarrherr zurück, das Antlitz sanft geröthet von den verkündeten Worten und der eigenen Erregung. Manches Auge erhob sich von dem Liederbuch, dankerfüllt für die belehrende und erhebende Predigt, und begleitete den würdevoll heimwandelnden Seelsorger, bis der harrende Kirchdiener die Thür öffnete zum Eintritt in das Gemach der Sammlung. Des Pfarrherrn mild-glänzendes Auge spiegelte sich, als er an der Tochter vorüber schritt, mit hohem Wohlgefallen in ihrem frohen Blick, und ein sanftes Lächeln durchleuchtete den Ernst seiner Züge, da ihm

die hohe Gluth ihrer Wangen des Herzens tiefe Bewegung verkündete.

Freundlich neigte er das Haupt zu ihr, und dankbar und freudig empfing die holde Tochter das Zeichen väterlicher Liebe.

Margarethe aber schaute ihm begeistert in das Antlitz, und ihr Auge ließ nicht eher ab von seiner Gestalt, bis das Gemach dieselbe aufgenommen hatte.

5.

Angezündet waren die Kerzen auf dem Altar, und in leichten Wölkchen schwebte des Wachses süßer Duft durch die Hallen.

Näher der Agende gerückt war der silberne Teller, welcher dem Versöhnung Suchenden das geweihte Brot darreichte; ihm zur Seite stand der edel geformte Kelch, lauteres Gold, vielfach mit künstlichen Zierrathen versehen.

Auf's neue bewegte sich der klingende Stern über der Orgel, tönender hallte andachtsvoller Gesang und Orgelklang durch die Räume: und hin auf die Stufen des Altars trat der Pfarrherr, tiefernst und würdevoll. Und als er betend das Haupt geneigt, und, von der Gemeinde abgewandt, die einleitenden Worte gesprochen, ergriff er das Brot, und wandte sein Angesicht den aus seinen Händen Versöhnung Empfangenden zu: da

gewahrte er die demuthsvoll vor ihm knieende Tochter, die bittend vor ihm aufblickte; ihr zur Seite die treue Margathe. Niemand hatte sich ihnen zugesellt; in Bescheidenheit harrten die Andern, bis aus des Vaters Händen ihres Seelsorgers Tochter und deren vielgeehrte Pflegerin das Versöhnungsmahl empfangen, in hoher Verehrung des Pfarrherrn und seines, allen Menschen nur Liebes und Gutes erweisenden Kindes.

Lange ruhte des Pfarrherrn mildes Auge auf ihnen, und nicht verhehlte er der Gemeinde seine tiefinnersten Empfindungen; dann aber reichte er ihnen unter den üblichen Worten den Leib des Herrn. Darauf wandte er sich, ergriff den Kelch und nahte sich ihnen; doch als er nun die erläuternden Worte sprach und den Kelch erhob, durchbrach plötzlich prasselndes Getöse die Stille, dem ein lange nachhallender Donner folgte. Laut und schrill klirrten die Fenster, die Mauern und Pfeiler erzitterten, die Orgel ertönte in kurz verhallenden Klängen, und in schnellen Kreisen bewegte sich an ihr der Stern.

Von tödlicher Angst übermannt waren Alle niedergestürzt, und ihr Haupt neigte sich in schrecklicher Erwartung zu Boden.

Auch der Pfarrherr war in die Kniee gesunken; aus seiner Hand war der Kelch entschwunden; aber bald gewann sein Herz Kraft und Stärke, und als der Nachhall des Donners vertönt war, seine Brust wieder frei von dem plötzlichen Eindruck aufathmen

konnte, erweckte er mit lautem Wort die von Furcht tief Ergriffenen. Und als er sie so ermuthigt hatte und sie allmälig die Blicke erhoben, forschte sein Auge nach der Tochter und Margarethe, und hohe Freude erfüllte sein Herz, als er Beide unbeschädigt vor sich knieen sah. Mit liebreichen Worten bemühte er sich, sie zu erwecken, und bald öffneten sie zu seiner Freude die Augen, sich befremdend umschauend.

Maria lehnte ihr Haupt an die Brust des neben ihr knieenden Vaters, während die kräftigere Margarethe denselben in seinen Bemühungen um die Tochter bald unterstützen konnte. Endlich wich die Betäubung von ihren Sinnen.

Sich dann wieder der Gemeinde zuwendend, gewahrte der Pfarrherr, wie der Kelch seiner Hand fehlte, und als er die suchenden Blicke umher schweifen ließ, entdeckte er denselben mit Erstaunen zerschmolzen zwischen ihm und den Frauen auf dem Boden liegen.

Der Kelch hatte den tödtenden Blitzstrahl von ihren Häuptern gelenkt.

Unaussprechliches Dankgefühl gegen die ewige Vorsicht goß sich in seine Seele, und das durch die Gluth unförmlich gestaltete Gefäß hoch erhebend, rief er in heiligem Eifer:

„Sehet, sehet, wie Gottes rettender Arm wunderbar gewaltet; durch des Glaubens Zeichen wandte er von uns Allen den vernichtenden Blitzstrahl; Ehre und Preis sei dem ewigen, ewigen Gott!“

Mit stummem Erstaunen wandte sich eines Jeden Auge zu ihm, und das Herz pries die große Güte und die unerforschlichen Wege des Herrn.

Als nun aber wieder des Pfarrherrn Worte und die eingetretene Ruhe den Schleier der Angst von dem Auge genommen und sich dasselbe zur Wölbung der Kirche, von wo der Blitzstrahl gekommen, erhob, schaute es keine Zerstörung. Unverletzt standen die tragenden Pfeiler und Bogen; ein wenig Anwurf nur war an der Wölbung abgelöst, aus welcher eine Eisenspitze hervorragte.

Ungetrübt strahlte die Sonne herein; in den Blüthen und Zweigen rings um die Kirche spielten sanfte Winde, zwitscherten ungestört die Vöglein, kaum eingeschüchtert von der vorübergehenden Naturerscheinung, und kein Wölkchen vermochte das Auge an dem blauen Himmel zu entdecken. Und Alle waren beseligt von Freude über ihre wunderbare Errettung und über das noch viel erstaunenswerthere Ereigniß, das ihnen der Pfarrherr mit wenigen Worten erklärte.

Dann aber im Drange ihrer Empfindungen stimmte, wie auf ein gegebenes Zeichen, ein Jeder in des Herrn Lobgesang ein, getragen von den machtvoll einfallenden Orgelklängen. Dann aber erhob der Pfarrherr das verklärte Antlitz, und seinen Lippen entströmten begeisternde Worte von der Liebe und Allmacht des Ewigen:

„Ja," endete er, „ja, Du, Ewiger, bist uns nahe

immer und immer mit Deiner Liebe und Hülfe, sei es im Sturm auf der Woge des Meeres, sei es im Segen des Feldes; nach Deinem Worte besteht und vergeht alles Erschaffene. Nimmer, o nimmer wage der sündige Mensch in sich zu hegen den leisesten Zweifel an Deiner Allgegenwart, ob er auch duldet das Leid des Märtyrers, ob auch der Blitz seine stille Hütte vernichtet: wie Du es bestimmt nach Deinem ewigen Gebot, so ist es gut in alle Ewigkeit! Amen."

Die wieder gekräftigte Tochter am Arm, die von stiller Freude verjüngte Margarethe zur Seite, schritt darauf der Pfarrherr, begleitet von der ganzen Gemeinde, dem Schatten seines wohnlichen Hauses zu. Heilige Andacht und Demuth erfüllten sein Herz und bereiteten seiner Seele erquickenden Frieden für alle Zeit seines, an Gutem und Rechtem so reichen Lebens.

Theorie und Praxis.

„Wahrlich, das muß ich sagen, ein Fleiß ohne Gleichen!" rief Emilie, die Frau des Schriftstellers Roderich in heiterem Ton aus, als sie Abends aus einer Gesellschaft rückkehrend, den Erstern mit Anna, einem Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, noch bei der Lectüre eines englischen Dichters antraf, worin dieselben so vertieft waren, daß sie die Ankunft der jungen Frau erst dann wahrnahmen, als diese sie anredete.

Während Emilie ihrem Gatten, dessen markirtes Antlitz die Spuren des anhaltenden, scharfen Nachdenkens offenbarte, die frischen Lippen zum Kuß, und der matt und blas aussehenden Anna die Hand zum Gruß darbot, setzte sie ihre besorglichen Bemerkungen also fort:

„Wie seht ihr doch so kränklich und angegriffen aus! — Eine natürliche Folge der übernächtigen und unzeitigen Anstrengungen. Anna, Du müßtest Dich mehr schonen, und Roderich sollte darauf bedacht sein,

Deine jugendlichen Reize nicht durch so anhaltende Studien der Gefahr des raschen Verfalls auszusetzen —."

Anna lächelte, während ihr großes, dunkles Auge die Sprecherin matt anschaute und sie in dem vor ihr liegenden Buch blätterte.

„Du meinst es gut," erwiederte Roderich, Emilie an sich ziehend, — „aber Du kennst auch unsere Neigung und die Aufgaben, die wir uns gestellt haben. Zu meinem neuesten Drama ist mir das Studium dieses Dichters —" er deutete auf das vor ihm liegende Buch — „von der höchsten Bedeutung, und Du mußt daher den Eifer loben, mit welchem mich unsere Freundin unterstützt."

„Ihr solltet dazu wenigstens die Tage benutzen," erinnerte Emilie, nicht ohne einen Anflug von Eifersucht," und euch nicht die nächtliche Ruhe durch dergleichen Arbeiten verderben."

„Laß doch, laß doch!" rief Roderich lachend und fügte begütigend hinzu: „wir schlafen dafür morgen ein paar Stunden mehr!"

„Und verderbt euch damit wie gewöhnlich den Appetit auf eine gute Suppe," bedeutete seine Frau im Gefühl ihres Rechtes fast vorwurfsvoll.

„Du scheinst, liebe Emilie, aus der Gesellschaft Deiner Tante den Sinn für das Comfortable heute mehr, denn je, mitgebracht zu haben —„bemerkte Anna mit ihrer vollen, sanften Stimme, doch konnte

man in den harmlosen Worten eine gewisse Ironie nicht verkennen.

„Getroffen, Du Rose vom Ganges," entgegnete die Bezeichnete heiter, „ich habe nicht nur einen erhöhteren Geschmack für die Gemächlichkeit des häuslichen Lebens, die euch ja gerade in den Zirkeln der Tante nicht zusagt, weil ihr darin zu viel Hausbackenes findet, mitgebracht, sondern auch eine frische Heiterkeit, das Resultat der angenehmen und interessanten Unterhaltung, welche mir den Abend würzte."

„Deren Seele wahrscheinlich wieder Friedberg gewesen ist," bemerkte Roderich lachend.

„Du vermuthest ganz richtig," erwiederte Emilie unbefangen.

„Der Tante Hausarzt und Freund scheint sich nun auch Deine Gunst erworben zu haben," bemerkte ihr Gatte.

„Friedberg verdient dieselbe in jeder Hinsicht," meinte Emilie mit überzeugungsvollem Ton.

„Ich bin weit entfernt, ihm seine Verdienste irgend wie schmälern zu wollen, doch scheint es mir, der Tante Einfluß auf Dich ist auch in dieser Beziehung wirksam gewesen —" warf Roderich hin.

„Ich läugne das nicht, wenigstens verdanke ich ihr das gute Vorurtheil über Friedberg. Du weißt, sie ist und bleibt mein Vorbild für alle Zeit, an dem ich mich zu vervollkommnen bestrebe," betheuerte Emilie.

Roderich lächelte, schwieg jedoch.

„Ich möchte Friedberg in der That näher kennen lernen," bemerkte Anna nach einer kleinen Pause, sich die langen, glänzenden Locken streichelnd; „seine Persönlichkeit hat zwar keinen besondern Eindruck auf mich gemacht, denn sie offenbart kaum einen Schimmer von Poesie; indessen interessirt er mich wegen der Geradheit und Festigkeit seines Charakters, welche sich in seinem Thun und Treiben ausspricht. Ich achte ihn darum, obwol ich fürchte, daß er im Umgange mit Frauen sehr trocken ist," fügte sie endend hinzu.

„Du irrst," erwiederte Emilie, und Miene und Wort offenbarten das ungewöhnliche Interesse, das sie an der genannten Person nahm; „Du irrst, er ist der liebenswürdigste und heiterste Gesellschafter, den man sich nur wünschen kann, und mit den schönen Künsten und Wissenschaften nicht minder vertraut, als mit den gewöhnlichsten Dingen und Verhältnissen des Lebens, denen er eine sehr anziehende Seite abzugewinnen versteht. Um Dir einen Beweis von der Vielseitigkeit seiner Interessen zu geben, theile ich Dir mit, daß unsere Unterhaltung nicht nur Gutzkow's „Ritter vom Geiste", sondern auch die zweckmäßigsten und kleidsamsten Kleidungsstoffe und Trachten betraf, und ich gestehe Dir, von ihm manches gelernt zu haben, das ich für die Anwendung vortrefflich finde."

Anna schaute lächelnd auf ihr dunkles Gewand, ihre gewöhnliche Tracht, welche sie nur selten zu ändern pflegte, da es ihr bei den gewonnenen Ansichten

von der richtigen Stellung des Weibes unwürdig däuchte, sich um eine angenehme Aeußerlichkeit zu bemühen, und alles Streben nur auf die Ausbildung des Geistes, auf die ernsten Verhältnisse des Lebens gerichtet sein sollte.

„Du hast mich, liebe Emilie, durch Deine Mittheilung auf Friedberg wirklich aufmerksam gemacht; so viele schätzenswerthe Eigenschaften machen den Wunsch in mir rege, ihn näher kennen zu lernen —“ bemerkte Anna nach kurzem Schweigen.

„Derselbe kann morgen erfüllt werden,“ erwiederte Emilie. „Friedberg versprach mir ein interessantes Buch zu bringen, und sagte überdies ein Stündchen zum Besprechen desselben zu, auch zweifle ich nicht, daß er seine Besuche recht oft wiederholen wird, theile ich ihm den Wunsch mit, durch einen fortgesetzten Umgang mit ihm mir den vollen Nutzen des letztern gewähren zu wollen. Was meinst Du, Roderich?“

„Die Erfüllung Deines Verlangens wäre in der That eine ganz besondere Ausnahme seines so lange behaupteten Verhaltens,“ erwiederte dieser während er sich eine Cigarre anbrannte; „denn wie ich Friedberg kenne, meidet er den Umgang mit Frauen. Ich muß also Deine Geschicklichkeit bewundern, der es gelungen ist, ihn für Dich zu gewinnen,“ schloß er lächelnd.

„Du kennst ja meine Liebenswürdigkeit, lieber Paul, und hast es wahrscheinlich an Dir selbst er=

fahren, wie viel dieselbe bei Männern vermag: ziehe daraus den Schluß auf die Quantität und Qualität meiner heutigen, der Friedberg erlegen," warf Emilie schelmisch hin, nahm ihm die Cigarre aus der Hand und versuchte mit gespitztem Munde ein paar herzhafte Züge daraus zu thun, was ihr indessen nicht gelang und sie veranlaßte, dieselbe mit der kennerischen Bemerkung zurück zu geben, daß das Fabrikat schlecht gewickelt sein müßte.

„Welches Buch wird er Dir bringen?" fragte Anna.

„Eine Seelenkunde," antwortete Emilie und that sehr gelehrt.

„Wie bist Du darauf gekommen?" fragte Roderich.

„Er empfahl mir dasselbe als etwas sehr Interessantes."

„Allerdings hat Friedberg Recht; doch ob Dir darin auch alles verständlich sein wird, da Du keine Vorstudien gemacht hast, muß ich bezweifeln," meinte er.

„Darum eben habe ich mir ja seine Belehrung ausgebeten," erwiederte Emilie eifrig. „Ich verspreche mir in der That die besten Resultate davon, und nur Eins, muß ich gestehn, ängstigt mich —"

„Das wäre?" fragte Anna.

„Daß ich zuletzt in dieselben Fehler verfalle, über welche ich Euch heute Vorwürfe gemacht habe," sprach sie mit komischem Ernst.

Roderich und Anna lachten.

„Du scheinst Dir wirklich sehr viel von Deinem künftigen Lehrer zu versprechen," meinte der Erstere.

„Nach den aus der heutigen Unterhaltung mit ihm empfangenen Eindrücken glaube ich das mit Ueberzeugung zu dürfen," beherzigte Emilie mit komischer Prätension in ihrem Wesen.

„So wünsche ich Dir aufrichtig Glück," sprach die Freundin.

„Aber, Kinderchen, ich dächte wir gingen jetzt zu Bett —" meinte Emilie darauf und schaute mit ihren freundlichen Augen den jungen Gemahl an, der seiner Havannah-Cigarre in aller Ruhe mächtige Rauchwolken entlockte und keine Lust zur Annahme des gemachten Vorschlages zeigte.

„Doch," setzte sie das bemerkend hinzu, indem sie sich rasch erhob und nach einer brennenden Kerze langte, „Ihr habt dazu vielleicht noch keine Lust; also nach Belieben. Mich schläfert; darum gute Nacht!"

Und nachdem sie Roderich herzlich geküßt, und sich von Anna durch einen Händedruck verabschiedet hatte, ging sie ohne das geringste Zeichen von Mißbilligung in das nah gelegene Schlafgemach, die Zurückbleibenden ihrer ferneren Beschäftigung überlassend; ob so ganz ohne Eifersucht, wollen wir jedoch nicht behaupten.

Der Schriftsteller Roderich war seit einem halben Jahr verheirathet; Emilie, seine Frau, fand ihr ganzes Glück in dieser Verbindung, denn sie schätzte ihn nicht nur als einen vortrefflichen Menschen, was er in der That war, sondern auch als Künstler, dessen Talent ihr einen reichen Quell der vorzüglichsten Eigenschaften in ihm erschloß.

Frühe elternlos, von der Tante erzogen, auf den eigenen Willen angewiesen und mit einem ansehnlichen Vermögen ausgestattet, hatten sich ihrer Verbindung nicht die geringsten Schwierigkeiten entgegengestellt, und als Roderich nach einer mehrjährigen Abwesenheit zurückkehrte, zögerten die bereits seit mehren Jahren Verlobten nicht, das Verlangen ihrer Herzen durch eine eheliche Verbindung zu stillen.

Roderich, gleichfalls vermögend, nahm keine amtliche Stellung ein, obgleich er sich für einen Lehrstuhl bei der Universität entschieden hatte, und lebte nur seinem Dichterberuf. Er hielt sich nach vollendeten Studien längere Zeit in dem Süden Deutschlands, später in Paris auf, und mit einem unruhigen, ritterlichen und energischen Geist begabt, nahmen ihn die socialen und politischen Ideen der Neuzeit ganz und gar für sich ein, was er sowol durch Wort, als durch die That an den Tag zu legen stets bemüht war.

Doch zu jenen Naturen gehörend, welche mehr in ihren Ideen leben und darüber die Rücksichten und Pflichten gegen die Welt vergessen, zugleich auch zu

sehr Character, um sich nach der letztern bequemen zu wollen, selbst als er den durch sein Benehmen hervor gerufenen Anstoß wahrnahm, ließ er sich in jeder Beziehung gehen, und lebte nach den einmal gewonnenen und beherzigten Ansichten. Diesem gemäß war auch der ungezwungene Umgang mit Anna; denn er meinte, daß dem wahrhaft moralisch Gebildeten über dem Geschlecht der Mensch stehn müsse, und so wird es nicht befremden, ihn, während seine Gattin eine Gesellschaft besuchte, mit einem befreundeten Mädchen über dem Studium eines Dichters zu finden.

Roderich war der treueste Gatte und liebte Emilie tief und innig; er erachtete es daher um so mehr für kleinlich, in einem durchaus sittlichen Umgange irgend etwas Anstößiges zu finden, weil derselbe die hergebrachte Form nicht beobachtete, und überließ es der Welt, nach Belieben darüber Betrachtungen anzustellen.

Er hatte Anna in dem Süden Deutschlands kennen gelernt, und ihre angenehme persönliche Erscheinung und nicht gewöhnliche geistige Ausbildung hatten sein ganzes Interesse sogleich in Anspruch genommen, das sich durch das Eingehn in seine Ideen rasch steigerte. Hierauf übte noch überdies die zu seiner Kenntniß gelangte Nachricht, daß sie längere Zeit die Erhalterin ihrer kränklichen Mutter und zwei jüngern Geschwister gewesen, und sich die Mittel dazu nur durch Ertheilen von wissenschaftlichem Unterricht hatte verschaffen müssen, einen wesentlichen Einfluß aus. Er lernte sie in

einer Zeit kennen, in der sie den Tod ihrer Mutter betrauerte und sich durch die Trennung von ihren Geschwistern, die man in entsprechende Stellungen gebracht hatte, doppelt vereinsamt fühlte.

Roderichs mitfühlendes Herz, die für Anna gehegte Achtung und die angenehme Aussicht, in dem Umgange eines in jeder Beziehung liebenswürdigen Wesens künftig dem Eheglück und dem dichterischen Beruf zu leben, ließen ihn keinen Augenblick mit dem Antrage zögern, Anna in seine künftige Häuslichkeit aufzunehmen, um ihr dadurch die ihrer Herzens- sowol als Geistes-Bildung entsprechende Stellung zu bereiten.

Anna willigte um so rascher ein, als, wie wir bereits erfahren haben, sie seine Ideen in jeder Beziehung theilte, Roderich's Wesen überdies auch sehr geeignet war, Vertrauen und Hingabe zu erwecken.

Bald nach seiner Verheirathung führte er Anna seiner Gattin zu, die ihm für einen solchen Umgang um so dankbarer war, da ihr Herz der vertraulichen Annäherung an eine Geschlechtsverwandte bedurfte.

Emilie, zwar mit den neuern socialen Ideen durch Roderich bekannt gemacht, besaß dennoch zu viel richtigen und praktischen Sinn, um nicht die Unhaltbarkeit derselben einzusehen, doch widersprach sie nicht, und hoffte, die Wahrheit und Praxis des Lebens würden ihren Gatten ohne ihr Zuthun zum Aufgeben solcher Chimären bald nöthigen.

Roderich's häusliches Leben war ein vollkommener

Abdruck seiner Ideen. Ein Jeder lebte und sollte leben, wie es ihm eben zusagte, und auf die Form durchaus kein Gewicht legen.

Emilie suchte so viel, als in ihren Kräften stand, zu vermitteln; aber wie wenig vermochte sie das! — Endlich kam Anna, und wir haben gesehen, wie Roderich auch in dem Umgange mit diesem Mädchen seine Ansichten für maßgebend erachtete.

Welcher Frau wäre es zu verdenken, wenn sie, wie Emilie, zwar von den vortrefflichen Gesinnungen ihres Gatten vollkommen überzeugt, sich dennoch bemühte, den letztern einem in dieser Art stattfindenden Umgange mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen in so weit zu entziehen, als es das eheliche Verhältniß vorschrieb, um beide vor der Gefahr der Schwäche und des bösen Scheins zu sichern. — Aber es war auch das rein persönliche Interesse, das sie auf Mittel zu dem obigen Zweck zu sinnen veranlaßte; denn welche Frau wäre so frei von jeder eifersüchtigen Schwäche, ohne allen Einspruch dergleichen in dem Eheleben ungewöhnliche Vertraulichkeiten ruhig zu dulden? — Vermag sie das letztere, so ist ihr der Gatte entweder vollkommen gleichgültig, oder eine solche Duldung läßt keinen besonderen sittlichen Gehalt voraussetzen.

Emilie blieb trotz ihrer Besorgniß dennoch die heitere, liebende Gattin, die traute Freundin und hütete sich wohl, auch nur den Schein einer eifersüch-

tigen Aufwallung zu verrathen; im Geheimen jedoch hatte sie sich bereits ein Plänchen geschmiedet, womit sie gegen Roderich's Ansichten und Neigungen anzukämpfen trachtete. Sie wählte dazu die Waffen ihres Gatten und hoffte in richtiger Beurtheilung der Mannesnatur, ihn mit denselben zu besiegen. Allerdings schien es der weiblichen Natur und den eigenthümlichen Verhältnissen entsprechender, zuerst einen Angriff auf Anna zu machen; sie besaß in dieser Beziehung jedoch ein viel zu richtiges Urtheil und sah voraus, daß Roderich seine Freundin schützen würde, und verwarf denselben um so mehr, als er ihr zu kleinlich däuchte, und sie sich vor allen Dingen nicht der Gefahr aussetzen wollte, in den Verdacht der eifersüchtigen Schwäche zu gerathen. Der zur Ausführung ihres Vorhabens entsprechende Zeitpunkt war gekommen. Sie hatte die heutige Gesellschaft bei der Tante absichtlich und ohne von ihrem Gatten begleitet zu werden, besucht, um den richtigen Anknüpfungspunkt dafür zu finden, und als sie nach ihrer Rückkunft ihren Gatten noch in Anna's Gesellschaft antraf, bereitete sie den Erstern zugleich auf eine geschickte Weise vor, um ihm jeden Argwohn, als sei die Sache von ihr angelegt worden, zu nehmen, und wie wir gesehen haben, ahnte er nicht das Geringste davon.

Nicht minder war Anna getäuscht worden.

Mit einer gewissen Unruhe erwartete Emilie am folgenden Tage Friedberg's Besuch; sie fühlte sich bei

dem Gedanken beklommen, mit einem Manne in eine so nahe Beziehung zu treten; ihrem Vornehmen jedoch getreu, überwand sie sich, und empfing Friedberg herzlich und in der ihr eigenthümlich gewinnenden Weise.

Sie hatte es so einzurichten gesucht, daß sie nur allein im Zimmer war, als er kam, und Anna kurz vorher durch einen Auftrag entfernt. Roderich war in einen politischen Klub gegangen. Sie wollte Friedberg absichtlich ohne Zeugen empfangen, um die erforderliche Unbefangenheit zu behaupten und sich nicht zu verrathen.

Es ging Alles vortrefflich.

Friedberg's Wesen und Benehmen flößte ihr sogleich so viel Vertrauen ein, daß ihr nicht nur jede Befangenheit schwand, sondern auch eine Stunde in der angenehmsten und lebhaftesten Unterhaltung dahin ging, so daß die rückkehrende Anna sie noch darin antraf. Als die letztere, ohne Friedberg's Besuch zu vermuthen, die Thür zu Emiliens Zimmer öffnete und den Erstern bemerkte, wollte sie sich sogleich zurück ziehen; Emilie gestattete das jedoch nicht, und so wurde Anna dem Gast vorgestellt.

Es war der Letztern Grundsatz, sich in fremde, bereits bestehende Unterhaltungen weder zu mischen, noch über Dinge und Verhältnisse Urtheile abzugeben, wenn man sie nicht besonders dazu aufforderte; deßhalb beobachtete sie auch jetzt eine rücksichtsvolle Zurückhaltung. Geräuschlos, wie ihr ganzes Wesen und

Thun, hatte sie sich auch jetzt entfernt von ihnen niedergelassen und blätterte in einem Buch. Friedberg war ihr leibhaftes Seitenstück in der angegebenen Beziehung und erschien dem weiblichen Geschlecht gegenüber fast schüchtern, gewiß aber stets zurückhaltend; daher vermied er auch jetzt, Anna durch eine herausfordernde Bemerkung in die Unterhaltung zu ziehen. Nach einer leichten Verbeugung nahm er ohne ein Wort an sie zu richten, den Faden der Unterhaltung mit Emilien wieder auf, und spann dieselbe in seiner ruhigen, geistreichen Weise weiter fort, ohne sich durch Anna's Anwesenheit darin im geringsten stören zu lassen. Die Letztere, gewöhnt, durch ihre Erscheinung einen gewissen Einfluß auf ihre Umgebung auszuüben, war überrascht, als sie wahrnahm, auf Friedberg gar keinen Eindruck zu erzeugen; ihre Eitelkeit war verletzt.

Trotzdem gewährten ihr seine geistvollen Worte ein hohes Interesse, ja, sie ward durch seine treffenden Bemerkungen sogar veranlaßt, bisweilen einen flüchtigen Blick auf den Sprecher zu werfen.

Friedberg schien ihre Gegenwart ganz vergessen zu haben und sich lediglich mit Emilie zu beschäftigen, und die Letztere, über den vortrefflichen Beginn ihrer Operation erfreut, wußte durch die bald wieder gewonnene Unbefangenheit ihn für eine fortgesetzte Unterhaltung zu gewinnen.

Anna, ihrem Vornehmen getreu, das sie auch vor Friedberg an den Tag legen wollte, hatte sich endlich

unbemerkt aus dem Zimmer entfernt und kehrte, so lange der Erstere anwesend war, dahin nicht wieder zurück.

Nach einer Stunde ungefähr empfahl sich Friedberg und kam Emilien mit der Zusicherung eines recht bald zu wiederholenden Besuchs, falls er dadurch ihre Wünsche zu erfüllen so glücklich sein sollte, zuvor.

Sie zögerte nicht, ihm ihr Vergnügen und ihren Dank dafür zu erkennen zu geben, und frohlockte, durch ihr Benehmen, das sie in der Absicht, Friedberg für ihren Zweck zu gewinnen, so liebenswürdig als irgend möglich einzurichten gewußt hatte und wodurch derselbe in der That auf die angenehmste Weise angesprochen worden war, ein so vortreffliches Resultat erzielt zu haben. Jetzt durfte sie nicht mehr fürchten, seine Besuche würden etwa zu sparsam und kurz sein und ihr Gatte mit der frühern Bemerkung vollkommen recht haben, daß der Doktor kein Freund der Damen sei. Ihre frühere Besorgniß wurde jetzt auf eine wirklich überraschende Weise durch Friedbergs Entgegenkommen aufgehoben, und es war dieses Resultat ein kleiner Triumph für sie; hatte sie doch damit ihres Gatten und selbst Anna's ein wenig sarkastische Anspielungen vollständig zu Schanden gemacht. Mit diesem beruhigenden und zugleich schmeichelhaften Gefühl trat sie jetzt vor Anna und den rückkehrenden Gatten und verkündete ihnen mit Siegerblicken, den Lorbeer errungen zu haben.

Anna antwortete darauf nur mit einem Lächeln, und Roderich war noch zu sehr mit den eben verhandelten Debatten in dem Klub erfüllt, um von Emiliens Verkündigung irgend wie besonders berührt zu werden; er betrachtete das als etwas ganz Gewöhnliches, und Friedbergs Besuch wurde sehr bald in der sogleich sich entspinnenden Unterhaltung über die Politik der Gegenwart vergessen.

So glaubte wenigstens Emilie, und irrte sich auch hinsichts Roderich durchaus nicht; anders schien es jedoch mit Anna zu sein.

So war es in der That, denn als sie sich mit der letztern später allein befand, lenkte diese das Gespräch auf Friedbergs Besuch, und Emilie bemerkte zu ihrer großen Freude, daß derselbe auf die Freundin einen nicht gewöhnlichen Eindruck gemacht haben mußte, und spann mit der höchsten Theilnahme die Unterhaltung über ihn fort; schien ihr doch die Zukunft mit der Erfüllung ihres wärmsten Wunsches zu schmeicheln.

Emilie verband nämlich mit ihrem feinen Plänchen noch die Absicht, Friedberg mit Anna in eine nähere Beziehung zu bringen und die Vermittlerin eines Herzensbundes zu werden, wodurch sie nicht allein das Glück zweier vortrefflicher Menschen begründen, sondern sich auch eine Feindin ihrer Ruhe auf die edelste Weise zu entledigen hoffte.

Friedberg wiederholte, seinem Versprechen getreu, seine Besuche in viel kürzeren Zwischenräumen, als Emilie das eigentlich erwartet hatte, und beobachtete sehr bald darin nicht das geringste Ceremoniel. Er kam, ging zu allen Tageszeiten, blieb ganz nach Belieben, zündete sich die mitgebrachte Cigarre an, las ganze Seiten in einem vorgefundenen Buch, oder wartete, fand er Niemand im Hause so lange, bis Emilie zurückkam. Er repräsentirte durch dieses Benehmen so eigentlich Roderich selbst; denn wie wir wissen, liebte dieser die Verneinung jeder Förmlichkeit. Es war natürlich, daß er sich auf diese Weise mit Roderich befreundete, dem er sowol durch ein höheres Alter als auch durch seine ärztliche Bedeutsamkeit zu imponiren verstand.

Eine geraume Zeit war verstrichen, ohne daß Roderich in Friedbergs Besuchen irgend etwas Besonderes gefunden oder sich seine Eifersucht geregt hätte. Emilie verzweifelte schon an dem Gelingen ihres Planes, und hatte dazu doppelte Gründe, denn weder bemerkte sie bei Friedberg das geringste Interesse für Anna, noch auch einen tiefern Eindruck, den derselbe etwa auf diese im Verlauf der Besuche gemacht hatte.

Die ungewöhnliche Hingabe Friedbergs an Emilie hatten Roderich sehr bald zu der Betrachtung geleitet, den Besuchen des erstern müsse ein erhöhtes persönliches Interesse zu Grunde liegen, denn auffällig mußte er ohne alle Frage den Eifer nennen, mit welchem der

Erstere oft bis tief in die Nacht hinein bei seiner Frau saß, und mit ihr die Seelenkunde traktirte, woran er geschickt die zartesten Beziehungen der verschiedenen Geschlechter zu einander, Liebe, Freundschaft u. s. w. zu knüpfen wußte.

Roderich erfuhr das nicht nur aus dem Munde seiner Frau, die ihm nichts verschweigen wollte und konnte, sondern auch durch ein, vielleicht mehr als zufälliges, Anhören der gepflogenen Unterhaltung zwischen ihnen, und wenn er alsdann auch seine ganze Billigung darüber aussprach und die Angelegenheit scherzhaft behandelte, so bemerkte doch endlich die scharfblickende Emilie, daß es ihrem Gatten mit dem Scherz nicht so ganz Ernst sei.

So war es in der That.

Nach einiger Zeit nämlich regte sich in ihm bereits jenes Mißbehagen, das die natürliche Folge von einem Verhältniß zu sein pflegt, wobei eine uns nahe stehende Person über das gewöhnliche Maß, sei es durch Liebe, Freundschaft oder wiederholte Aufmerksamkeiten und Huldigungen beansprucht wird. Roderich besaß jedoch zu viel Takt und Vertrauen zu dem Charakter seiner Gattin, um ihr durch sein Benehmen die geringste Mißbilligung über ihren Umgang mit Friedberg auszusprechen, und regte denselben vielmehr durch seine offen zur Schau getragene Billigung noch mehr an. Er litt jedoch darunter. Es fiel ihm nicht von fern ein, daß Emilie durch seinen rücksichtslosen Um-

gang mit Anna eben so sehr und vielleicht noch mehr, als er selbst, duldete, und er sich daher zu einem Beschränken oder Aufgeben desselben in der bestehenden Weise bequemen müßte; noch weniger erkannte er ihre Absicht, ihm durch Friedbergs Umgang einen Spiegel zur Selbstbeschauung zu bieten, und blieb sich Anna gegenüber vollkommen gleich.

Doch, was er aus vorgefaßten Ansichten zu erkennen verhindert war, das sollte durch die Alles vermögende Liebe sehr bald ins Werk gesetzt werden.

Die scheinbar geringe Aufmerksamkeit, welche Friedberg von Anbeginn Anna schenkte, und worin er sich im Lauf der Zeit treu blieb, hatte sie an der, dem Weibe empfindlichsten Seite, der Eitelkeit, angegriffen, und ihren ganzen Widerspruchsgeist hervorgerufen. Ihre Ungeduld, sich durch die Huldigung dieses Mannes anerkannt, ja geehrt zu sehn, steigerte sich um so mehr, als sein sich täglich reicher entfaltender innerer Werth sie mit einer so ungewöhnlichen Macht zu ihm hinzog, daß sie über die Neigung zu ihm nicht länger in Zweifel bleiben konnte. Ihre Liebe entwickelte sich um so heftiger, als das unter so besondern und von ihr niemals vorausgesehenen Verhältnissen geschah. Es paßte dazu nicht eine ihrer Theorieen, und sie gelangte durch die Liebe zu der wichtigen Erkenntniß, wie gefährlich es sei, sich eine Ideenwelt zu bilden, in dieser zu leben, ohne daß doch die Praxis des wirklichen Lebens damit übereinstimmte.

Beide waren nun mit einander in Zwiespalt gerathen. So lange es darauf ankam, in einem beschränkten Kreise ihre Grundsätze zu vertheidigen, gelang ihr das vortrefflich, als dieselben nun aber ihr Herz heraus forderten, da fühlte sie sich schwach, hilfsbedürftig, verlassen, und das Weib entpuppte sich mit seinen liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten aus der spröden Hülle vorgefaßter Ideen gleich dem zartfarbigen Schmetterling.

Die Folgen zeigten sich sehr bald in ihren Handlungen.

Friedberg hatte, besonders wenn Anna gegenwärtig war, seine Ansichten über die gesellschaftliche Stellung der Frauen an die Unterhaltung geschickt zu knüpfen, und durch schlagende Beweise zu begründen gewußt, indem er namentlich die Sucht derselben, sich ihrem eigentlichen, ihnen von der Natur angewiesenen Wirkungskreis entziehen zu wollen, tadelte, weil er darin eben kein Heil für die Welt und sie selbst erkennen konnte. Die zu seinen Beweisen entworfenen Zeichnungen waren so lebhaft und überzeugend, daß Anna unwillkürlich davon ergriffen und zum Nachdenken über sich selbst veranlaßt wurde.

Ihr erschien Friedbergs Wesen und Benehmen anfangs unbequem, da er sich jedoch durchaus gleich blieb, sich niemals eine persönliche Anspielung erlaubte, so brach sich an seiner Ausdauer ihr Unmuth allmälig, indem ihre Zuneigung zu ihm sich zugleich steigerte.

Die Gefühle im Weibe sind meistens stärker, als ihre Grundsätze, und daher gab auch Anna denselben nach, um in Friedbergs Nähe zu gelangen und eine Theilnehmerin seiner Unterhaltung zu werden. Sie wechselte sogar häufiger mit der Toilette, weil er das Vortheilhafte der dadurch hervorgerufenen mannigfaltigern Erscheinung der Frauen, natürlich fern von aller Modesucht, hervorgehoben hatte.

Wichtiger jedoch war ihre Aenderung in dem Verhalten Roderich gegenüber. Sie vermied nämlich, an seinen Beschäftigungen den frühern regen Antheil zu nehmen, war dabei zerstreut und offenbarte überhaupt nicht mehr ein besonderes Interesse für die Kultur eines Feldes, auf welchem sie im Grunde genommen, nur eine untergeordnete Gehilfin war. Sie konnte zuletzt bei genauerer Erwägung ihres Verhältnisses zu Roderich nicht begreifen, wie sie sich darin so ganz habe verlieren können, und es war ihr fester Vorsatz, demselben in schonender Weise ein Ende zu machen.

Friedberg schien weder von ihrer veränderten äußern Erscheinung, noch von der Aenderung in ihrem Verhalten Roderich gegenüber besonders berührt zu werden, so glaubte Anna wenigstens, da derselbe nicht durch die geringste Andeutung sein Interesse daran verrieth. Den einzigen, von ihm abgewonnenen Vortheil glaubte sie in den bisweilen gegen sie gebrauchten herzlichern Ton setzen zu dürfen, mit welchem er sie

anredete und der sich fast unwillkürlich in den stets beobachteten höflichen mischte. Niemals jedoch erhob Friedberg einen Widerspruch gegen die von ihr ausgesprochenen Ansichten, so viel sich Anna auch dieserhalb in der Absicht bemühte, ihm ihren geistigen Gehalt zu erkennen zu geben und ihn dazu herausforderte. Er ließ sie ungestört ausreden, schaute sie während dessen mit seinem ruhigen, scharfen Blick an und pflegte sich nach kurzen Bemerkungen stets an Emilie zu wenden, auf deren Unterhaltung er mit großer Aufmerksamkeit einging, und in seiner freundlichen und nachsichtsvollen Weise das Richtige darin lobend hervor hob, das Unwahre aber eben so wenig verschwieg.

Wie in Roderich, so bildete sich auch in Anna die Vermuthung, Friedbergs Benehmen gegen Emilie sei die Folge persönlicher Zuneigung. Es schmerzte sie, nicht so glücklich, als ihre Freundin zu sein; jedenfalls glaubte sie dadurch glücklicher werden zu können.

Wer wollte es Emilien verdenken, wenn sie mit dankbarer Zuneigung an ihrem geduldigen Lehrer hing, und da sich beim Weibe dergleichen Empfindungen sehr bald in thatsächlichen Beweisen zu äußern pflegen, so folgte sie dem Drange ihres Herzens, und sorgte mit fast schwesterlicher Liebe für die Erfüllung seiner kleinsten, oft nicht einmal geäußerten Wünsche.

Friedberg dankte ihr dafür niemals mit einem Wort; aber sein Blick, die Art der Aufnahme und

des Genießens derselben waren ihr die sichersten Bürgen, ihre Mühe und Absicht stets erkannt und richtig verstanden zu sehn. Diese Beziehungen machten ihr seinen Umgang behaglich, indem sie sich zugleich beruhigter fühlte. Sie verhehlte das Roderich nicht, der, seinem Grundsatz treu, darüber zwar Freude, jedoch nur scheinbar äußerte; denn in seinem Herzen trieb die Eifersucht immer reichere Wurzeln. Als er von der Erkenntniß derselben überrascht wurde, war es sein nächstes Vornehmen, sich von einer, nach seiner Ansicht erniedrigenden Schwäche auf die schnellste Weise frei zu machen. Er besuchte die Klubs fleißiger, arbeitete angestrengter denn je, und vermied absichtlich durch ein häufigeres Zusammentreffen mit Friedberg in seiner Gattin den Verdacht seiner Schwäche zu erwecken. Aber leider verschafften ihm diese so vernünftigen Bemühungen dennoch keine Ruhe.

Eifersucht ist wie eine physische Krankheit; hat sie erst, selbst nur in geringem Grade, von einem Herzen Besitz genommen, so wird sie, wie die erstere, nur durch eine Krisis wirklich beseitigt; und vor Rückfällen ist Niemand sicher.

Roderich, der es für unmöglich gehalten, jemals einer solchen moralischen Krankheit zu erliegen, wurde doch sehr bald durch deren Symptome überrascht. Ihm erschien Emiliens Benehmen gegen ihn kühl, weniger herzlich und aufmerksam, als früher, obwol sie das in der That nicht war, ja er glaubte sogar

bei der Erwartung Friedbergs eine vermehrte Unruhe in ihr zu bemerken, und so nisteten sich die quälenden Dämonen immer mehr und mehr ein, ohne daß er die Kraft gewonnen hätte, sie mit dem Vertrauen zu Emilien und Friedberg und mit der Beherzigung seiner Ideen zu besiegen.

Anna, die, wie bereits angeführt, seine Aufforderung zur Theilnahme an den literarischen Arbeiten unter allerlei Vorwänden abzulehnen suchte und sich nur noch selten dazu bequemte, verrieth, ohne daß Roderich doch den eigentlichen Grund dieser Veränderung ahnte, nur zu deutlich ihre Absicht. Er gewann dadurch die Ueberzeugung, daß der Mann zum Theilnehmer und Berather seiner Berufsthätigkeit nur einen Geschlechtsverwandten sich erwählen müsse.

So zogen Liebe und Eifersucht jene Scheidewand zwischen ihnen, die, ohne die vertrauliche Achtung und Schätzung auszuschließen, doch einen Jeden von ihnen auf den, ihren Verhältnissen entsprechenden Platz zurück führten.

Als Emilie diesen Erfolg ihres Planes wahrnahm, war es ihre nächste Aufgabe, Roderich an eine geregeltere Lebensweise zu gewöhnen. Sie that dies auf eine eben so feine als scheinbar absichtslose Weise, und wußte es so einzurichten, daß Anna sie darin unterstützte.

Die Behaglichkeit und Nützlichkeit, welche daraus für Roderich's Thätigkeit und physisches Befinden

entsprang und ihm bald fühlbar wurde, machte, daß er sich schneller darin fand, als Emilie es gehofft hatte. Im Grunde jedoch überwand er vieles ihm dabei Unbequeme nur darum, um seiner Gattin gefällig zu sein, nicht ohne den geheimen Wunsch, dadurch vielleicht eine Aenderung ihres Umgangs mit Friedberg herbei zu führen. Aber, so gut diese Absicht auch war, sollte ihn der Erfolg dennoch nicht befriedigen.

Emilie erkannte mit großer Freude die Wirkungen ihres Handelns auf Roderich, die Behaglichkeit in ihrem häuslichen Leben gab ihr die deutlichsten Beweise davon; sie erkannte aber auch mit Betrübniß, wie sehr Roderich unter ihrem fortgesetzten Umgang mit Friedberg litt, und daß sie trotz der vermehrten Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit die Eifersucht aus seinem Herzen nicht zu verbannen vermochte. Es däuchte ihr undankbar, ihm auf Friedberg's Kosten Beruhigung zu verschaffen, den sie so herzlich liebgewonnen, und der sie, wie sie sich nur zu oft und schon aus den fortgesetzten Besuchen und seinen Bemühungen um sie überzeugen konnte, nicht minder liebgewonnen zu haben schien. Freilich war sie in der letzten Zeit in einen sehr ernsten Zweifel über die eigentliche Natur dieser Zuneigung gerathen, denn, konnte auch der strengste Moralist nichts

gegen diesen Umgang und ihr gegenseitiges Benehmen einwenden, so fürchtete sie doch bisweilen, daß Friedberg unter der Hülle der Freundschaft ein zärtlicheres Gefühl für sie verbarg. Sie erschrak bei diesem Gedanken und sann auf Mittel, ihn auf die schonendste Weise davon zu befreien. Ueberzeugt, ihre Hoffnung hinsichts Anna und ihm aufgeben zu müssen, fühlte sie, wie ein kälteres Benehmen gegen ihn eben so unhöflich als unpassend gewesen wäre, um seine Besuche allmälig zu beschränken und ihn abzuhalten, ihr die gewöhnlichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Wünschte sie das letztere namentlich ihres Gatten wegen, so glaubte sie doch auch berechtigt zu sein, von demselben ohne ihr Zuthun das Ablegen seiner eifersüchtigen Grillen fordern zu dürfen. Sie vertraute Friedberg und sollte sich nicht täuschen; denn zu ihrer großen Freude gewahrte sie bald eine Aenderung in dessen Besuchen, wenngleich er sich ihr gegenüber durchaus gleich blieb.

Als Roderich seine Lebensweise aufgab, blieb er selten über die zehnte Stunde des Abends, kam weniger oft und suchte es alsdann so einzurichten, daß Anna anwesend war; späterhin wählte er zu seinen Besuchen meistens eine Zeit, in welcher er Roderich mit Bestimmtheit im Hause antreffen mußte, forderte auch wol, war der Letztere nicht anwesend, Emilie auf, ihn herbei zu holen, und wußte ihn alsdann sehr bald in die Unterhaltung zu verwickeln.

Emilie bemerkte zu ihrer freudigen Ueberraschung diese Aenderung, und es wurde ihr klar, daß ein berechneter Plan derselben zu Grunde lag, ohne doch das „Wie?“ und „Warum?“ sich beantworten zu können.

Sie theilte der Tante Roderich's Aenderung in der Absicht mit, vielleicht von dieser über Friedberg's Benehmen Aufschluß zu erhalten; indessen vergeblich. Diese bezeigte zwar ihre Freude darüber, schien jedoch nicht mehr als Emilie selbst zu wissen, noch auch eine besondere Ansicht über Friedberg's Benehmen zu hegen.

Kopfschüttelnd verließ sie die junge Frau und bedauerte, der Tante ihr Plänchen mit Friedberg nicht mitgetheilt zu haben, obwol der Grund, weshalb es nicht geschehen, ein sehr delikater war; denn sie wollte Roderich nicht blos stellen.

Das häusliche Leben gestaltete sich im Verlauf eines halben Jahres immer behaglicher für sie, und sie mußte sich gestehen, dieses Resultat vorzugsweise Friedberg zu verdanken.

Der Letztere, Roderich als Mensch und Künstler aufrichtig schätzend, hatte es nämlich verstanden, diesen durch Eingehen in seine Pläne und Ideen so sehr für sich zu gewinnen, daß derselbe nicht nur den frühern Umgang mit Anna kaum vermißte, sondern auch durch die gründliche und verständige Weise, in welcher Friedberg die erstern besprach, für denselben ganz eingenommen wurde. Friedberg's Unterhaltungen

und Urtheile gewährten ihm viel mehr Anregungen, als diese ihm durch Anna geboten worden waren, und mancher gute Gedanken war die Frucht derselben. Emilie war sehr glücklich, und hätte sie nicht Besorgnisse wegen Friedberg's Liebe zu ihr gehegt, es würde ihr kein Wunsch eines Bessersein übrig geblieben sein.

Es war ein freundlicher Vormittag, — eine Zeit, in welcher Friedberg niemals Besuche bei ihr zu machen pflegte, — als sie durch das Fenster blickend, den Letztern auf ihr Haus zuschreiten sah.

Sie ward dadurch beunruhigt, weil sie unter den obwaltenden Umständen eine besondere Veranlassung zu seinem Besuch voraussetzen zu müssen glaubte, und ging ihm daher erwartungsvoll entgegen.

Er bot ihr wie sonst die Hand zum Gruß, ließ sich jedoch nicht neben ihr nieder, sondern blieb, Hut und Stock in der Hand, stehen, indem er eine gewisse Unruhe und Befangenheit vergeblich zu bemeistern sich bemühte.

„Wir scheinen allein zu sein,“ begann er, sich umschauend.

Emilie bejahte und bemerkte, Roderich sei ausgegangen und Anna mit einer Arbeit auf ihrem Zimmer beschäftigt.

„Ich komme um eine so ungewöhnliche Zeit zu Ihnen, weil ich Sie ohne Zeugen zu sprechen wünschte,“ fuhr Friedberg fort.

Emilien's Befangenheit steigerte sich durch diese Bemerkung noch mehr.

Seine Mienen drückten nicht die Absicht aus, ihr die Mittheilung eines etwa unangenehmen Vorfalls zu machen, sondern sie glaubte zu erkennen, daß sein eigenes Interesse diese Erregung erzeugt habe, und die Vermuthung erwachte in ihr, seine so lange verschlossene Leidenschaft suche einen Ausweg durch das Geständniß derselben. Sie wurde darin noch mehr bestärkt, als trotz ihrer Bemühungen die gewöhnliche unbefangene Unterhaltung nicht zu Stande kommen wollte, sie überdies deutlich bemerken konnte, wie sehr sich Friedberg um einen passenden Eingang für das Auszusprechende bemühte. Sie befand sich in einer peinlichen Spannung, welche sich in ihrem Wesen aussprach, von Friedberg jedoch nicht bemerkt zu werden schien.

Endlich trat er ihr rasch näher, ergriff ihre Hand, und sprach, ihr in das erröthende Antlitz schauend:

„Emilie, Sie wissen, wie sehr ich Sie verehre, ich darf daher auch nicht fürchten, Ihnen durch ein Geständniß, wozu mich das Herz nöthigt, lästig zu werden, denn nicht wahr, ich darf Sie Freundin nennen?"

„Zweifeln Sie nicht daran; meine dankbaren Gefühle haben mich längst dazu gemacht," erwiederte sie mit unsicherm Tone und schlug die Augen nieder.

„Es wäre überflüssig Ihnen zu sagen, wie glücklich mich diese Antwort macht," fuhr Friedberg jetzt

mit festerer Stimme fort, „und so will ich denn auch keinen Anstand nehmen, Ihnen offen zu gestehn, daß meinen Besuchen nicht allein nur ein Interesse zu Grunde lag.“

Emiliens Hand zuckte in der seinigen. Diese Worte überzeugten sie, sich über seine Gefühle zu ihr nicht getäuscht zu haben, und das schmerzte sie tief.

„Darf ich mich Ihnen rücksichtslos anvertrauen?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

Emilie machte, ohne ihn anzusehn, ein bejahendes Zeichen, indem ihre Befangenheit sie verhinderte, der, wie sie glaubte, beabsichtigten Erklärung durch eine passende Erwiederung zuvor zu kommen.

„Ich bin Ihnen eine Mittheilung schuldig, um nicht mißverstanden zu werden,“ fuhr Friedberg fort. „Vielleicht ist dieselbe überflüssig, da ich Ihnen meine Gefühle bereits genugsam verrathen zu haben fürchte“ — fügte er hinzu und blickte Emilie forschend an.

Diese, in dem Bemühen, seine Absicht zu vereiteln, da sie ein Geständniß seiner Liebe in derselben voraussah, fiel mit den in gepreßtem Ton gesprochenen Worten ein:

„Sollte es unter den obwaltenden Umständen nicht besser sein, dasselbe unausgesprochen zu lassen?“

„Nein, nein,“ entgegnete Friedberg rasch, „ich will ein Gefühl nicht unterdrücken, da es mein Lebensglück gilt! Ich hege die Ueberzeugung,“ fuhr er fort, „Sie haben mein Benehmen richtig gedeutet, und verhehle

Ihnen darum nicht, Ihr freundliches Entgegenkommen erwartet zu haben, da, wie ich glauben möchte, sich unsere Interessen dabei begegnen."

„Und woher schöpften Sie diesen Glauben?" fragte Emilie nicht ohne einen Anflug von Ueberraschung.

„Weil es mir und Ihnen endlich gelungen ist, die so lange schon bestehenden und von Ihnen nur mit Entrüstung geduldeten Bande allmälig zu lösen," fiel Friedberg ein und setzte alsdann in freudigem Ton hinzu: „Vielleicht ist es meinem Benehmen bereits gelungen, sie gänzlich aufzuheben."

„Sie irren!" entgegnete Emilie gereizt.

„Wie, sollte ich mich getäuscht haben?" fragte Friedberg, über diese, wie es schien, unerwartete Antwort nicht wenig betroffen.

„Gewiß," bemerkte Emilie.

„Ich glaubte meinen Blicken in dieser Beziehung trauen zu dürfen, und selbst Ihre Tante theilt meine Ansicht und billigt meinen Schritt," sprach Friedberg nachdenkend.

„Unmöglich!" fiel Emilie lebhaft ein, von dieser Nachricht, wie es schien, sehr betroffen.

Friedberg schaute sie überrascht an und bemerkte: „Warum zweifeln Sie daran? Däucht es Ihnen denn so besonders, für das Zustandekommen eines Bandes Sorge zu tragen, das unser Lebensglück ausmacht?" —

„Gewiß nicht, jedoch muß dies nicht auf Kosten eines Andern geschehen," preßte Emilie hervor.

„Das soll es auch nicht, und ich wundere mich, daß sie Roderichs Schwäche so sehr in Schutz nehmen und sich selbst dabei fast vergessen!" fiel Friedberg mit Befremden ein. „Sollte es nicht vielmehr besser sein, vorzugsweise Ihr eigenes Interesse ins Auge zu fassen, und zu meinem, und, wie ich mit Ihrer Tante glaube, auch zu Ihrem Glück die Hand zu bieten, um ein Resultat herbei zu führen, das, wie ich hoffen möchte, auch von Ihnen gewünscht wird, indem es zur Begründung einer friedlichen und glücklichen Zukunft für Sie nothwendig ist."

„Wie, Sie verlangen, ich selbst soll die Hand dazu bieten?!" fragte Emilie entrüstet.

„Ich bitte Sie darum, und damit Sie über meine Gefühle durchaus nicht im Zweifel bleiben, gestehe ich Ihnen, unter dem Schein von Kälte und Theilnahmlosigkeit dennoch schon lange, ehe ich noch ihr Haus betrat, die wärmste Neigung gehegt zu haben, und nur der Mangel einer passenden Gelegenheit hielt mich von einer früheren Annäherung ab; ich ergriff dieselbe daher mit Freuden, als Sie die Güte hatten, mir so freundlich die Hand dazu zu bieten."

„O, hätte ich das niemals gethan!" seufzte Emilie, ohne daß Friedberg es vernahm.

„Wollen Sie nach diesem offenen Geständniß meinen und den Wunsch Ihrer Tante erfüllen?" fragte

Friedberg und fügte hinzu: „Glauben Sie Roderichs Herz durch eine solche Trennung zu sehr zu verletzen, so bitte ich, sprechen Sie vorher mit ihm, um seine Gedanken in dieser Beziehung kennen zu lernen, damit diese Angelegenheit nicht den Schein eines angelegten Planes gewinnt, der ihr in Wahrheit doch zum Grunde liegt."

„Sie haben also meine Absicht erkannt?" fragte Emilie, von Friedbergs Worten auf das Höchste überrascht.

„Gewiß," betheuerte der Letztere, und fügte alsdann hinzu: „und ging um so lieber darauf ein, weil dieselbe mein eigenes Interesse fördern mußte."

„Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, ich hätte mich niemals zu diesem Schritt entschlossen!" seufzte Emilie.

„Wie, Sie mißbilligen denselben und sind mit dessen so vortheilhaften Resultaten nicht zufrieden?" fragte Friedberg erstaunt.

„Ich bedaure es von Herzen," entgegnete Emilie gebeugt.

„Sie überraschen mich durch diese Worte, wenigstens lassen dieselben nicht auf freundliche und dankbare Empfindungen für mich schließen, und das betrübt mich in der That herzlich, denn ich hoffte mir dieselben bei Ihnen erworben zu haben," entgegnete Friedberg, indem er Emilie zugleich betroffen anschaute.

Ihr Herz litt jetzt doppelt, und von der Nothwendigkeit überzeugt, ihm ein für allemal jeden Glauben und jede Hoffnung an ihre Liebe zu nehmen, faßte sie sich und entgegnete:

„Wie Sie mein Benehmen beurtheilen werden, muß ich Ihnen anheim stellen; aber ich gestehe Ihnen, nicht anders zu können, denn so gebietet es mir mein Herz. Gewiß ist es, daß ich Ihnen undankbar erscheine, aber, so tief mich das auch schmerzt, lege ich Ihnen doch unumwunden das Geständniß ab, das von Ihnen ausgesprochene Verlangen in keiner Beziehung erfüllen zu können, so sehr ich auch Ihr Glück wünsche. Suchen Sie eine Leidenschaft zu beherrschen, die uns beide nicht glücklich machen kann, da sie ein so schmerzliches Opfer fordert. — Dieses Bekenntniß ist mir schwer geworden; aber ich überwand meine Gefühle, da ich dasselbe für nothwendig erachtete. Sie werden einsehen, daß ein fernerer Umgang zwischen uns nach dem heutigen gegenseitigen Bekenntniß nicht mehr bestehen kann; aber so schmerzlich für mich auch diese Gewißheit ist, werden Sie dennoch meine Ueberzeugung theilen, denn ich kenne Ihren edeln Character. — Und so leben Sie denn auf immer wohl!“

Mit diesen Worten entfernte sich Emilie rasch, nachdem sie sich von Friedberg noch durch einen trüben Blick verabschiedet hatte, der ihm ihre schmerzlichen Gefühle nur zu deutlich verrieth.

War, wie wir gesehen haben, gegen das Ende der

Unterredung seine Ueberraschung durch Emiliens Worte und Benehmen bereits erregt worden, da er nichts weniger, als ein Ablehnen seines Verlangens erwartet hatte, so steigerte sich dieselbe im Verlauf derselben um so rascher, da sie ihm — was er nie geglaubt oder auch nur geahnt hatte — durch diese Weigerung zugleich eine still gepflegte Neigung für ihn verrieth. — Jetzt fielen ihm die besonderen, ihm von ihr in so reichem Maß zu Theil gewordenen Aufmerksamkeiten ein, welche er so lange für durchaus bedeutungslos, wenigstens für nichts Außergewöhnliches gehalten hatte; selbst ihr Bemühen, ihn für sich zu gewinnen, erschien ihm jetzt in einem anderen Licht, indem er demselben eine ganz andere Veranlassung unterlegen zu müssen glaubte, und seine Verwirrung und Unruhe vermehrten sich schnell.

Als sich Emilie so rasch und mit einem so eigenthümlichen Bekenntniß entfernte, war er ihr ein paar Schritte nachgeeilt, indem er ihren Namen wiederholt aussprach, um sie zurück zu halten und dadurch ein Verständniß, oder wenigstens ein freundschaftliches Ausgleichen ihrer Ansichten und Gesinnungen herbei zu führen. Sie achtete auf seinen Ruf nicht, und so befand er sich in dem nächsten Augenblick allein, rathlos, und über das Vernommene im höchsten Grade bewegt. Denn er hielt sich überzeugt, Emilie liebe ihn und habe darum sein Verlangen, für ihn bei Anna Fürsprecherin zu werden, wozu er sie aufforderte, be-

stimmt abgelehnt. Denn nur in der letztern Absicht war er heute erschienen, ohne auf eine solche Entdeckung auch nur im Geringsten vorbereitet zu sein.

Wie sehr erschütterte ihn daher dieses, ihm so plötzlich aufgedrungene Bewußtsein, das um so drückender für ihn sein mußte, da er Anna wahrhaft liebte, und, wie er bereits angedeutet, aus diesem Grunde um so rascher in Emiliens Plan eingegangen war, weil ihm derselbe die Gelegenheit verschaffte, mit Anna bekannt zu werden und ihren Charakter zu prüfen.

Er hatte sie früher zu verschiedenen Malen in Gesellschaften gesehen und war von ihrer persönlichen Erscheinung angezogen worden; was man sich jedoch über ihr Verhältniß zu Roderich und die Richtung ihres Charakters mittheilte, schwächte den vortheilhaften Eindruck, den er von ihr empfangen, und versetzte ihn in eine peinigende Lage, indem er ihr Wesen und ihren Charakter nicht in Einklang zu bringen vermochte.

Wir haben erfahren, daß Friedberg Damen gegenüber scheu, ja selbst unbeholfen war, und es wird daher nicht befremden, wenn er auch selbst in dieser, für ihn so bedeutsamen Lage einen raschen Entscheid durch ein entsprechendes Handeln herbei zu führen sich nicht bemühte.

So vergingen ein paar Monate, in welchen er Anna zwar im Geheimen beobachtete, dennoch aber für seinen Zweck keinen bestimmten Entschluß zu fassen

vermochte. Obwol er darunter litt, geschah dennoch nichts, noch auch vertraute er sich Jemand an. Endlich kam jener Abend, an welchem Emilie ihn in der Gesellschaft bei der Tante gesprochen, und nach ihrem Plan für sich gewonnen hatte. Friedberg überraschte sie durch sein freundliches Entgegenkommen, ohne daß sie die Zwecke im Entferntesten ahnte, welche er damit verband. Der erstere, anfangs nur mit dem Verlangen erfüllt, Anna näher kennen zu lernen, sah sehr bald ein, daß er unter den obwaltenden Umständen eine ganz neue Aufgabe zu lösen hätte, da er nicht nur Roderichs großen Einfluß auf Anna, sondern auch nur zu wohl erkannte, daß der erstere das eigenthümliche Verhältniß ganz allein hervorgerufen hatte. Ihm konnte überdies auch nicht entgehen, daß Anna mehr nachgab und duldete, als daß sie sich durch den Umgang mit Roderich wirklich befriedigt fühlte. Diese Erkenntniß erweckte in ihm die angenehmsten Gefühle, und er war seitdem bedacht, Emilien in dem entworfenen Plan um so eifriger beizustehen, weil der Erfolg desselben mehr oder weniger auch für sein eigenes Interesse von der höchsten Wichtigkeit sein mußte. Bald erkannte er, wie vortrefflich sein und Emiliens Verhalten Roderich gegenüber wirkte, und seine Freude steigerte sich, als er nach einiger Zeit zu bemerken glaubte, daß Anna ein wirkliches Interesse für ihn zu hegen und sich dasjenige für Roderich in ihr allmälig zu mindern schien. In der Erkenntniß von

Anna's besonderem Charakter glaubte er sein ihr gegenüber behauptetes Benehmen in der bezeichneten Weise fortsetzen zu müssen, weil er das gewünschte Ziel nur dadurch erreichen zu können voraussah, dies überdies ja auch in Emiliens Plan lag.

Alles war so vortrefflich zu Stande gekommen, und nachdem er die Hoffnung hegte, Anna theile seine zärtlichen Empfindungen, sah er sich in dem wichtigsten Augenblick, der Emiliens Vermittlung so nothwendig machte, durch deren ungeahntes Interesse für ihn in die peinlichste Lage versetzt.

Die ihm angeborene Scheu hielt ihn ab, sich an Anna selbst zu wenden; dazu gesellte sich noch das Bedenken, ob Roderichs Umgang für sie nicht vielleicht noch so vielen Werth besaß, daß sie darum jede andere Verbindung von sich wies, um in dessen Nähe zu bleiben. Ueberdies erhoben sich noch andere Zweifel in ihm, wie sie in einem gar zu bedenklichen und rücksichtsvollen Character, der liebt, leicht vorzukommen pflegen.

In diesem Fall müssen dieselben freilich gerechtfertigt erscheinen, besonders wenn man die eigenthümlichen dabei obwaltenden Verhältnisse erwägt.

Rathlos und von dem Vernommenen tief ergriffen, verweilte Friedberg nach Emiliens Entfernen noch eine kurze Zeit in dem Zimmer, um sich von dem Erlebten ein wenig zu erholen und zugleich seine so besondere Lage zu überlegen. Er schätzte Emilie aufrichtig, und

es betrübte ihn daher tief, eine heftige Leidenschaft in ihrem Herzen für sich erregt, und sie überdies durch seine Neigung für Anna verletzt zu haben. Denn in der Annahme ihrer Liebe zu ihm glaubte er sich sagen zu müssen, daß nur ihr verletztes Gefühl sie zu einem so ungewöhnlichen Benehmen habe verleiten können, da sie ja sonst stets ruhig und voll Ueberlegung zu sein pflegte.

Alles das überdachte der feinfühlende Friedberg, und fragte sich, was er beginnen sollte, um Emilie zu versöhnen und wieder für sich zu gewinnen. Den Gedanken an ihre Vermittelung gab er auf, da er wol einsah, daß eine derartige Zumuthung unter den obwaltenden Umständen durchaus unzuläßig wäre.

Indem er noch über die besten Mittel zu seinem Zweck nachsann, fiel es ihm ein, daß er am besten thun würde, sich der Tante anzuvertrauen und deren Fürsprache zu erbitten. Er schätzte diese Dame außerordentlich, überdies war sie ja auch mit seiner Theilnahme für Emiliens Plan vertraut, und hatte ihn selbst dazu aufgefordert, um so weniger glaubte er ihr jetzt die Mißlichkeit seiner Lage verschweigen zu dürfen.

Die Tante befand sich bei einem seiner Bekannten auf dem Lande, den er heute zu besuchen beabsichtigte, und so entschloß er sich, recht zeitig hinüber zu fahren, um ihr Alles in der ausführlichsten Weise mitzutheilen.

Nachdem er sich noch vergeblich mehrmals nach Emilien umgeblickt hatte, da er ihr so gern noch ein beruhigendes Wort gesagt hätte, begab er sich fort, um die beabsichtigte Fahrt anzutreten.

Wir haben gesehen, in welcher Aufregung Emilie Friedberg verließ, und erblicken sie jetzt einsam in ihrem Zimmer, woselbst sie voll Betrübniß das so eben Erlebte an ihrem Geist vorüber gehen ließ.

Nachdem sie sich wieder gesammelt hatte, überlegte sie, was zu thun sei, um sich den liebgewonnenen Freund zu erhalten; denn wie wir wissen schätzte sie Friedberg aufrichtig. Von dem Glauben an Friedbergs Liebe befangen, bemühte sie sich, die passendsten Mittel für ihre edele Absicht zu ersinnen. Sie fragte sich, ob sie ihren Gatten mit dem Vorgefallenen vertraut machen sollte, hielt dies jedoch wegen des Interesses, welches die Tante daran nahm, nicht für räthlich, da unangenehme Zerwürfnisse daraus entstehen konnten. Lange strengte sie ihren Geist in diesen Bemühungen an, endlich schien es ihr das Beste, mit der letzteren selbst darüber zu sprechen, und auf diese Weise Alles sanft und geräuschlos auszugleichen, ehe noch Roderich das Mindeste davon erfuhr.

Sie ahnte nicht, daß es damit bereits zu spät sei, und der Letztere ein unbemerkter Zuschauer der mit Friedberg stattgehabten Scene gewesen war, wozu ihm die nicht fest geschlossene Thür des Nebenzimmers die bequemste Gelegenheit geboten hatte.

Zu sehr von der Situation ergriffen, hatten weder Emilie noch Friedberg seine Rückkehr bemerkt.

Roderich, durch Friedbergs Worte und Emiliens Benehmen getäuscht, hatte aus denselben die niederdrückende Ueberzeugung eines geheimen Einverständnisses zwischen ihnen geschöpft, so wie er auch zu erkennen glaubte, daß sein Verhältniß zu Anna die Absicht einer Trennung von ihm in Emilien erzeugt hatte, welche durch die Billigung der Tante und Emiliens Neigung für Friedberg unterstützt, früher oder später von ihr begehrt werden würde.

In diesen Voraussetzungen bestärkte Roderich die schon lange gehegte Eifersucht noch mehr, indem ihn dieselbe zugleich dasjenige übersehen ließ, was ihn auf seinen Irrthum aufmerksam hätte machen können. Von dem Vernommenen heftig erschüttert, hatte er schnell nach dem Hut gegriffen, und war durch eine Seitenthür unbemerkt ins Freie geeilt, um ungestört den gehabten Eindruck zu verarbeiten und zu überlegen, was er für die Folge zu thun hätte.

Flüsterte ihm auch die Eifersucht zu, daß seine Gattin schuldig sei, so hatte er doch bis jetzt die Beweise dafür aus ihrem Verhalten gegen Friedberg nicht mit Bestimmtheit entnehmen können, und zur kälteren Ueberlegung gelangt, sagte ihm sein Selbstgefühl, daß er es seiner Gattin und sich selbst schuldig wäre, die Entwicklung dieser Angelegenheit abzuwarten, ohne im Geringsten handelnd einzuschreiten.

Gewann er die Ueberzeugung von ihrer gegenseitigen aufrichtigen Neigung, so war dieselbe seiner Ansicht nach vollkommen durch sich selbst gerechtfertigt, da er eine Ehe, die nicht durch gegenseitige Liebe geknüpft worden war, sondern nur durch geschickte Täuschung einer derartigen Empfindung bedingt wurde, für die tiefste Erniedrigung des Menschen erachtete.

Trotz dieser Ansichten erfüllte ihn dennoch die Gewißheit, Emilie zu verlieren, mit der tiefsten Wehmuth, denn er glaubte sie jetzt noch inniger, denn je zu lieben, und ihre vortrefflichen Eigenschaften und Vorzüge erschienen ihm in einem viel vortheilhafteren Licht. Mit diesen Betrachtungen hatten sich auch unwillkürlich Gedanken über seinen Umgang mit Anna eingeschlichen, und er kam jetzt zu der Frage, ob derselbe nicht vielleicht die alleinige Veranlassung gewesen, daß seiner Gattin Herz sich Friedberg zugewendet hatte. Es däuchte ihm das nicht unmöglich, und er fürchtete, Emilien dadurch vielleicht schon manchen stillen Kummer bereitet zu haben,indem er zugleich erkannte, wie durch ein so rücksichtsloses Miteinanderleben das Zartgefühl seiner Gattin jedenfalls habe verletzt werden müssen. Leider kam diese Erkenntniß zu spät; denn eine Aenderung seines Benehmens mußte unter den obwaltenden Umständen, wie er sich überzeugt hielt, fruchtlos sein. Er litt darunter schmerzlich.

Erst spät in der Nacht kehrte er nach Hause, um jeder Begegnung mit Emilien vorzubeugen.

Unruhvoll ging ihm die Nacht dahin.

Friedberg war, von seinen niederdrückenden Gefühlen belästigt, so rasch als möglich nach der Besitzung seines Freundes geeilt, und benutzte die erste Gelegenheit, der Tante die gemachte Entdeckung mitzutheilen, und ihr sein Leid zu klagen.

Sie nahm seine Mittheilungen mit sich steigerndem Interesse entgegen, und nachdem sie ihre herzliche Freude über seinen Entschluß, sich um Anna's Hand zu bewerben, ganz offen ausgesprochen hatte, rieth sie ihm zugleich, sich ohne jede Einmischung einer dritten Person geradezu an Anna selbst mit seinem Antrag zu wenden, indem sie in ihrer mütterlich-wohlwollenden Weise bemerkte:

„Glauben Sie mir, liebster Doktor, es ist das ein viel besserer und sicherer Weg, sich mit dem Gegenstande seiner Liebe zu verständigen, gar nicht zu erinnern, daß die empfindlichen Mädchen es viel lieber sehen, wenn der Mann ihrer Neigung auch den Muth besitzt, sich offen und ohne alle Weitläufigkeiten gegen sie auszusprechen. Ja, Sie werden mir Recht geben, wenn ich Sie aufmerksam mache, daß eigentlich das Geheimniß der Liebe durch die Mitwissenschaft und das Eingreifen eines Dritten mehr oder weniger an seiner Zartheit verliert. Und das verletzt die Seele eines Mädchens leicht. Sie dürfen meinem Geschlecht das nicht verargen; denn Sie müssen gestehen, der Sie das menschliche Herz ja kennen, wie die Liebe

für das Weib so eigentlich ihr Alles ist, und sie die ganze Poesie einer ersten wahrhaften Neigung in die oft sorgenschwere Ehe mitnimmt, um in der Erinnerung daran sich die Gegenwart zu verschönern und ihr Gefühl als Gattin und Mutter zu veredeln und zu erwärmen."

„Denn die Poesie des Brautstandes ist wie der sanfte Schimmer der untergehenden Sonne, welcher sich über die Landschaft breitet und dieselbe mit seinen lieblichen Farbentönen malt, wodurch sie uns tausendfach reizender erscheint und all die kleinen und großen Mängel vergessen läßt, die trotzdem darin vorhanden sind. — Darum folgen Sie meinem Rath und wenden Sie sich selbst an Anna; aber persönlich, nicht etwa schriftlich; denn auch eine solche Form lieben wir Frauen nicht. Auge in Auge, aufrichtig und wahr, wie es das Gefühl gebietet, so ist's gefällig und so gefällt's; denn Seele und Charakter sprechen unmittelbar zu einander und in einem solchen Augenblick täuscht sich das Herz nicht und wird nicht getäuscht."

„Ihre liebevollen Worte haben mich vollkommen überzeugt, und mit dieser Ueberzeugung ist auch jene Scheu entwichen, die mich veranlaßte, Emilien's Vermittelung zu erbitten," entgegnete Friedberg erfreut, indem er der würdigen Dame ehrfurchtsvoll die Hand küßte. „Ich will sogleich die erste Gelegenheit zu einem Antrage benutzen," fuhr er fort; „und eine ge-

heime Stimme ermuthigt mich mit der Hoffnung, nicht abgewiesen zu werden.“ —

„Ich bin gleichfalls davon überzeugt, und Ihre Besorgniß, Anna's Interesse für Roderich könnte noch so groß sein, daß sie Ihren Antrag abweist, scheint mir durchaus ungegründet und aus der geringen Kenntniß des weiblichen Charakters entsprungen zu sein,“ entgegnete die Tante und fuhr dann fort; „Ich selbst sollte Ihnen eigentlich am wenigsten die weiblichen Schwächen verrathen; aber warum sollte ich es nicht, um Ihnen das Erlangen eines von Ihnen so heiß gewünschten Zieles zu erleichtern und glückliche Menschen zu machen. Darum hören Sie mich an.

Es mag Anna's Eitelkeit vielleicht bisher geschmeichelt haben, von einem nicht unberühmten Manne zur Theilnahme an seiner geistigen und künstlerischen Thätigkeit aufgefordert worden zu sein, und sie mag sich auch wirklich in dem eifrigen Antheil daran wohl gefühlt haben; aber Sie können auch überzeugt sein, daß, wie ich Anna kenne, sie den gegenwärtigen Verhältnissen mehr oder weniger Opfer dabei gebracht hat, da ihr weibliches Gefühl ihr gesagt haben muß, daß sie damit der Welt Veranlassung zu allerlei nicht angenehmen Urtheilen über sich gegeben hat. Und das Urtheil der Menschen ist uns Frauen durchaus nicht gleichgiltig, am wenigsten einem Mädchen, das der Wunsch erfüllt, sich eine Selbstständigkeit durch eheliche Häuslichkeit zu verschaffen. —

Da bin ich nun an dem Punkt angelangt, den ich eigentlich als Frau einem Manne gegenüber nicht berühren sollte; indessen, Sie werden mich nicht verrathen, und so will ich es denn in dieser Ueberzeugung thun. — Vielleicht haben Sie meine Andeutungen schon verstanden, wenn nicht, so erinnere ich Sie, daß wir Frauen im Allgemeinen viel praktischer als die Männer sind, und einem Mädchen, um in den Hafen der Häuslichkeit noch zur guten Zeit — das heißt, ehe sie noch das wenig erfreuliche Prädikat der alten Jungfern erhalten hat — einzulaufen, nichts nothwendiger däucht, als sich zu verheirathen, und sie daher bei der Wahl, eines geistreichen Mannes Freundin oder eines Mannes Gattin zu sein, das letztere ohne jedes Bedenken sehr rasch vorzuziehen pflegt; denn sie findet in der Ehe nicht nur ein materielles, sondern auch ein sittliches Asyl und jene Sicherheit und Stütze, welche eine natürliche Forderung ihres natürlichen Wesens ist. — Nun, bester Doctor," schloß die Tante lächelnd und mild, „jetzt habe ich Ihnen genug verrathen, um Ihnen jedes etwa noch vorhandene Bedenken zu nehmen und füge nur noch hinzu, daß ich Anna trotz ihrer Besonderheiten für ein durchaus vortreffliches Mädchen halte, und überzeugt bin, ihr Wesen und Charakter wird sich durch die Liebe und die besonderen ehelichen Verhältnisse auf die beste Weise entfalten; bietet doch nur die Ehe dem Weibe die vollkommenste und erwünschteste Ge-

legenheit dar, ihren eigentlichen Beruf ganz zu erfüllen. Anna besitzt Erfahrung und Charakter, und nach meiner Ueberzeugung sind dies bei einem Weibe, wie bei jedem Menschen, welche dieselben mit wahrhafter Liebe zu vereinigen weiß, nicht genug zu schätzende Vorzüge."

„Ich will Ihren so vortrefflichen Rath in jeder Beziehung befolgen, und bewundere den Scharfblick, mit welchem Sie Ihr Geschlecht so richtig beurtheilen, und hoffe durch die Gewährung meiner Wünsche zu dem wärmsten Dank gegen Sie verpflichtet zu werden," entgegnete Friedberg und fügte alsdann, sich besinnend, hinzu: „Doch wie versöhne ich Ihre Nichte? Sie wissen, wie hoch ich dieselbe schätze, und es würde mir schmerzlich sein, ihren Umgang für die Folge aufgeben zu müssen —"

„Sie haben mich durch die Nachricht über Emilie in der That sehr beunruhigt," bemerkte die Tante gedankenvoll und fügte nach einer kleinen Pause des Nachsinnens, indem sie Friedberg anschaute, hinzu: „Ueberdenken Sie nochmals die stattgefundene Unterredung und erwägen Sie alsdann, ob Sie sich nicht vielleicht getäuscht haben. — Wie ich meine Nichte und ihre Neigung zu Roderich kenne, kann ich kaum glauben, dieselbe sollte eine andere Richtung genommen haben. Verzeihen Sie, wenn ich ganz aufrichtig spreche," wandte sie sich entschuldigend an Friedberg

und fuhr alsdann fort: „Zwar scheint es mir natürlich, daß Emilie, durch Roderich's Vertraulichkeit zu Anna gereizt und verletzt, sich zu dem Spiel der uns bekannten Intrigue bewogen sah, indessen bedingt das noch immer nicht eine Aenderung ihrer Neigung, vielmehr möchte ich darin sogar ein erhöhteres Interesse für ihren Gatten finden. — Aber wenn dem so ist, wie soll ich mir alsdann ihr so sonderbares Benehmen gegen Sie erklären, und in einem Fall, der von ihr mit der größten Bereitwilligkeit in dem eigenen Vortheil benutzt werden mußte. — — Ich gestehe Ihnen freilich, liebster Doktor," fuhr die Tante nach kurzer Pause fort, „daß wir Frauen in einem Punkte allerdings ein wenig schwach sind, namentlich wenn die Verhältnisse unsere Schwäche noch begünstigen; aber alsdann pflegt doch auch mehr oder weniger ein gewisses Entgegenkommen von Seiten des Mannes stattzufinden, was ich jedoch bei Ihnen unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht voraus setzen kann. Ueberdies ist Emilie ein ruhiges und zur Ueberlegung geneigtes Frauchen. — Ich weiß in der That nicht, was ich denken oder sagen soll, und kann mir dieses mal nur mit der Betrachtung helfen, daß im Menschen ungekannte Leidenschaften ruhen müssen, welche ihn durch ihr plötzliches Erwachen und Auftreten überraschen und darum um so leichter und sicherer einnehmen und beherrschen." —

Es trat eine kleine Pause ein, in welcher die Tante

sowol als Friedberg ihren Gedanken nachhing, endlich bemerkte die Erstere:

„Sei dem nun, wie ihm wolle. Ich rathe, Sie verfolgen Ihren Zweck und zeigen Emilien dadurch zugleich, ihre Gefühle nicht erkannt zu haben, so wird sie sich leichter in das Unabänderliche fügen und Alles bleibt beim Alten. Ueberdies will ich nach meiner Rückkunft in die Stadt sogleich Gelegenheit nehmen, mit ihr zu sprechen, und erfahre alsdann das Nähere. — Lassen Sie uns morgen gemeinschaftlich nach der Stadt zurückkehren, damit wir rasch handeln können, ehe noch Emilie sich etwa durch ein unbedachtes Wort oder Benehmen verräth.“

Friedberg ging mit Freuden auf ihren Vorschlag ein, und beide kehrten an dem nächsten Tage nach der Stadt zurück.

An dem nach der wichtigen Unterredung folgenden Morgen bot Emilie ihrem Gatten zwar in der gewöhnlichen unbefangenen und herzlichen Weise die Lippe zum Kuß dar, jedoch entging ihm ihre blässere Gesichtsfarbe und der weniger heitere Ausdruck desselben nicht. Er glaubte die Gründe dazu zu kennen, und schwieg in der Erwartung dessen, was sie thun würde.

Er sah sich indessen getäuscht.

Sie besprach ganz gleichgültige Dinge und bemühte sich, wie er wenigstens zu erkennen glaubte, unbefangen zu erscheinen. Vergebens harrte er auf die er=

wartete Mittheilung, lenkte die Unterhaltung absichtlich auf Friedberg; Emilie beantwortete indessen seine Fragen ohne alles Bedenken, und schien nicht im Geringsten die Absicht zu haben, ein so wichtiges Geständniß zu thun.

Wir wissen, daß er daran den Beweis ihrer Liebe zu Friedberg knüpfte, und indem er sich jetzt davon vollkommen überzeugt zu haben glaubte, schützte er, um seine schmerzlichen Empfindungen nicht zu verrathen, einen nothwendigen Gang vor, und entzog sich rasch ihrer, ihm jetzt so peinlichen Gegenwart. Seine Verstellungskunst war jedoch nicht so groß, um Emiliens Scharfblick zu täuschen; sie entdeckte seine innere Bewegung, und es erwachte in ihr die Ahnung, dieselbe könne nur durch seine Kenntniß des gestrigen Besuchs Friedbergs hervorgerufen worden sein.

Kaum hatte er sich daher entfernt, so wußte sie sich auch auf eine geschickte Weise darüber Aufklärung zu verschaffen, und erfuhr nicht allein Roderichs Anwesenheit zu der Zeit, als Friedberg sie besuchte, sondern auch sein eben so schnelles Entfernen; sie durfte also nicht länger an der Richtigkeit ihrer Annahme zweifeln. Wie viel ihm jedoch von der Unterredung bekannt geworden war, blieb für sie eine noch unerledigte Frage.

Von Minute zu Minute steigerte sich ihre Unruhe, und mit Ungeduld erwartete sie den zur Tante gesen-

deten Boten, der ihr die Nachricht von deren Rückkunft nach der Stadt bringen sollte.

Sie hatte wol schon ein Dutzend mal darnach fragen lassen, ohne daß eine befriedigende Antwort erfolgte. Endlich erschien derselbe mit der gewünschten Nachricht, und rasch eilte Emilie zu ihr.

„Ei, ei," rief ihr die Tante, welche noch nicht einmal Zeit gehabt hatte, sich ihrer Reisetoilette zu entledigen, entgegen, „so eilig?! Du mußt mir in der That etwas sehr Wichtiges mitzutheilen haben, da Du nach mir schon so oft und dringend verlangt hast!" —

„Es ist so, liebe Tante," erwiederte Emilie, ihre große Aufregung nicht verhehlend.

„Doch kein häuslicher Zwist?" fragte die Erstere, verbesserte sich jedoch sogleich und meinte: „Gewiß eine überflüssige Frage von mir; ich weiß ja, daß Du gegenwärtig recht glücklich lebst." —

„Ich könnte es sein, wenn nicht ein besonderer Vorfall stattgefunden hätte, der mich im höchsten Grade beunruhigt," entgegnete Emilie.

„So sprich schnell, was ist geschehen und durch wen ist derselbe hervorgerufen," bemerkte die Tante theilnehmend.

„Sie werden es für unmöglich halten, wenn ich Ihnen sage, durch unsern Freund, durch Friedberg" — entgegnete Emilie betrübt.

„Wie wäre das möglich, da wie ich weiß, er ja

stets bedacht gewesen, Dein häusliches Glück zu fördern?!" fiel die Tante mit Ueberraschung ein.

„Sie irren, Tante!" rief Emilie erregt aus; „sein Benehmen hat im Gegentheil einen ganz andern Grund gehabt." —

„Unmöglich!" sprach diese, und schaute die Nichte mit Spannung an.

„Sie bezweifeln das, und kennen doch, wie er mir gestanden, nur zu gut die Gründe dazu?" — wandte Emilie schmollend ein.

„Nun ja, mein Kind, ich kenne sie," — entgegnete die Tante lächelnd und begütigend.

„Und billigen seine Neigung auch!" fiel Emilie unmuthig ein.

„Warum sollte ich es nicht?" fragte die Tante. „Ist sie doch wie ich richtig zu beurtheilen glaube, für Deinen dauernden Herzensfrieden von hoher Bedeutung" — fügte sie hinzu.

„Sie haben ihm also wirklich selbst dazu gerathen?" fragte Emilie und schaute die Tante mit einem vorwurfsvollen Blick an.

„Ich hoffe, Du wirst mir dafür danken," erwiederte diese. „Ich glaubte, wie ich Dein Herz kenne, ganz in Deinem Sinne zu handeln."

„Tante, Tante," rief Emilie nun fast weinend, „das konnten Sie thun, ohne vorher mit mir zu sprechen?!"

Diese, welche in Emiliens Aufregung die Bestätigung

von Friedbergs Andeutungen zu erkennen glaubte, schaute sie ernst und mit Befremden an.

Der so ungewöhnliche Gemüthszustand ihrer Nichte überraschte sie nicht allein, sondern erweckte auch ihren Unmuth über deren Schwäche, und sie sprach mit der ganzen, ihrem Wesen eigenthümlichen Würde:

„Emilie, was entdecke ich in Deinem Herzen! Du willst für das Glück desjenigen Menschen, der Dir und uns Allen so werth ist, und dem Du so vielen Dank schuldest, nicht ein so durchaus nothwendiges Opfer bringen?!“

Emilie blieb stumm und schaute vor sich nieder.

„O wahrlich,“ rief die Tante,“ man wirft den Frauen nicht mit Unrecht Charakterschwäche vor; wir verdienen diesen Tadel; Du giebst den schlagendsten Beweis davon —“

Nun aber hatte auch Emiliens Geduld ein Ende; in ihrem, durch diesen Vorwurf tief verletzten Selbstgefühl richtete sie sich auf und sprach mit sicherer Stimme:

„Tante, Sie wissen, wie sehr ich Sie verehre, und wie gern ich mich ihren Ansichten unterordne; aber für unser Handeln können wir nur die eigenen Grundsätze und Empfindungen als Maßstab gebrauchen, und so will ich in diesem Fall auch nur den meinigen folgen —“

„Emilie, Emilie!“ rief die Tante warnend, „keine Aufwallung, keine Uebereilung!“

„Nein, liebe Tante, was ich zu thun gedenke, ist die Frucht eines gereiften Nachdenkens, die Nöthigung meiner Liebe. Ich vergebe Ihnen, daß Sie vielleicht aus zu großer Verehrung Friedbergs und aus einer unrichtigen Auffassung meines ehelichen Verhältnisses auf den Gedanken meiner Trennung von Roderich gerathen konnten, um mein Lebensglück zu begründen, und einen wohlbedachten Plan mit Friedberg ausführten, weil Ihnen dessen Liebe zu mir bekannt war. Er hat es leider gewagt, mir gestern dieses Geständniß zu machen, und darum kam ich her, mir von Ihnen Rath zu erbitten. Ich habe mich bitter getäuscht; denn ich kenne jetzt auch Ihre Gesinnungen. Doch hören Sie mein Geständniß. Meine Liebe zu Roderich ist sich unter den frühern Verhältnissen stets gleich geblieben, und wenn es auch vielleicht gegen Ihre Ansicht ist, so halte ich es doch für meine Pflicht, ihm nicht das Geringste zu verschweigen, um ihm die bereits getrübte Ruhe wieder zu geben!" —

Mit erglühtem Gesicht und glänzendem Auge hatte Emilie gesprochen, und griff in edeler Erregung nach dem Hut, um sich zu entfernen.

Sprachlos vor Erstaunen hatte die Tante ihr zugehört, dann aber, als Emilie geendet hatte und sich zum Fortgehen anschickte, erhob sie statt aller Antwort ein frohes Gelächter, indem sie mit einer für ihre Jahre ungewöhnlichen Schnelligkeit sich Emilien näherte

und sie trotz des italienischen Strohhuts beim Kopf nahm und herzlich abküßte.

„Du gutes, liebes Kind!“ rief sie, als Emilie sie unter hervorquellenden Thränen überrascht anschaute, „was hast Du Dir doch so ohne allen Grund für ein Herzeleid gemacht! Hat Dir denn Friedberg nicht gesagt, wem seine Neigung gilt?“

Emilie antwortete nicht.

„Da haben wir es. Du glaubtest also das Geständniß seiner Liebe gelte Dir?“

„Ich glaubte mich nicht zu täuschen —“ erwiederte Emilie etwas verwirrt.

„Also daher Dein Wahn, sein Geständniß habe meine Billigung?“

„In der That,“ meinte Emilie noch verwirrter, da sie bereits ein Mißverständniß ahnte.

„Und gab Dir Friedberg jemals einen wirklichen begründeten Anlaß dazu? — Ich hoffe, nein.“

Emiliens Verlegenheit mehrte sich, sie schwieg, denn sie fühlte mit tiefer Beschämung, daß sie darauf nicht bejahend antworten konnte und durfte.

Die erfahrene und scharfblickende Tante erkannte nur zu leicht, wie dem jungen Frauchen die schöpferische Fantasie einen losen Streich gespielt hatte, und glaubte diese Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, um die von ihr so geliebte Nichte auf eine Schwäche der weiblichen Natur aufmerksam zu machen, durch welche namentlich in dem Eheleben so viele trübe

Stunden hervorgerufen würden, und sprach, der nun ruhiger gewordenen Nichte sanft den Hut abnehmend und sie zu einem Sitz führend, mit sanfter, liebevoller Stimme:

„Du hast es an diesem so einfachen Vorgange erlebt, meine liebe Emilie, wie gefährlich es ist, in dem Umgange mit dem andern Geschlecht, dem Benehmen des letztern Motive unterzubreiten, die nach unserer Ansicht lediglich der Ab- oder Zuneigung zu uns entsprungen sein sollen. Bliebe es in den Grenzen der einfachen und gewöhnlichen Zuneigung, so ließe ich es noch hingehn; aber das durch ihre eigenthümliche Organisation nur zu sehr zur Liebe geneigte Weib sucht und findet auch in des Mannes, oft lediglich dem Wohlwollen, der Achtung und Freundschaft entsprungenen Benehmen sogleich den Beweis eines zärtlichen Gefühls, mit einem Wort, der Liebe, und wenn ihr das eines Theils wohlthut, fühlt sie sich anderer Seits dadurch geschmeichelt. —“

Emilie wollte antworten —

„Antworte mir nicht!“ fiel die Tante rasch ein; „Du kannst meine Ansicht nicht widerlegen. Wir sind, wenigstens die Mehrzahl unseres Geschlechts, alle so. Wir lassen uns von unserm selbstsüchtigen Gefühl so sehr beherrschen, daß wir darüber das Benehmen des Mannes mit Ruhe und Verstand zu prüfen vergessen, um uns darüber klar zu werden. —“

„Wahrlich,“ rief Emilie, „Tante, Sie gehn zu weit!“

„Und bin doch so eigentlich noch nicht von Deiner eigenen Person abgekommen," bemerkte diese mit Beziehung.

Emilie fühlte die Richtigkeit dieser Anspielung und schwieg.

„Ein zweiter, fast noch wichtigerer Nachtheil entsteht durch solche Täuschungen, wenn das Weib, welches denselben erliegt, endlich gewahr wird, wie es mit dem Herzen dieses Mannes in Wahrheit beschaffen ist. Er zeigt für eine Andere unverhohlen sein Interesse; nun glaubt sie sich verrathen, betrachtet sich als ein Opfer seiner augenblicklichen Aufwallung, und den ungerechten Vorwurf, welchen sie ihm deshalb macht, dehnt sie alsdann zugleich auf das ganze Geschlecht aus. Wie betrübend für sie und für den Mann selbst! — Denn derselbe kann dadurch nicht in ihrer Achtung steigen, selbst derjenige nicht, auf den sie für das Leben durch Neigung und Ehe angewiesen ist. —"

Emilie drückte der Tante die Hand.

„Ich fühle es an dem warmen Druck Deiner Hand," fuhr diese fort, „daß Du mir Recht giebst, und so will ich Dir noch einen dritten Nachtheil erklären, der unter solchen Umständen hervorgerufen wird. Du könntest mir nämlich entgegnen, es sei des Mannes Pflicht, sein Benehmen gegen uns in der Art einzurichten, daß wir über seine Empfindungen in keiner Hinsicht getäuscht werden können. Man hört das so häufig von den Frauen sagen. — Aber mit

dieser Forderung haben sich dieselben auch ein Dokument ihres geringen Charactergehalts und Selbstgefühls ausgestellt. Denke, wie müßte dem Manne bei einer solchen gefühlten Rücksicht das ganze weibliche Geschlecht erscheinen! — Wahrlich, er würde dasselbe höchstens Kindern gleich zu achten berechtigt sein. —"

„Gewiß, gewiß!" preßte Emilie hervor.

„Das von den Männern im Allgemeinen beherzigte Urtheil und Benehmen gegen die Frauen, ihr Fernhalten von denselben, das gewissermaßen „Dulden" derselben ist der sicherste Beweis, daß wir selbst und nicht die Männer an alle dem die Schuld tragen. Denn Niemand erkennt so gern und so dankbar unsere Vorzüge an, als eben der Mann; wir erfahren das täglich. Also sei hübsch auf der Huth, kommen Dir wieder ähnliche Konflikte vor," endete die Tante lächelnd, Emilien auf die Stirn küssend.

Die letztere, von der freundlichen Mahnung der verehrten Tante ergriffen, küßte ihr voll dankbaren Gefühls die Hand, und vernahm alsdann in Kürze, was ihr Friedberg mitgetheilt hatte. Ihr Erstaunen war nicht gering, als ihr die Tante zugleich erklärte, daß Friedberg auf ihren Rath seine Besuche und sein Benehmen in der angeführten Weise bei ihr gemacht, und sie denselben, da sie Emiliens Absicht erkannt, dazu bestimmt hätte.

Jetzt ward dieser Alles klar, und sie mußte sich gestehn, daß ihre Eitelkeit ihr einen Streich gespielt

habe, da Friedbergs Interesse und seine Besuche ja nur Anna galten. —

Doch diese kleinlichen Gedanken schwanden schnell in der Besorgniß, ihr Gatte müßte unter dem zufällig herbei geführten Mißverständniß leiden. Sie theilte der Tante ihre Vermuthungen mit und diese rieth, schnell nach Hause zu eilen, um ihn von der Unruhe zu befreien, und zugleich das Nöthige mit Anna zu besprechen.

„Wie steht es mit ihrer Neigung für Friedberg?“ fragte sie.

„Nur zu gut,“ rief Emilie in ihrem gewöhnlichen heitern Ton. „Hätte der sonderbare Doktor nur irgend ein Lebenszeichen seiner Liebe zu ihr gegeben, so würde Alles längst zur Zufriedenheit abgemacht sein; Anna, ich weiß es, sagt nicht „nein“.

„Das freut mich,“ sprach die Tante und meinte dann: „Deinem schlauen Köpfchen kann ich diese Angelegenheit in der sichern Hoffnung überlassen, daß dieselbe mit Deiner Hülfe noch heute in Ordnung kommt, und so erwarte ich euch Alle zu Abend bei mir auf eine Tasse Thee und hoffe, es soll eine frohe Stunde sein.“ —

Emilie sagte zu und verabschiedete sich alsdann rasch.

Bei ihrem Heimgange blickte sie in die sich mit ihrem Wege kreuzenden Straßen, indem sie den so sehnlich erwarteten Gatten irgendwo zu Gesicht zu bekommen hoffte; allein vergebens. Sie entdeck e

ihn nicht, und ihr liebendes Herz litt unter dem Gedanken, durch ihre Schuld ihn den peinlichsten Zweifeln preis gegeben zu haben.

Um so schneller wollte sie ihn davon befreien. Sie ahnte nicht, daß Friedberg durch einen raschen Entschluß ihr darin bereits entgegen gekommen sei, und darum schon vor einer halben Stunde sie in ihrem Hause aufgesucht hätte.

Er traf statt ihrer Anna, und die Folge wird zeigen, daß es nur seines Willens bedurfte und einer so passenden Gelegenheit, um auch ohne eine so freundliche Fürsprecherin, als es Emilie war, zu seinem Zweck zu gelangen.

Roderich war kurz vor Emilien im Hause angelangt, wie gewöhnlich durch eine Seitenthür eintretend, wozu er den Schlüssel führte. Er hatte sich zu einer Trennung von seiner Gattin bestimmt, und wollte, da es ihm zu schmerzlich war, ihr mündliche Erklärungen zu machen, dieselben auf schriftlichem Wege erledigen. Um sie mit seiner Abreise bekannt zu machen, trat er in ihr Zimmer, fand sie jedoch nicht darin, vernahm aber in dem daran befindlichen Gemach Friedbergs Stimme, der mit warmen, beredten Worten von seiner Liebe und dem Glück der Zukunft sprach.

Roderich, dessen durch das Mißtrauen und die Liebe geschärftes Ohr jedes Wort erhaschte, war über das Zurückhalten jedes Geständnisses sowol von Emilien als Friedberg, so sehr entrüstet, daß er sich

entschlossen hatte, ohne seiner Gattin Lebewohl gesagt zu haben, sich schnell zu entfernen und abzureisen.

Das vertrauliche Flüstern in dem Kabinet drängte ihn noch mehr dazu, und schon wollte er das Zimmer verlassen, die Liebe jedoch hielt ihn gegen seinen Willen zurück. Sein Herz blutete in dem schweren Kampf, den er kämpfte.

Endlich raffte er seine ganze Kraft zusammen, streckte die Arme nach dem Kabinet aus und flüsterte in schmerzvollen Tönen: „Lebewohl auf immer!"

Dann wollte er fort. Da hielten den Fliehenden Emiliens liebe Arme auf, in welche er sprachlos vor Erstaunen und Freude sank.

Ein Blick in ihr reines, treues Auge, ihre Abwesenheit im Zimmer, während in dem Nebenkabinet Friedbergs Stimme fort ertönte, erklärten ihm sogleich seine Täuschung; und er umschlang in diesem beseligenden Gefühl die Gattin und ruhte versöhnt an ihrer Brust.

Ohne ein Wort der Erklärung hatten sich die Gatten in dem nächsten Moment vollkommen verstanden.

„Laß' uns aber auch nun die Ersten sein, welche dem Liebespaare Glück wünschen," sprach Emilie und ergriff Roderichs Hand.

„Also Anna?" fragte dieser.

„Niemand anders," erwiederte Emilie lächelnd und fügte hinzu: „Ich entdecke zu meiner Freude,

daß Friedberg ohne mein Zuthun das Richtige erwählt hat."

Emilie näherte sich der nur angelegten Thür des Kabinets, klopfte leise an und fragte:

„Ist's erlaubt?"

Statt der Antwort öffnete sich die Thür, und an Friedbergs Hand schritt Anna, von Liebe verschönt, herein und empfing die Glückwünsche der nicht minder beglückten Gatten.

Seit dieser Zeit lebten die letztern in ungetrübtem Frieden. Emilie war klug genug, Roderich das Geheimniß ihres Köpfchens nicht zu verrathen, wodurch sie sich und ihm selbst jetzt eine behaglichere Existenz auf so einfache Weise zu bereiten verstanden hatte. Nur wenn sich zufällig die Unterhaltung auf Theorie und Praxis im Leben lenkte, lächelte sie heimlich und bemerkte in altklugem Ton: „man sollte doch die erstere nicht früher loben, bevor sie sich durch die letztere bewährt hätte," und ein flüchtiger Seitenblick auf ihren Gatten verrieth dem Eingeweihten, daß sie das vollste Recht zu dieser Behauptung beanspruchen zu dürfen glaubte.

Die Mühle Finken.

Wer Gelegenheit fand, die samländische Ostseeküste Altpreußens zu besuchen, wird, wenn er die reizend gelegene Besitzung „Georgenswalde“ und das durch seine pittoreske Schönheit weit und breit berühmte Forstamt „Warnicken“ passirte, nach dem, wegen seiner Bernstein-Fischereien und Gräbereien, welche daselbst gegenwärtig in dem größesten Maßstab betrieben werden, bekannten umfangreichen Dorf „Groß-Kuhren“ gelangen, durch welches der Weg nach der „Mühle Finken“ führt.

Wie die meisten andern Dörfer und Privat-Besitzungen an dieser Küste, ist auch die letztgenannte Mühle der Sommer-Aufenthalt von Badegästen, welche sich der Naturschönheiten und der billigen und bequemen Gelegenheit zum Baden halber daselbst stets in großer Anzahl einzustellen pflegen.

In einem Thal gelegen, das von hohen, mit dichtem Gebüsch besetzten Bergen begrenzt, sich bis in das Meer hinzieht, und in welchem der Mühlbach dem

Schooß des letztern munter entgegen rauscht, ist Finken besonders beliebt und der Tourist, welcher den Strand besucht, pflegt diesen Ort meistens als das Endziel seiner Wanderungen zu benutzen, um daselbst einige Tage auszuruhen, ehe er den Rückweg wieder antritt.

An diesen lieblichen Ort knüpft sich die folgende Erzählung.

Auf der nämlichen Stelle, auf welcher sich gegenwärtig die Mühle mit ihren stattlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden befindet, stand vor mehr als zweihundert Jahren gleichfalls eine solche, was natürlich erscheinen wird, da Wassermühlen — und eine solche war und ist die Mühle Finken — in der Nähe des Strandes eine Seltenheit sind und diese Mühle ihre Betriebskraft nur aus nahe gelegenen Bergesquellen erhält.

Der damalige Besitzer, Anton Heller mit Namen, war weit und breit wegen seiner Redlichkeit und Gastfreundschaft bekannt, und darum hatte sein Mühlwerk vollauf zu thun, und sein Gewerbe blühte.

Die Mühlen sind von Alters her wegen der lieblichen Töchter berühmt, womit der Himmel die Bewohner derselben zu segnen pflegt; das war auch mit der Mühle Finken der Fall. Anton Heller konnte sich rühmen, Vater des schönsten Kindes zu sein; denn die zwanzigjährige Anna war zart und fein, wie aus Milch und Blut geschaffen, dabei frisch und gesund,

wie man es nur sein kann beim täglichen Genuß der stets frisch herwehenden Seeluft. Aber sie besaß außer diesen körperlichen Vorzügen noch höhere, und zwar ein vortreffliches Herz, ohne Falsch und Arg, und eine Seele voll Unschuld und Tugend. Indem solche Vorzüge sie zu einer lieblichen Erscheinung erhoben, war es natürlich, daß dieselben in den Männern das heiße Verlangen nach ihrem Besitz erregten, und gewiß würde mancher von ihnen bereits bei dem alten Heller angefragt haben, wenn er nur durch Anna's Benehmen gegen ihn dazu ermuthigt worden wäre.

Aber freilich, das war der Stein, woran sich ein Jeder, der mit solchen Gedanken und Absichten sein Pferd nach der Mühle lenkte, stieß. Denn Anna war zu einem Jeden ohne Unterschied freundlich, reichte Jedem eben so schnell den Krug und sagte mit eben solcher Unbefangenheit das Wort zum Abschied.

Mancher reiche Bauernsohn war oft nahe daran, da er keinen Vorzug von ihr erlangen konnte, einen dummen Streich zu begehen, bis er sich noch zur rechten Zeit besann, aus der Noth eine Tugend machte und eine Andere freite, mancher jedoch hielt aus in der Hoffnung, es könnte doch wol noch für ihn die günstige Stunde schlagen; denn Anna schien ihr Herz noch von der Liebe frei erhalten zu haben, wenigstens konnte Niemand, trotz alles Spionirens herausbringen, ob sie etwa bereits versprochen sei.

Ungefähr eine viertel Meile von der Mühle ent-

fernt lag an der Küste das Amt „Dirschkeim", in welchem der Amtmann Wegelind wohnte, der außer der Handhabung der Justiz auch noch die Aufsicht über den Strand leitete.

Es waren damals besondere Leute von der Regierung angestellt, welche den Bernstein sammeln und an den Amtmann abliefern mußten, der dann nach Verordnung weiter damit verfuhr.

Der Bernstein stand damals in noch höherem Preise, als jetzt, und so war es natürlich, daß die Bewohner der an der Küste gelegenen Dörfer, lüstern nach Vortheil, häufig eine günstige Stunde benutzten, um sich durch einen solchen Diebstahl zu bereichern. Die Gelegenheit dazu bot sich häufig dar, da der Strand unmöglich zu jeder Zeit beaufsichtigt werden konnte, die Dorfbewohner überdies auch die Fischerei in der See betrieben, also den Strand nothwendig betreten mußten. So war es denn gekommen, daß sich die Bernstein-Diebstähle in den letzten Jahren so sehr vermehrt hatten, daß die Regierung die härtesten Strafen darauf setzte, und die zur Aufsicht des Strandes Beamteten anwies, über den letztern mit der höchsten Strenge zu wachen.

Diesem Befehl kam besonders der Amtmann Wegelind in Dirschkeim nach, der, von Natur ein roher, jähzorniger Mann, weit über seine Befugniß hinausging, und ohne viel Aufhebens oder genauere Untersuchung des Geschehenen oft schon auf den bloßen

Verdacht hin anklagen und bestrafen ließ. So mußten viele Unschuldige leiden, und die Schuldigen die härtesten Strafen erdulden, härter, als sie Gesetz und Gerechtigkeit vorgeschrieben hatten.

Die grausame Strenge des Amtmanns hatte ihren guten Grund; er glaubte sich dadurch bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen; denn je mehr er Schuldige dem peinlichen Gericht überantwortete, um so größer mußte sein Verdienst sein. Allerdings erreichte er seinen selbstsüchtigen Zweck, zugleich aber zog seine Strenge ihm auch den Haß und Abscheu aller unter seiner Botmäßigkeit stehenden Bewohner zu, und Mancher, der durch seine Anklage unschuldig hatte leiden müssen, wünschte ihm alles Unglück an den Hals; Mancher hatte vielleicht auch im Stillen geschworen, sich zur gelegenen Zeit an ihm zu rächen.

Der Amtmann wurde in der Ausführung und Handhabung seiner strengen Befehle durch Kühnlein, dem Amtsschreiber, auf das Beste unterstützt.

Ein Amtsschreiber war in der damaligen Zeit keine so unwichtige Person, als in der Gegenwart, besonders, da der Amtmann aus Bequemlichkeit die Geschäfte demselben überließ und nur, wo er wollte und mußte, persönlich einschritt. War der Amtmann gefürchtet, so war der Amtsschreiber eben so wenig beliebt. Trotz seiner sanften, süßlichen Reden und Versicherungen, nur eine untergeordnete Person zu sein und auf Befehl seines Vorgesetzten so und nicht an-

ders handeln zu können, war er doch in Fällen, wo er nicht durch Geschenke gut gestimmt wurde, ein passendes Seitenstück zu Wegelind, und fast noch mehr als dieser verabscheut. Dazu trug seine nichts weniger als angenehme Persönlichkeit noch mehr bei. War der Amtmann ein etwas korpulenter Vierziger, dessen Antlitz den Ausdruck der Schlemmereien trug, welchen er sich ergeben, so bildete die dünne, hagere Gestalt, das graugelbe Antlitz Kühnleins gerade den Gegensatz; war der Amtmann auffahrend, derb und stets befehlend, so war das Benehmen des Schreibers dagegen freundlich, schmiegsam und mit der Geschicklichkeit gepaart, seine innersten Gedanken schlau zu verhehlen. Demjenigen, welchen er im Herzen gram war und zu verderben trachtete, kam er dennoch mit freundlicher Miene entgegen und verrieth niemals, was seine Bosheit im Geheimen gegen ihn ausgesonnen hatte, so daß die Verrathenen nicht eher etwas davon ahnten, als bis der stets treffende Schlag erfolgte.

Wie natürlich also, daß man diesen Leuten so weit als man nur immer konnte, aus dem Wege ging und, um nur in Ruhe und Frieden zu leben, oft die größten Opfer brachte.

Kühnlein nun, der überall herumhorchte und dem Amtmaun Alles hinterbrachte, was er mit List ausspionirt hatte, um neues Material zu Anklagen zu gewinnen, wußte sich auch noch dadurch in dessen Vertrauen zu befestigen, daß er dem Gelüste desselben

nach hübschen Frauen entgegen kam und ihm behülflich war, seine bösen Zwecke zu erreichen.

Diese beiden, durch gleiche Leidenschaften mit einander verwandten Menschen hatten im Lauf der Zeit in ihren Handlungen jede Rücksicht aus den Augen gesetzt, indem sie, sich einander stets Beistand leistend, niemals eines Vergehens geziehen werden konnten, falls wirklich einmal ein unschuldig Bestrafter oder in seinen Rechten Verletzter es wagte, eine Anklage gegen sie zu erheben.

So war schon Mancher als schuldloses Opfer gefallen; denn niemals blieb die Rache aus, und Wegelind und sein Schreiber trieben ihre Ränke zügellos in übermüthiger Sicherheit ihrer Unantastbarkeit.

In Kühnlein hatte die zur vollsten Schöne erblühte Anna das heftige Verlangen nach ihrem Besitz erregt. Er wollte sie zu seiner Frau machen, und sich mit dem Besitz eines so hübschen Weibes auch zugleich in den ihrer reichen Aussteuer setzen; denn der Müller war ein sehr wohlhabender Mann. Obwol er früher nur ab und zu nach Finken geritten kam, um nach seiner Art zu spioniren, da in der Mühle viele Leute verkehrten, so verdoppelte er jetzt seine Besuche und begann Anna mit Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten zu belästigen. Der Müller, obwol er das bemerkte, legte ihm dennoch nichts in den Weg, denn er sah sehr gut, wie Anna sich davor auf jede Weise zu hüten suchte, überdies wußte er,

daß dieselbe mit dem Werkführer der Mühle, Albrecht, in gutem Einvernehmen stand. Er billigte diese Wahl seines Kindes von Herzeu. Albrecht war ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mensch, dem er einst seine Mühle und sein Kind mit vollem Vertrauen übergeben konnte. Er glaubte unter solchen Umständen seinem Kinde keine weiteren Vorsichtsmaßregeln in ihrem Benehmen gegen den heuchlerischen Kühnlein, den er, wie alle Anderen, mißachtete, geben zu dürfen.

So vergingen mehre Monate; der Schreiber kam und ging und ermüdete nicht, Anna oft genug zu erinnern, daß er nur ihretwegen sich die kostbare Zeit abstahl; aber sie zeigte sich dafür nicht im Geringsten dankbar, sondern war im Gegentheil gemessener zu ihm, als zu allen Andern, und gab ihm oft genug deutlich zu verstehen, daß seine Mühe vergeblich wäre.

Aber Kühnlein war nicht der Mann, sich so leicht abschrecken zu lassen, wenn es ihm darauf ankam, ein ihm wünschenswerthes Ziel zu erreichen; auch war er viel zu sehr von seinem Ansehen überzeugt, um nicht zu erwarten, daß, wenn Anna auf seine Bemerkungen durchaus nicht eingehen wollte, er sie dazu durch den Befehl ihres Vaters leicht würde zwingen können. Er kannte dessen Charakter. Heller war ein offener, durchaus rechtlicher Mann, der die Lüge scheute und seinen geraden Weg ging, ohne sich durch Vorsicht und Schlauheit vor den Nackenschlägen böser Menschen zu schützen.

Als daher ein Monat nach dem andern dahin gegegangen war, ohne daß Anna's Benehmen gegen ihn irgendwie zu bessern Aussichten berechtigte, sich zugleich sein Verlangen nach ihrem Besitz dadurch immer heftiger steigerte, so nahm er sich vor, von dem Müller ihre Hand zu verlangen.

Den nächsten Sonntag kam er denn am Nachmittag angeritten, angethan mit seinem saubersten Kleide, in seinem Antlitz Stolz und die Sicherheit des Befehlens. Ohne alle Umschweife theilte er dem Müller mit, daß er sein Auge auf Anna geworfen und sie zu seinem Weibe machen wolle, und verlangte, daß noch an demselben Abend die Ringe gewechselt werden sollten.

Der alte Heller hörte seinen Antrag ruhig an und erwiederte ihm, daß er seine Tochter nur nach ihren Wünschen zu verheirathen gedächte, und da er bemerkt, daß sie kein Verlangen trüge, des Schreibers Frau zu werden, ihn an die Einwilligung Anna's verweisen müßte; sagte sie ja, so wollte er nicht nein sagen.

Da merkte der Schreiber, was die Glocke geschlagen hatte und meinte, Vater und Tochter wären mit einander im Einverständniß und seinetwegen Alles längst abgekartet, und durch die unerwartete Antwort des Müllers überaus erzürnt, setzte er ihm mit den heftigsten Vorwürfen über seine Schwäche, Anna den Willen zu lassen, zu, indem er ihm deutlich zu ver-

stehen gab, daß der Müller es sich zur Ehre rechnen müsse, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen.

Langmüthig hörte der Müller seine Vorwürfe an, endlich aber riß ihm der Geduldsfaden, und er gab ihm in nachdrücklichen Worten zu verstehen, seine Worte zu sparen und sich zu trollen, da er nun einmal seinen Willen kenne, und er davon niemals abgehen würde. Wollte er es mit Anna versuchen, so möge er bei ihr anfragen, und er gebe ihm sein Wort, nehme sie ihn an, würde er ihm sein Versprechen auch halten.

Da erwachte aber Kühnlein's ganzer Zorn; in dem Glauben, der Müller wolle ihn mit diesem Vorschlag nur verhöhnen, sprach er die schrecklichsten Drohungen gegen ihn und Anna aus und sagte ihm, er wolle es ihm schon zur rechten Zeit gedenken.

Wüthend vor Zorn warf er die Thüre zu, schwang sich auf das Pferd und sprengte davon, indem er sich für den ihm angethanen Schimpf an Vater und Tochter empfindlich zu rächen vornahm.

Der bestürzte Müller theilte Anna mit, was er mit dem Schreiber erlebt hatte, und verhehlte ihr nicht, daß von demselben für die Folge nichts Gutes zu erwarten sei, beruhigte sie aber auch mit der Versicherung, dafür zu sorgen, damit man ihm nicht so leicht beikommen sollte. Anna, von der Liebe des Vaters auf das innigste gerührt, dankte ihm mit vielen herzigen Worten und gestand ihm offen, daß,

wenn sie einen Mann wählen dürfte, es Albrecht, der Werkgeselle, sei, den sie lieb habe, wie keinen Andern.

Heller küßte sein aufrichtiges Kind, rief dann Albrecht herein und fragte ihn, wie es mit ihm stände, und als dieser nicht mit der Sprache heraus wollte und meinte, er sei zwar einem Mädchen gut, dürfe aber als armer Mann nicht an ihren Besitz denken, da rief der redliche Heller Anna herbei und gab sie ihm und sagte, er wisse längst, daß sich Beide im Stillen lieb hätten, und sie möchten nur heute noch die Ringe mit einander wechseln.

Da gab es denn ein großes Freuen der Liebenden, und sie dankten dem Müller mit herzlichen Worten für seine väterliche Liebe.

Heller, der seine rechte Freude an ihrem Glück hatte, nahm ihnen darauf das Versprechen ab, ihre Liebe und Alles, was geschehen, vor den Leuten geheim zu halten, um erst Kühnlein's Aerger über den heute erlebten Fehlschlag seiner Hoffnungen verrauchen zu lassen, damit er nicht noch mehr zur Rache gereizt würde, erführe er schon jetzt, daß Anna Albrecht ihn vorgezogen. Denn nichts sei empfindlicher, als gekränkte Eitelkeit, meinte der Müller, und erinnerte sie überdies an den rachsüchtigen Charakter des Schreibers und die Macht, welche derselbe zu schwarzen Thaten besaß.

Gern willigten die Liebenden in Alles ein, was der Vater verlangte, war ihnen doch nun der gegen=

seitige Besitz gesichert und lachte ihnen in der Zukunft das schönste Glück. Sie thaten daher vor den Leuten und Hausgenossen, wie ehedem, fremd zu einander und kamen nur selten und heimlich zusammen, um sich ihres Glückes zu freuen.

Der Schreiber ließ sich nicht weiter in der Mühle sehen, noch that er irgend etwas, das die Besorgniß erregen konnte, er ginge etwa mit Rachegedanken gegen den Müller um.

Und so gaben sich die Liebenden und Heller selbst der Hoffnung hin, der Schreiber hätte seinen Zorn gegen ihn bereits verrauchen lassen, und lebten ruhig und ohne Furcht.

Das sollte leider nicht lange währen.

Kühnlein, viel zu listig, um sogleich mit seinen Racheplänen hervor zu treten und sich dadurch zu verrathen, ließ fast zwei Monate vergehen, ehe er wirklich etwas that; er wollte seine Opfer erst ganz sicher machen, um sie alsdann um so leichter zu verderben.

Alles, was er während dieser Zeit unternahm, bestand darin, geheime Spione zu dingen, die das Thun und Treiben des Müllers und Annas beobachten und ihm, wenn sie etwas Besonderes entdeckten, mittheilen sollten. Denn das wußte er wohl, daß man dem Müller, der allgemein als rechtlicher Mann bekannt war und niemals zu dem Verdacht eines sträflichen Vergehens Gelegenheit gegeben hatte, nicht so leicht

an den Hals kommen konnte; er wollte sicher gehen und also auch die günstigste Gelegenheit dazu benutzen.

Diese sollte sich früher finden, als Kühnlein gehofft; doch zuvor noch ein Ereigniß eintreten, durch welches des Schreibers Rachegefühl nicht nur erhöht wurde, sondern selbst noch einen Dritten zum Ziel nehmen sollte.

Es verhielt sich damit also.

Anna liebte es, an schönen Sommertagen längs dem Bächlein, das sich in der Tiefe des Thals, in welcher die Mühle lag, hinschlängelte, nach dem Meere hin zu lustwandeln, wobei sie, die eine angenehme Stimme hatte, fröhliche Lieder sang, womit sie sich während des Spazierganges die Zeit verkürzte. Das hatten dem Schreiber die Spione bald mitgetheilt, und er selbst machte sich daher auf, um sie zu belauschen. Denn trotzdem, daß er abgewiesen war und Anna ihn stets mit großer Gleichgiltigkeit behandelt hatte, konnte er doch die Leidenschaft nach ihr nicht aus seinem Herzen vertreiben, sondern die Begierde nach ihrem Besitz war im Gegentheil dadurch nur noch stärker angefacht worden.

So war er auf Schleichwegen oft nach dem Thal geritten, hatte sein Roß in dem Gebüsch verborgen und war ihr alsdann nachgeschlichen. Aber stets vergebens, denn wenn er seinem Ziel schon nahe zu sein glaubte, trat irgend eine Störung ein und er entfernte sich eben so heimlich, als er gekommen war.

Eines Sonntags war der Müller ausgefahren, Albrecht noch in der Mühle beschäftigt, als Anna, nachdem der letztere versprochen, ihr bald nach der See zu folgen, auf dem bezeichneten Wege lustwandelte und sich ein Liedchen sang. Sie ahnte Kühnleins Nachstellungen nicht, noch viel weniger, daß ihr Gesang sie dem Lauscher verrathen würde.

In der Erwartung des Geliebten schritt sie langsam dahin und rastete endlich an einer Stelle, woselbst ein bequemer Ruheplatz war, pflückte sich Feldblumen und wand einen Kranz.

Sie befand sich ungefähr eine viertel Stunde daselbst, als es im Gebüsch rauschte. In dem Glauben, Albrecht komme, rief sie, ohne aufzuschauen, seinen Namen und setzte froh hinzu: „Gut, daß Du endlich kommst.“ Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als sie sich heftig umfaßt fühlte; dadurch erschreckt, schaute sie auf und sah sich in des Schreibers Armen, der sie mit wilder Begierde an sich preßte. Sie stieß einen Schreckensschrei aus, indem sie sich zugleich aus seinen Armen zu befreien suchte. Dies gelang ihr edoch nicht. Von wilder Lust entflammt, drückte Kühnlein sie nur noch fester an sich; und sie rang jetzt mit ihm, angstvoll nach Hülfe rufend. Er versuchte es, sie daran durch heftige Küsse, die er auf ihren Mund drückte zu hindern, während er nicht von ihr abließ. Annas Kräfte waren bald erschöpft, da

der Schrecken ihr dieselben bereits gelähmt hatte; die Sinne vergingen ihr.

Kühnlein triumphirte; schon glaubte er am Ziele seines Verlangens zu sein, preßte sie heftiger an sich; als ihn plötzlich ein Schlag über den Kopf traf, der ihn fast zu Boden schmetterte. Er ließ Anna rasch fahren und taumelte zur Seite. Aber schnell raffte er seine Kräfte wieder zusammen, seine Wuth trieb ihn, den Thäter dieses, nach seinen Ansichten wenigstens, unerhörten Frevels zu entdecken. Kaum hatte er denselben erblickt, als er vor Zorn ersticken zu müssen glaubte; denn er erkannte Albrecht, der Anna umfaßt hielt und ihn drohend anschaute.

Jetzt wurde dem Schreiber alles klar.

Albrecht, des Müllers Werkführer, war ihm, dem Amtsschreiber, vor welchem die Leute fast mehr Respekt hatten, als vor dem Amtmann selbst, vorgezogen worden.

Das war zu viel. Den empfangenen Faustschlag hätte er vielleicht verschmerzt; einen solchen Schimpf jedoch, der ihn in der Reputation der Leute so tief herabsetzen mußte, konnte und wollte er nimmermehr ungeahndet ertragen. Seine vergeblichen Bewerbungen um Anna waren überdies in der Gegend nur zu sehr bekannt; kam es nun wirklich zu einer Hochzeit mit Albrecht, so war er beschimpft für alle Zeiten.

Racheschnaubend fuhr er also auf und rief hohnlachend: „Also Du bist es, Bursche, um welchen ich

so beschimpft worden bin! Warte, ihr Alle sollt es erfahren, daß ein Amtsschreiber doch noch etwas mehr ist, als ein Tölpel von Müllergeselle!“

Und drohend gegen Albrecht die Faust erhebend, verschwand er im Gebüsch.

Zitternd und erschöpft von Furcht und der gehabten Anstrengung, ging Anna an Albrechts Arm nach der Mühle. Er suchte sie mit den liebreichsten Worten zu trösten, aber es fruchtete nichts; denn zwar aus einer großen Gefahr befreit, besorgte sie jetzt doch das Schrecklichste für Albrecht und ihren Vater.

Der letztere kehrte noch vor Abend nach Hause und vernahm Annas und Albrechts Bericht mit großer Besorgniß, und obwol er das Verhalten seines künftigen Sohnes nur billigte, verhehlte er ihnen doch nicht, daß von dem Schreiber nun das Schlimmste zu erwarten stände. Er empfahl Allen die höchste Vorsicht an, damit Kühnlein nicht den geringsten Grund erhielt, seine Rachepläne auszuführen und sah der Zukunft mit großen Sorgen entgegen, wenngleich er seine Gedanken seinen lieben Kindern zu verbergen wußte.

Ueber diesen Vorfall war der Sommer vergangen, der Spätherbst mit seinen Stürmen und Nebeln gekommen, welche sich aus dem Meere erhoben und die Küste und weit in das Land hinein die Gegend so dicht einhüllten, daß man keine zwei Schritt weit vor sich sehen konnte.

In dieser Zeit waren die Bernstein-Diebstähle am

Strande besonders häufig. Meistens herrschten alsdann Nord- und Nordwestwinde, die, wenn sie sich zu Stürmen verstärkten, den Bernstein aus seinem unerschöpflichen Hauptlager, das sich an der westlichen Uferspitze, tief, tief hinein ins Meer erstreckte, wie das auch noch heutiges Tages der Fall ist, — aufwühlten, und alsdann bei günstiger Abstillung des Meeres an den Strand warfen. Das wußten die Diebe nur zu wohl, und eben so kannten sie die Vortheile, welche ihnen die dichten Seenebel gewährten, ganz abgesehen von denjenigen, welche ihnen die finstere Nacht noch überdieß darbot.

Die Entdeckung der Diebe wurde durch die letztern Gründe in dieser Zeit besonders sehr schwierig, weshalb der Amtmann die Aufsicht über den Strand verdoppeln ließ.

Es wurden in der Nacht häufig Streifzüge von den Aufsehern des Strandes gemacht, denen sich Kühnlein, mehr in dem Verlangen, Vortheile zu erlangen, als vom Pflichteifer getrieben, beigesellte.

So geschah es denn, daß der Schreiber, als er einst die Aufseher des Strandes bei einer Streiferei in der Nacht begleitete, gerade als ein sehr dichter Nebel die Gegend bedeckte, von denselben getrennt wurde und sich plötzlich allein sah.

Ihm wurde unbehaglich zu Muthe, als er das entdeckte. Die Wogen brausten und schäumten hochauf gegen den Strand, und der dichte Nebel umhüllte ihn

so dicht, daß er sein Pferd nur im Schritt gehen lassen konnte. Das Geräusch der Brandung machte sein Nahen unhörbar, und so kam es denn, daß er sich plötzlich bei einem Manne befand, der mit Hülfe einer Laterne, welche er an seinem Gurt befestigt hatte, Bernstein fischte.

Des Schreibers Auge zuckte vor Freude über diese Entdeckung. In dem nächsten Augenblick richtete er die Pistole auf den Dieb, und war an seiner Seite. Dieser, ein schon wegen Bernstein-Diebstahls bestrafter Mensch, sah seine gefahrvolle Lage ein und ergab sich dem Schreiber ohne viele Gegenrede, da er wohl wußte, daß die Flucht ihm nichts nützen konnte.

Kühnlein ließ sich den Raub zeigen und fand kostbare Stücke darunter. Während er damit noch beschäftigt war, schien sich in seiner schwarzen Seele ein ihm besonders angenehmer Gedanken zu entwickeln.

„Höre, Schuft," sprach er zu dem Mann, „ich kann Dich hier wie einen Hund todtschießen, ohne daß ein Hahn nach Dir kräht, will Dir aber nicht nur das Leben schenken, sondern Dich auch vom Halseisen befrei'n, wenn Du den Befehl, den ich Dir geben werde, pünktlich erfüllst."

„Gebietet über mich, Herr, ich thue Alles, was Ihr wollt," betheuerte der Delinquent.

„Nun denn, so höre. Ich will keine Anzeige machen, ja, wenn Du etwa wieder einmal Gelüste hast, Bernstein zu stehlen, ein Auge zudrücken, dafür mußt

Du aber noch in dieser Nacht in des Müllers Haus zu bringen suchen, und diesen Beutel mit Bernstein an einem heimlichen Ort verwahren und mir alsdann genau die Stelle bezeichnen."

„Wenn es weiter nichts ist, recht gern," sprach Adam, so hieß der Dieb, erfreut, so leichten Kauf's davon zu kommen.

„Noch eins," meinte Kühlein, sich besinnend; „der Müller wird des Diebstahls oder doch der Hehlerei angeklagt werden, Du wirst Dich freiwillig als Zeuge gegen ihn melden, wenn man einen öffentlichen Aufruf ergehen läßt."

„Ich will thun, wie der Herr Amtsschreiber mir befehlen," betheuerte Adam.

„So ist's recht," sprach der Schreiber, frohlockend, endlich ein Mittel gefunden zu haben, dem Müller an den Hals zu kommen. Doch besann er sich nochmals, ihm fiel Albrecht ein, dem er gleichfalls Rache geschworen, und so verlangte er, Adam möge aussagen, Albrecht mit dem Müller gemeinschaftlich bei der That gesehen zu haben.

„Einen mehr oder weniger, das kommt mir nicht drauf an, besonders wenn Euch damit ein Dienst geschieht," erwiderte Adam lachend. „Verlaßt Euch ganz auf mich, Ihr sollt mit mir zufrieden sein."

„So gehe sogleich an's Werk, die Stunde ist günstig; hier hast Du den Beutel," sprach der Schreiber, indem er ihm denselben zurückgab.

Der Verbrecher nahm denselben in Empfang und begab sich auf den Weg nach der Mühle.

Kühnlein ritt frohlockend nach Hause, er war überzeugt, den Müller und seinen Gesellen in der Schlinge zu haben. Während er den Weg nach Dirschkeim zurücklegte, spann er seinen schwarzen Plan weiter aus und war, als er das Amtshaus erreichte, mit sich vollkommen im Reinen.

Von der Nacht und Finsterniß begünstigt, gelangte Adam zu der Mühle, erstieg behende den Zaun, der das Gehöft umgab, und daselbst angelangt, überlegte er alsdann, wo er den Beutel verwahren könnte. In das Haus zu dringen war unmöglich, in den Vorrathsgebäuden konnte derselbe leicht von fremden Leuten entdeckt und fortgenommen werden, er mußte also, um seinem Auftrag Ehre und sich den Schreiber zum Freunde zu machen, einen sichern Platz ausspüren. Vorsichtig umschlich er das Haus und entdeckte an der Giebelseite eine Leiter, welche ihm gestattete, das Fenster im obern Stock zu erreichen.

Er wußte, daß in der Giebelstube Niemand wohnte und dieselbe während der kalten Jahreszeit nur zum Aufbewahren von Vorräthen und Sachen benutzt wurde. Eilig erstieg er daher die Leiter, wußte auf geschickte Weise einen Fensterflügel zu öffnen; stieg in die wirklich unbewohnte Stube, welche vielerlei Geräthe enthielt, suchte einen passenden Platz für den Beutel und verbarg denselben sorgfältig. Unentdeckt stieg er darauf

wieder in den Hof und begab sich alsdann zu Kühnlein, dem er das Gelingen seiner bösen That frohlockend mittheilte.

Der letztere traf sofort die nöthigen Vorbereitungen, um sein Vorhaben auszuführen.

Der Müller, zwar besorgt vor der Rache des Schreibers, hatte doch in seiner Rechtlichkeit wieder Muth gefunden, den Streich, der ihn etwa treffen könnte, mit Ruhe abzuwarten. Aus Vorsicht verschwieg er gegen Jedermann den zwischen Anna und Kühnlein stattgehabten Vorfall, und hoffte, den Schreiber dadurch zu beruhigen. Eine Anklage hätte überdies die Sache nicht verbessern können; da sein Feind eine zu mächtige Stütze in dem Amtmann besaß, und dieser wieder gute Freunde bei dem Gericht in der Stadt hatte, daher die erstere nicht nur durchaus fruchtlos ausgefallen wäre, sondern dem Müller wahrscheinlich noch größere Gefahren bereitet hätte.

Aber, wie wir wissen, sollte ihm diese Vorsicht nichts fruchten.

Am Morgen schon nach jener Nacht, drang der Schreiber mit mehren Gerichtsdienern bei dem Müller ein, ließ das Haus ringsum besetzen und dasselbe in der Anklage wegen Bernsteindiebstahls genau durchsuchen. Der Beutel wurde an dem bezeichneten Ort gefunden und der Müller und Albrecht als die Diebe bezeichnet.

Heller, der sogleich die eigentliche Veranlassung zu

dieser ungerechten Behandlung erkannte, tröstete seine Kinder mit der Hoffnung, daß seine und Albrechts Unschuld bald an das Tageslicht kommen müsse, da sie ja schuldlos und hier andere Dinge im Spiel wären.

Nach einem herzlichen Abschied von Anna ließen sie sich ruhig binden und nach dem Amt abführen, woselbst sie vorläufig gefangen gesetzt wurden, bis sie mit anderen Verbrechern nach Königsberg zum peinlichen Gericht abgeführt werden sollten.

Der Amtmann war während dieses Vorgangs abwesend und Kühnlein hatte freies Spiel. Daß er den Müller und Albrecht auf das Härteste behandeln ließ, wird sich ein Jeder denken können; aber er benutzte auch Annas Rathlosigkeit und Furcht, um sie zu veranlassen, ihm für die Rettung ihres Vaters jetzt nach Willen zu sein und auf seinen frühern Vorschlag einzugehen.

Er versprach, das Geschehene vergessen zu wollen, ihren Vater von jeder Anklage zu befreien und selbst Albrechts Unschuld anzuerkennen, wenn derselbe sogleich nachdem er auf freien Fuß gesetzt worden wäre, für alle Zeit die Gegend verlassen wollte.

Annas Liebe bestand einen harten Kampf; dennoch siegte zuletzt die Ueberzeugung von der Unschuld ihrer Lieben, und in dem Vertrauen auf göttliche Hilfe, wieß sie den arglistigen Schreiber entschieden ab. Dieser ließ sich dadurch jedoch nicht abschrecken; er hoffte mit Zuversicht, Annas Geduld und Kraft den-

noch endlich durch Mittheilungen über die ihrem Vater drohenden schweren Strafen und Leiden zu erschöpfen und sein Ziel zu erreichen, und wiederholte ihr daher seinen Vorschlag häufig. Aber er bemühte sich dennoch vergeblich; denn Heller hatte Anna auf die Rückkunft des Amtmanns vertrösten lassen, und so harrte sie geduldig aus, wie sehr sie auch Kühnlein belästigte.

Der Amtmann kam endlich und zwar früher, als er erwartet worden war, nach Hause. Zum Glück waren die Verhandlungen noch nicht weit gediehen, und Heller und Albrecht auch noch nicht nach Königsberg abgeführt worden, und so sollte Kühnlein seine schändliche Absicht nicht erreichen.

Der Amtmann, dem der Müller als ein rechtlicher Mann bekannt war, befand sich nämlich gerade in Geldverlegenheit, was sehr häufig vorzukommen pflegte, und that Heller daher im Geheimen den Vorschlag, ihm mehre hundert Thaler vorzuschießen, indem er ihm dagegen versprach, die Verhandlungen abbrechen und ihn und Albrecht von der Anklage befreien zu wollen.

Mit Freuden ging Heller darauf ein. Der einzige Ankläger und Zeuge, Adam, wurde für unzulänglich erkannt, da er ein mehrfach bestrafter Dieb war, und, da weitere Gründe zu einer Anklage nicht vorgebracht werden konnten; der Müller sich überdies erbot, dem Amtmann noch eine weitere Summe als Bürgschaft für seine Unschuld zu übergeben, so wurde er und Albrecht schuldlos befunden und entlassen.

Der Schreiber, dem seine Opfer entrissen wurden, knirschte vor Wuth, um sich jedoch nicht zu verathen, heuchelte er die größte Gleichgültigkeit, indem er zugleich auf einen andern Plan sann, den Müller und Albrecht zu verderben.

Hellers Prozeß gab ihm die erwünschte Gelegenheit, dazu den ersten Faden zu spinnen.

Der Amtmann kam selten in des Müllers Haus und hatte Anna nicht gesehen; als Kühnlein nun mit dem Amtmann über den Müller sprach, theilte er ihm mit, welche reizende Tochter derselbe besitze und er sich den Genuß so vieler Schönheit nicht entgehen lassen sollte. Der leicht entzündbare Amtmann ließ sich das nicht umsonst gesagt sein, benutzte die erste Gelegenheit, bei Heller einzusprechen und überzeugte sich bei diesem Besuch zugleich, daß ihm sein Schreiber nicht zu viel gesagt hatte. Seine Besuche bei Heller wurden häufiger und, indem sich seine Begierde nach Annas Besitz dadurch immer mehr steigerte, traten auch seine wahren Absichten immer deutlicher hervor.

Kühnlein frohlockte; er kannte den Amtmann zu genau, um nicht zu wissen, daß derselbe keines seiner Verlangen unbefriedigt ließ und dabei nichts scheute. Das Verderben Annas war sicher, und damit das Unglück Hellers und des kecken Müllergesellen.

Der Amtmann machte Anna ungescheut die frechsten Anträge, und trieb es so weit, daß er sie einst, als sie sich zufällig allein befanden, umfaßte und durch

Gewalt zu erreichen suchte, wozu sie sich nicht gutwillig verstehen wollte.

Darüber kam Heller, es entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen ihm und dem Amtmann, der damit endete, daß, als dieser sich nicht scheute zu erklären, wie es für Anna eine Ehre sein müßte, von einem so vornehmen Herrn, als er sei, zur Geliebten ausersehen zu sein, ihm der Müller für alle Zeit sein Haus verbot, und Wegelind racheschnaubend abziehen mußte. Mit Kühnlein, der seinen Zorn noch mehr aufstachelte, ersann er darauf die fürchterlichsten Pläne, den Müller zu verderben.

In dem Dorf Groß-Kuhren, das von der Mühle nicht sehr entfernt lag und noch daselbst befindlich ist, hatte ein Fischer vor wenigen Wochen geheirathet, seine Frau war jung und hübsch und reizte gleichfalls des Amtmanns Gelüste. Der letztere benutzte eine Gelegenheit, als die Fischer des Dorfs und auch der Ehemann dieser Frau auf den Fischfang ausgefahren waren, überwältigte sie in der Hütte und ließ die arme Frau in der beklagenswerthesten Lage zurück. Sie theilte ihrem über ihren Zustand erschreckten Mann Alles mit, verfiel bald darauf in ein tödtliches Fieber und starb.

Der Fischer, der seine Frau aufrichtig liebte, hatte anfangs still geduldet, da er gegen die Macht des Amtmanns nicht aufzutreten wagte, als aber sein Weib dem Fieber erlag, das nur eine Folge des rohen

Ueberfalls gewesen, da schwur er sich, es dem Amtmann zu vergelten.

Seit dem Vorfall mit dem letztern lebte Heller und die Seinen in fortwährender Besorgniß der Rache, die er an ihnen nehmen würde, und er entschloß sich, Albrecht schon in der nächsten Zeit mit Anna zu verheirathen, um sie vor weiteren Anfechtungen zu bewahren. Zu diesem Zweck begab er sich eines Tages nach dem Kirchdorf „Heiligen Kreuz", um das Aufgebot des Paars bei dem Pfarrer zu bestellen. Er mußte, um dahin zu gelangen, durch die kurfürstliche Forst reiten; durch welche außer der Landstraße noch ein Richtsteig nach dem bezeichneten Dorf führte. Derselbe war jedoch den Dorfbewohnern zu benutzen verboten, und nur für die in der Forst angestellten Beamten bestimmt. Trotz dieses Verbots hatte der Müller dennoch diesen Richtweg eingeschlagen, da ihn seine Geschäfte zur Eile drängten.

Nicht Böses ahnend hatte er ungefähr die Mitte desselben erreicht, als ihm der Amtmann entgegen geritten kam. Zwar erschrack der Müller, sich also ertappt zu sehen, da er aber keine böse Absicht im Sinn hatte, so faßte er sich schnell und ritt seinem Feinde ruhig entgegen.

Beim Anblick des Müllers erwachte jedoch der Zorn in dem Amtmann, und er fuhr denselben an, wie er hierher komme, da es nicht erlaubt sei, diesen Weg zu benutzen. Der Müller entschuldigte sich durch

seine Eile, Wegelind jedoch überhäufte ihn mit lauten und zornigen Reden und nahm sich in der Hitze selbst heraus, einen Schlag gegen den Müller zu führen, dem dieser jedoch geschickt auswich. Jetzt aber hatte auch Hellers Geduld ein Ende, in seinem Zorn versetzte er dem Pferde des Amtmanns einen so heftigen Schlag mit einer kurzen Peitsche, welche er bei sich führte, daß der Stiel absprang, er seinen Hut verlor und das Pferd des Amtmannes nach einem jähen Sprung auf und davon ging. Aber auch Hellers Pferd, wild gemacht, riß aus, und ehe sich der Müller noch besinnen konnte, war es schon eine weite Strecke fortgesprengt und er befand sich bereits auf dem Felde bei „Heil'gen Kreuz".

So nahe dem Dorf, gab er seinen Hut auf, um keine Zeit zu verlieren und nicht etwa beim Zurückreiten wieder mit dem Amtmann zusammenzutreffen, da er überdies den Pfarrer genau kannte, und sich von demselben eine andere Kopfbedeckung verschaffen konnte.

Er ritt also beim Pfarrer ein, und wurde von diesem mit Erstaunen empfangen, da derselbe den sonst stets ruhigen Müller ganz erhitzt und in solchem Zustande vor seiner Thür halten, und bald darauf in großer Aufregung zu ihm in die Stube treten sah.

Theilnehmend und zugleich erschreckt erkundigte er sich nach der Ursache dieses bei dem Müller so un-

gewöhnlichen Zustandes, und dieser theilte ihm, nachdem er sich etwas erholt hatte, sein ganzes Unglück mit und verschwieg ihm nicht das Mindeste.

Gern glaubte ihm der Pfarrer, der den Amtmann und dessen saubern Schreiber nur zu genau kannte und versprach ihm, falls er durch den erstern in Ungelegenheiten verwickelt werden sollte, für ihn zu zeugen.

Also getröstet und nachdem er das Aufgebot bestellt hatte, ritt Heller auf dem großen Wege wieder nach Hause. Er betrat seine Wohnung mit vieler Sorge, denn ihm ahnte großes Unglück, das ihm der Amtmann aus Rache bereiten würde.

Leider sollte seine Ahnung auf eine schreckliche Weise erfüllt werden!

An dem folgenden Morgen erzählten nämlich Leute, welche zur Mühle kamen, daß der Amtmann auf demselben Wege, den der Müller am Tage vorher passirte, erschlagen und seine Leiche daselbst gefunden worden sei.

Bei dieser Nachricht erbleichte Heller, ihm fiel ein, daß er den Hut und den Stiel der Peitsche daselbst verloren hatte, und diese Gegenstände den Verdacht des Mordes leicht auf ihn lenken könnten.

Die Erzählenden bemerkten seine Unruhe, sein Erbleichen bei der Nachricht, argwöhnten Uebles, schwiegen jedoch.

Kühnleins schändlicher Charakter sollte sich jetzt in seiner ganzen Scheußlichkeit offenbaren.

Der Hut und Peitschenstiel des Müllers waren nämlich wirklich in der Nähe der Leiche des Amtmanns gefunden und nach dem Amt gebracht worden; eine Anklage gegen Heller konnte daher auf die leichteste Weise eingeleitet werden, da der Thäter des Verbrechens nicht bekannt geworden war und überdies auch kein Verdacht gegen einen Andern laut wurde.

Wie ein blutdürstiges Thier, das sich auf seine Beute stürzt, um sie zu verschlingen, so stürzte sich jetzt der Schreiber, von Rache getrieben, auf die unglücklichen Opfer. Zwar war er von des Müllers Unschuld überzeugt und ahnte den eigentlichen Thäter: aber statt ehrlich zu handeln, ließ er dem letztern vielmehr hinreichend Zeit zu entfliehen. Denn der Mörder des Amtmanns war jener Fischer, dessen Frau in Folge der ruchlosen Behandlung von Seiten des Getödteten gestorben war.

Der Fischer hatte zufällig an demselben Tage, als Heller nach Heil'gen Kreuz ritt, den Amtmann in dem Walde angetroffen, ohne daß dieser ihn gewahrte. Mit einer Axt bewaffnet, welche er zum Holzfällen gebrauchte, war er nicht wenig überrascht, den Amtmann auf dem Waldwege liegen zu finden. Das durch den Schlag des Müllers scheu gemachte Pferd hatte denselben abgeworfen, und er that einen schweren Fall. Nachdem er sich von demselben erholt hatte und

vom Boden erheben wollte, stand zu seinem Schrecken der Fischer kalt und entschlossen vor ihm. Sein Muth verließ ihn, er bebte an allen Gliedern; doch fragte er noch trotzig, warum der Fischer nicht seines Weges ginge. Dieser aber antwortete ruhig, „weil ich Deine Schandthat an meinem Weibe rächen und Dir den Kopf spalten will,“ und bevor der Amtmann noch antworten konnte, stürzte derselbe bereits, von der Axt des Fischers getroffen, todt zu Boden.

Der Fischer ließ ihn liegen, ohne sich weiter um den Leichnam zu kümmern, ging nach Hause, nahm das Beste seiner Habe, betete an dem Grabe seines Weibes, ging hinab nach dem Meer, stieß ein Boot ins Meer und verschwand bald darauf auf der hohen See.

Es wäre dem Schreiber ein Leichtes gewesen, den Verdacht auf den Entflohenen zu wenden; aber er verschwieg in seiner schändlichen Absicht Alles.

In der Mühle herrschte eine bange Erwartung.

Heller nahm Albrecht bei Seite und theilte ihm den Hergang der Sache mit, sowie seine Besorgniß wegen der Folgen derselben, übergab ihm sein baares Vermögen und rieth ihm, in eine ferne Gegend zu gehen, sich dort eine Mühle zu kaufen, und dann Anna später heimzuführen, denn er hielt sich für rettungslos verloren.

Albrecht erschrak nicht wenig über Hellers Aufträge und meinte, er nehme die Sache zu ernst; Heller

jedoch, der mit dem Rechtsgang vertrauter war, als Albrecht, ließ sich nicht irre machen und bestand auf seinen Willen und verhehlte ihm nicht, daß er dieses Mal als das Opfer des Schreibers würde fallen müssen. Er empfahl ihm Anna noch besonders und beauftragte ihn, für die Entdeckung des Mörders Alles aufzubieten, um ihn von der furchtbaren Anklage zu retten, und Albrecht gelobte, was irgend möglich wäre zu thun. Dann rief er Anna herein und machte sie in schonender Weise auf das Unvermeidliche aufmerksam, damit sie gefaßt wäre, wenn man kam, ihn in Banden zu schlagen.

Groß war ihre Bestürzung, noch größer ihr Jammer; doch gewann sie in der Ueberzeugung von ihres Vaters Schuldlosigkeit sehr bald wieder Muth und Hoffnung, daß die Untersuchung und Haft nicht lange dauern würde, und der Müller bestärkte sie durch seine Worte noch mehr darin. So erwartete sie, so wie Heller und Albrecht mit Ruhe das, was kommen konnte, und nach Hellers richtigem Schluß wirklich kam.

Kühnlein ließ nicht lange auf sich warten. Da er in Stelle des Amtmanns zu handeln verpflichtet war, so zögerte er denn auch keinen Augenblick mit der Verhaftung Hellers, begnügte sich aber damit nicht, sondern hielt die Mitverhaftung Albrechts und Annas in diesem so wichtigen Fall für unerläßlich.

Die Liebenden vernahmen diesen Befehl mit freu-

digem Gefühl, konnten sie doch das Schicksal ihres Vaters theilen und dadurch seinen eigenen Kummer erleichtern.

Seufzend fügte sich Heller in das Unvermeidliche, es war ihm schmerzlich, auch seine Kinder leiden zu sehen, und überdies bedachte er, daß er unter solchen Umständen auf Hülfe kaum rechnen dürfe, da Albrecht auch verhaftet wurde; doch baute er auf den Pfarrer und ein paar Freunde, die sich seiner in so drohender Lage gewiß annehmen würden.

Kam die Verhaftung dem Müller auch nicht unerwartet, so kam sie doch so schnell, daß er weder seine Bekannte, noch den Pfarrer aufsuchen konnte, um ihnen seine Bitte ans Herz zu legen. So gestaltete sich für den Unglücklichen Alles noch schlimmer, und mit betrübtem Herzen folgte er und seine Kinder den Gerichtsdienern in das Gefängniß, auf Gottes Hülfe und seine Unschuld vertrauend.

Kühnlein sah mit teuflischem Frohlocken die unschuldigen Opfer abführen; jetzt hatte er sie so weit, wie er wollte, und daß ihm der Müller wenigstens nicht entkommen würde, dafür wollte er schon sorgen.

Die Gefangenen wurden von einander abgesondert in Gewahrsam gehalten, Heller in schwere Banden gelegt und in einen feuchten, kalten Keller gebracht, wohin kein Tageslicht drang.

Der Mord eines in damaliger Zeit so angesehenen und wichtigen Beamten, als es ein Amtmann war,

veranlaßte die Behörde, eine strenge Untersuchung zu befehlen, damit Jeden, der dabei etwa betheiligt war, die gerechte Strafe ereilte. Es wurde zu diesem Behuf eine eigene Gerichts-Kommission nach Dirschkeim gesendet, welche dieses Verbrechen aufklären sollte. In Stelle Wegelinds wurde ein eben so harter Beamter eingesetzt, der, um seiner Beförderung Ehre zu machen, mit der höchsten Strenge verfuhr und eine Menge Verhaftungen vornehmen ließ, welche im Grunde gänzlich überflüssig waren.

Die Lage des Müllers und seiner Kinder wurde dadurch natürlich nicht gebessert. Noch nicht eingeweiht in die persönlichen Verhältnisse des Gemordeten, folgte der neue Amtmann ganz und gar den Mittheilungen Kühnleins, der ihm als ein ausgezeichneter Beamter gelobt worden war. Wie natürlich, daß, da so dringende Beweise gegen Heller vorlagen, diesem ein Prozeß auf Tod und Leben gemacht wurde.

Hellers Freunde, durch die Strenge ängstlich gemacht, mit welcher man in dieser Sache verfuhr, wagten es nicht, durch ihr Zeugniß den Schreiber und den Gemordeten anzugreifen; der Pfarrer sprach sich zwar frei aus, aber gerade, daß er den Zwist zwischen dem Gemordeten und Heller hervorhob, machte das Verbrechen in den Augen der Richter nur noch erweislicher. Kühnlein hatte gegen den Müller eine Menge Zeugen aufgebracht, welche bekundeten, gehört zu haben, wie Heller in seinem eigenen Hause kurz

vorher einen heftigen Wortwechsel gehabt; vorübergehende Arbeiter wollten auch im Walde, wo sich damals Wegelind und Heller getroffen, einen ähnlichen Wortwechsel gehört haben, dazu kam noch, daß Viele in Heil'gen Kreuz den Müller gesehn, wie er damals ohne Hut und in offenbarer Aufregung angeritten gekommen; die gefundenen Gegenstände unweit des Ortes, an welchem das Verbrechen begangen, machten es also höchst wahrscheinlich, daß er und Niemand anders den Amtmann erschlagen hätte.

Albrecht und Anna wurden nach einer längern Haft wieder freigelassen, da sich im Laufe des Prozesses nichts ergab, was sie hätte anklagen können; des Müllers Besitzung einer gerichtlichen Administration übergeben, und so war diese Familie durch Kühnleins Schändlichkeit in das furchtbarste Unglück gestürzt.

Anna, obwohl durch die Haft und den Kummer an Leib und Seele elend gemacht, bat es sich dennoch als eine Gnade aus, die letzten Tage ihres Vaters zu theilen, was dem edlen Mädchen, das man liebgewonnen, auch gewährt wurde.

Ehe sie zu dem Vater in das Gefängniß ging, hatte sie von Albrecht zärtlichen Abschied genommen und dieser ihr aufgetragen, ihrem Vater die herzlichsten Grüße zu bringen und ihm mitzutheilen, daß er zur Rettung desselben keine Mühe scheuen würde.

Mit dieser Beruhigung betrat Anna das Gefäng-

niß und tief gerührt von der Liebe seines Kindes, dankte Heller dem Himmel für diesen Trost.

Ruhig und gekräftigt durch das Gefühl seiner Unschuld hatte er bisher sein Leid getragen und auch den richterlichen Spruch vernommen. Bejahrt, wie er war, konnte ihm das Leben, nachdem er so viele Schändlichkeiten hatte erdulden müssen, nicht mehr wünschenswerth sein, und von dem Pfarrer aus Heilgen Kreuz, der ihm ein treuer Freund blieb, mit den Tröstungen der Religion versehen, sah er dem Tage seiner Hinrichtung mit Fassung entgegen. Mit Hülfe dieses wackern Mannes hatte er ein Testament verfaßt, das nach seinem Tode eröffnet werden und seine Unschuld bezeugen sollte. Er legte es in dessen Hände und empfing dagegen das Versprechen, daß sein Wille pünktlich befolgt werden würde und der Pfarrer für Anna sorgen wolle, bis Albrecht sie heirathen könnte.

Der Letztere, von Liebe und edlem Eifer angefeuert, hatte nicht gezögert, sein Versprechen zu erfüllen. Er besprach sich mit einem Rechtsgelehrten, und dieser gab ihm den Rath, wieder nach der Mühle zurückzugehen und dort nachzuforschen, ob sich nicht Vorfälle ausfindig machen ließen, welche etwa auf die Spur des Mörders führen könnten.

Diesem Rath folgte Albrecht sogleich, und rastete nicht Tag noch Nacht, bis er daselbst ankam.

Er besuchte zuerst den Pfarrer in Heil'gen Kreuz, theilte ihm mit, was ihm der Rechtsgelehrte gesagt

hatte, und lenkte des Ersteren Aufmerksamkeit auf verschiedene Vorfälle, bei welchen der Amtmann eine schändliche Rolle gespielt hatte. Denn daß durch den Mord Wegelinds irgend eine Schandthat gerächt worden war, bezweifelten sie nicht, den Zusammenhang jedoch konnte Niemand entdecken.

Fast zwei Monate waren Albrecht über die Nachforschungen dahin gegangen, ohne daß er irgend etwas von Belang ausgekundschaftet hatte; da trat er eines Abends, müde von einer langen Wanderung, in eine Schänke ein, um sich zu erfrischen.

Hier saßen mehre Landleute und besprachen des Müllers Unglück, und einer von ihnen behauptete, derselbe sei gewiß nicht der Mörder; er habe darüber so seine eignen Gedanken.

Albrecht horchte freudebebend auf; doch um den Mann nicht etwa irre zu machen, blieb er still und harrte mit Spannung des Weitern. Aufgefordert von den Anderen, seine Meinung zu sagen, erzählte denn der Landmann, daß er jenen Fischer, der kurz nach dem Morde des Amtmanns plötzlich verschwunden sei, und den man als in der See beim Fischen verunglückt bezeichnete, für den Thäter halte, und gab als Gründe dafür die Gewaltthat des Amtmanns an der Frau des Fischers an. Er erläuterte das überdies noch dadurch, daß er erzählte, wie ihm der Fischer, der die Frau aus seiner Verwandtschaft geheirathet hatte, sein

Unglück mit bitterem Kummer mitgetheilt und dabei hinzugesetzt hätte, der Amtmann solle dafür an ihn denken. Keine acht Tage nach dem Tode der Frau sei denn auch der Mord geschehen.

Albrecht drohte das Herz vor Freude zu springen, und als der Landmann geendet hatte, offenbarte er sich ihm, und bat ihn, wenn es verlangt werden sollte, sein Zeugniß abzugeben, was der Erstere zu thun versprach. Darauf eilte er mit frohem Herzen zu dem Pfarrer, und achtete weder des rauhen Winterwetters, noch der Stürme, welche von der See herzogen. Spät in der Nacht kam er in Heil'gen Kreuz an, und nachdem er dem Pfarrer sogleich seine frohe Botschaft erzählt, ließ dieser anspannen, und sie machten sich gemeinschaftlich auf den Weg nach Königsberg, wo sich Heller im Gefängniß befand.

Auf ihre Anzeige wurde der Landmann bei dem Gericht vernommen; aber seine Aussage konnte vorläufig des Müllers Lage nicht verbessern, da alle weiteren Beweismittel für die Wahrheit derselben fehlten. Die Bestätigung des Todesurtheils war indessen erfolgt, und der Tag zur Hinrichtung bestimmt.

Heller war darauf genugsam vorbereitet. Er kannte zu gut den damaligen Rechtsgang, um noch auf Hülfe zu hoffen. Seine einst stattliche Gestalt war gebeugt, sein Haar von Kummer gebleicht. So bot er in seiner Ruhe eine ehrwürdige Erscheinung dem Auge dar, die

den Gedanken, er könnte eine so ruchlose That verübt haben, bestimmt verneinte.

Albrecht hatte sich Zutritt zu ihm verschafft, um ihm noch zum letzten Mal seine Liebe und Verehrung zu beweisen und ihm mitzutheilen, was er für seine Befreiung gethan. Heller dankte ihm für seine Liebe, segnete ihn und Anna, und erwartete dann den Tag des Gerichts in Gesellschaft des Pfarrers und Annas.

Da der Pfarrer Heller auf dem letzten Gange begleiten wollte, so blieb er bei ihm und beauftragte Albrecht, nach seinem Dorfe zu reisen, und daselbst einige Aufträge von ihm an seine Familie zu bestellen.

Mit schwerem Herzen trennte sich Albrecht von Allen, versprach jedoch, am Tage des Gerichts wieder bei ihnen zu sein, um Anna in seinen Schutz zu nehmen. Eilig betrieb er seine Reise, um keine Zeit zu versäumen, und langte bald in dem Walde an, durch welchen der Weg nach Heil'gen Kreuz führte.

Als er ungefähr die Mitte desselben erreicht hatte, gewahrte er in dem Gehölz mehre Leute, Holzschläger, welche einen Menschen trugen. Sie winkten ihm, zu halten; er that dies, stieg ab, näherte sich ihnen und gewahrte zu seinem Schrecken, daß die Leute den entseelten Kühnlein trugen. Sie hatten ihn an einem Baum aufgehängt gefunden, und die Verstümmmlung seines Körpers verrieth nur zu deutlich, daß er auf gewaltsame Weise zu Tode gekommen sei. Ihn hatte die gerechte Strafe ereilt. Niemals hat man die

Thäter entdeckt, obgleich man nur zu bestimmt wußte, daß auch diesen Mord die Hand der Rache vollführt, wie das auch in der That der Fall war.

Als man die Leiche nach Dirschkeim schaffte begleitete Albrecht dieselbe dahin. Er wußte nicht, weßhalb er das that, da es im Grunde nicht nothwendig war; ihn trieb dazu die dunkle Ahnung, daß mit dem Tode Kühnleins auch des Müllers Geschick eine bessere Wendung nehmen müßte.

Dieser zweite Mord an einem Beamten erregte noch größere Bestürzung, als des Amtmanns Tödtung, und veranlaßte, Kühnleins Papiere zu durchsuchen, worauf namentlich Albrecht drang. Dies geschah, ohne daß für des Müllers Unschuld Beweise aufgefunden wurden.

Tief bekümmert entfernte sich Albrecht, und sein Schmerz, daß Heller nun rettungslos verloren sei, war jetzt um so tiefer, als er sich der tröstenden Hoffnung für eine kurze Zeit ergeben hatte, derselbe wäre noch zu retten.

Rathlos ging er nach der Mühle; aber kaum daselbst angelangt, trieb ihn seine innere Unruhe wieder auf und davon. Er strich durch die Felder und wandte sich zuletzt jenem Walde zu, in welchem Kühnleins Leiche gefunden.

Kaum hatte er denselben betreten, so erwachte plötzlich das lebhafte Verlangen in ihm, den Ort des Verbrechens aufzusuchen.

Nach wenigen Augenblicken hatte er denselben erreicht, und fragte sich jetzt erst, aus welcher Ursache er den unheimlichen Ort zu betreten sich bemüht hatte. Er wußte es nicht und schaute gedankenvoll vor sich hin.

Da fiel sein Auge auf ein viel gebrauchtes ledernes Taschenbuch, das unter einem Wachholderbusch lag und wahrscheinlich verloren sein mußte.

Die vorangegangenen Vorgänge ließen ihn vermuthen, daß dasselbe Kühnlein gehört habe; rasch hob er es auf und überzeugte sich, daß dem so sei, da er das Buch früher häufig in des Amtsschreibers Händen gesehen hatte. Um so bedeutungsvoller schien ihm der Fund und er eilte nach dem Amt, woselbst er das Verlangen aussprach, den Inhalt desselben sogleich zu prüfen. Man erkannte das Taschenbuch wirklich für das Kühnleins und erfüllte sogleich seinen Wunsch.

Er ahnte nicht, wie wichtig dieser Fund für das Geschick des unglücklichen Heller sein sollte, und daß ihn die Vorsehung ersehen hatte, der Retter desselben zu werden.

Außer mehren Briefen, die genügende Beweise lieferten, wie der Schreiber gegen die Regierung und seine Gerichtsgehörigen schändlich verfahren, entdeckte man nämlich in einer geheimen Tasche noch einen mehrfach zusammengelegten Brief, der ein Protokoll enthielt, das jener Fischer, von dem man ahnte, daß er den Amtmann erschlagen, vor seinem Tode hatte

aufsetzen lassen, und worin er sich des Mordes an dem Amtmann schuldig bekannte und die Gründe dazu angab.

Er war durch Sturm an die litthauische Küste getrieben, und, erschöpft von den erlittenen Mühsalen, daselbst tödtlich krank geworden, und hatte sich in seinem Gewissen bewogen gefunden, damit nicht etwa ein Unschuldiger verdammt würde, vor einer Gerichtsperson und vor Zeugen diese seine Aussage aufsetzen zu lassen. Zugleich ließ er sich das Versprechen geben, sein Bekenntniß sogleich an das Amt nach Dirschkeim zu senden, wohin der Brief denn auch wirklich gelangt und von Kühnlein, der ihn zuerst erbrach unterschlagen worden war, um den Müller zu verderben.

Die Zuhörer waren von dem Vernommenen tief ergriffen. Verwünschungen des Schreibers und freudige Aeußerungen, daß es dessen Ränken dennoch nicht gelungen sei, den Müller zu verderben, wechselten mit einander ab; Albrecht aber achtete ihrer in seiner Glückseligkeit nicht; sondern hatte sich rasch auf ein Pferd geworfen und sprengte, das Protokoll in seinem Busen wohlverwahrt, nach Königsberg zurück, Gott preisend, daß er ihn zum Werkzeug der Rettung gemacht, denn die Zeit drängte, da die Hinrichtung bereits am nächsten Morgen stattfinden sollte. Jede Verzögerung führte für den Müller daher die höchste Gefahr mit sich.

Sein bereits angestrengtes Pferd versagte ihm bald

den Dienst, doch er sprach in dem nächsten Hofe ein, sich ein anderes zu erbitten, und so flog er dahin und erreichte, als der Morgen dämmerte, die Königsstadt. Er hatte seine edle Absicht erreicht; der Müller war gerettet.

Es wurde nun die Hinrichtung aufgeschoben, eine neue Untersuchung eingeleitet, des Müllers Unschuld von Seiten des Gerichts anerkannt, und ihm sein Eigenthum wieder zurück gegeben.

Groß war die Freude des Geretteten. Es war ein großer Auflauf, als man den Müller aus seinem Gefängniß führte.

Von Anna, Albrecht und dem Pfarrer geleitet, wandelte er nach der Kirche, um hier vor Gott inniglich zu beten, und ihm für seine gnädige Rettung zu danken.

Darauf ließ er die Mühle und sein ganzes Besitzthum verkaufen, vereinigte die Liebenden und zog in das Innere des Landes, woselbst Albrecht eine Mühle kaufte und Heller dann im Genuß des Glückes seiner Lieben, die sich ihm so treu bewiesen hatten, noch viele glückliche Jahre verlebte.

So lautet die Erzählung von der Mühle in Finken.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.